

*Tagebuch
eines
Sonderlings*

*Die Wanderschaft im Jahre
1988 und 1989*

Volkhard Radtke

Zum Verfasser

Der Verfasser dieses Buches ist Volkhard Radtke. Es ist die zweite Veröffentlichung im *Radtke Verlag*. Das erste Buch ist ein Entschlüsselungsversuch zur Entstehung unseres Sonnensystems mit dem Titel „Die Planetenentstehung und ihre Auswirkungen auf die Sternentwicklung“.

Der Künstler, Denker, Autor und Verleger ist am 16. Juli 1956 in Bochum geboren. Er schloss eine Ausbildung als Physiklaborant in seiner Heimatstadt ab. Er hat zwei Studien in Süddeutschland an Fachhochschulen abgebrochen. Er studierte Physikalische Technik und Sozialpädagogik. Seine Arbeit konzentriert sich auf den sozialen und den künstlerischen und gestalterischen Bereich. Seine Kunstwerke wurden im In- und Ausland in Galerien und Museen ausgestellt. Ein wesentlicher Bestandteil seines Lebens ist das Führen eines umfangreichen Tagebuches. Daraus rekrutieren auch alle Textreihen. Die intensive Beschäftigung mit der Astronomie beginnt im Jahre 1999. Seitdem konzentriert er sich in seiner ganzen Arbeit auf die Theorie zur Planetenentstehung.

Das Buch umfasst 218 Seiten und 19 Fotos mit Kunstwerken des Autors.

Der Verlag

Der Radtke Verlag ist ein Selbstverlag in dem als erstes Buch „Planeten und Sterne - Ein neues Bild der Entstehung und der Sternentwicklung“ erschienen ist. Das Buch ist in seiner ersten Ausgabe im September 2005 erschienen, und auch im Internet unter: www.nowa-space.de. zu finden. Es geht auch darum, dem momentanen Denken in der Astronomie eine neue Idee zu vermitteln, aber auch als Gedankengut festzuhalten. Diese richtet sich nur an die Fachwelt der Astronomie.

Das zweite Buch ist ein reines Tagebuch mit dem Titel „Tagebuch eines Sonderlings – Die Wanderschaft vom 1988 bis 1989“. Es handelt sich um authentische Auszüge eines Tagebuches der Person, die später die Idee zu Planetenentstehung entwickelt hat. Hier geht es darum, den Denker in seinen früheren Lebensphasen und seinen Denkprozessen zu seiner Umwelt vorzustellen.

Zur Druckerei:

Das Buch wird nur an der Druckerei verkauft und nicht im Handel. Die Zahlungsfreudigkeit der Buchhandlungen ist recht schlecht. Die Druckerei ist die von Herrn Klement. Er hat sein Schreibwarengeschäft oberhalb und stadtauswärts von Uzel einer Biobäckerei. Sie erkennen das Geschäft von Herrn Klement an einem blauen **K**. der Klement ist auch in der Lage Bücher zu verschicken. Er hat auch eine Post.

ISBN-13: 978-3-00-020304-6

Für Bärbel, die den Freitod gewählt hat und für
meinen Vater.

Vorwort

Mein erstes Buch habe ich geschrieben, um Fachwissen öffentlich zu machen. Da ging es nur darum sehr detailliert eine Idee zu vermitteln. Dieses Buch richtete sich nur an Wissenschaftler. Da kein Verlag dieses Buch veröffentlichen würde, habe ich kurzerhand einen eigenen Verlag gegründet. So war ich in einem Zuge Autor und Verleger. Da es mir darum geht etwas weiterzugeben, ist es sehr nahe liegend sein zweites Buch aufzulegen.

Für mich hat sich da ganz einfach mein Tagebuch angeboten. Es ist wahrscheinlich deswegen so interessant, weil ich in meinem Leben recht viel erlebt habe und eine kontroverse Position zur Gesellschaft beziehe. Also machte ich Auszüge aus diesem Tagebuch zum zweiten Buch.

Der Grund warum ich überhaupt schreibe, liegt darin, um mit diesem Leben klar zu kommen. Ich musste schreiben. Das ist für mich neben der Kunst ein weiterer Klärungsprozess für das Leben. Das Schreiben diene demnach nicht dazu, um als Literatur verkauft zu werden. Das Schreiben macht deswegen Sinn, weil es in gewisser Weise eine Position zur Welt ist.

In einem Buch sollte es aber nicht nur um Gedanken gehen. Es geht auch darin meine Kunstwerke vorzuführen. Das aber nur in kurzen Auszügen. Die Kunst ist der zweite Halt im Leben. Sie ist ein recht umfangreiches Werk, was man in die verschiedenen Bücher, die wahrscheinlich noch erscheinen werden, einstreuen kann. Mal sehen, was sich da noch entwickelt.

Wenn ich eine Mischung aus Kunstwerken und dem Tagebuch wähle, hat das auch den Grund darin, dass ich in meiner künstlerischen Entwicklung, die sich über viele Ausstellungen zog, plötzlich an den Punkt gelangt bin, wo meine Kunstwerke in renommierterem Rahmen ausgestellt wurden. Im gleichen Zuge wurde klar signalisiert, dass dabei komplizierte Gedanken nicht erwünscht sind. Dem Redner einer meiner Ausstellungen wurde das Vortragen von meinen Gedanken aus dem Tagebuch nicht erlaubt. Es war sehr klar formuliert: „Hier wird nicht nachgedacht, sondern hier wird verkauft!“ Das festzustellen, war schon recht traurig.

Es war damals noch nicht die Zeit Texte von mir zu veröffentlichen. Heute habe ich die Entwicklung in der Astronomie nicht unbedingt abgeschlossen, - es gibt immer noch viel zu denken, - aber das Modell als solches steht. Das hat gut 7 Jahre gedauert. Damit habe ich neben dem Denken auch das Schreiben von Büchern gelernt und ich habe zu meiner eigenen Person mehr Abstand bekommen. So konnte ich mich wieder dem alten Tagebuch zuwenden und schauen welche Texte man gebrauchen kann.

Damit entsteht dieses erste Buch über die Zeit nach der Insel. Diese Zeit ist recht spannend, da ich in dieser Lebensphase noch auf der suche bin und vorher zu unserer recht unruhigen Gesellschaft durch die Ruhe auf einer einsamen Insel einen gewissen Abstand hatte.

Was mir jetzt beim korrigieren dieser Texte aufgefallen. Die Art zu schreiben waren vor 18 Jahren einfach übertrieben. Da hätte jeder gesagt: „Warum musst Du so übertreiben?“ Mittlerweile hat sich die Gesellschaft so verändert, dass man sagen kann, es ist eher untertrieben.

Ein Grund warum ich diese Gedanken spät veröffentlichen wollte, lag darin, dass ich warten wollte bis Vater gestorben ist. In den Jahren habe ich das Bild zur die Planetenentstehung entwickelt. Vater hätte sich nicht wehren können, wenn ich vorher veröffentlicht hätte. Jetzt ist auch seine Schwester tot. Das war meine Lieblingstante, die von den Geheimnissen der Kindheit gewusst hat. Sie war es die mich darum gebeten hatte zu schweigen. „Sag es nie Vater, denn Vater ist wie Vater geworden“. Nur sie und Mutter wussten, was in der frühen Kindheit an mir geschehen ist.

Wenn ich noch etwas zu dem Bär ergänzen darf, der tanzen will, so würde ich heute sagen: In gewisser Weise sind wir Menschen Bären, die den Schlüssel bei sich tragen, die aber auch das Feuer legen um sich dann in diesem Käfig einzuschließen, um das Tanzen zu lernen.

Volkhard Radtke, Bochum den 15. Mai 2007

Die Geschichte des Tagebuches

Das Tagebuch entstand als Zetteltagebuch ab dem Jahre 1976. Es ist dann zu einem Ordner zusammengefasst worden. Später ist es als Tagebuch handgeschrieben weiter geführt worden. Es gab bis zur Insel im Jahr 1988 vier Tagebücher. Umfangreich zu schreiben, beginnt jedoch erst auf der Insel und führe das bis zum heutigen Tage fort. Die Form des Tagebuches hat sich über die Jahre verändert. Bis 1993 wird das Tagebuch noch handschriftlich geführt. Danach beginne ich das Tagebuch zum Teil mit der Schreibmaschine zu schreiben. Ab 1995 wird es fast nur noch mit der Schreibmaschine geschrieben.

Es wurden immer wieder Teile des Tagebuches mit der Schreibmaschine abgeschrieben. In den Jahren 1997/98 wird das komplette handschriftliche Tagebuch abtippt. Damit existiert das gesamte Tagebuch bis zu der Zeit in zwei Formen.

Ab dem Jahre 2002 beginne ich das Tagebuch mit dem Computer zu schreiben. In dieser Form führe ich das normale Tagebuch ständig weiter. Da ich mich in den Jahren schon auf die Planetenentstehung beziehe, und sich viele Gedanken darum drehen, schaffe ich ein eigenes Astronomietagebuch. Dieses wird kommentiert und später gekürzt. Das bedeutet, gedankliche Fehler werden immer wieder nachgetragen. So kann man jeden gedanklichen Sprung erkennen. - Aus dem Astronomietagebuch entstehen die Themenbereiche zur Astronomie. Daraus entstehen wiederum Abhandlungen von einzelnen Essays bis hin zum Buch.

Dieses Tagebuch hat jetzt 6400 Schreibmaschinenseiten. Es ist neben dem Kunstwerk eine umfangreiche Textsammlung.

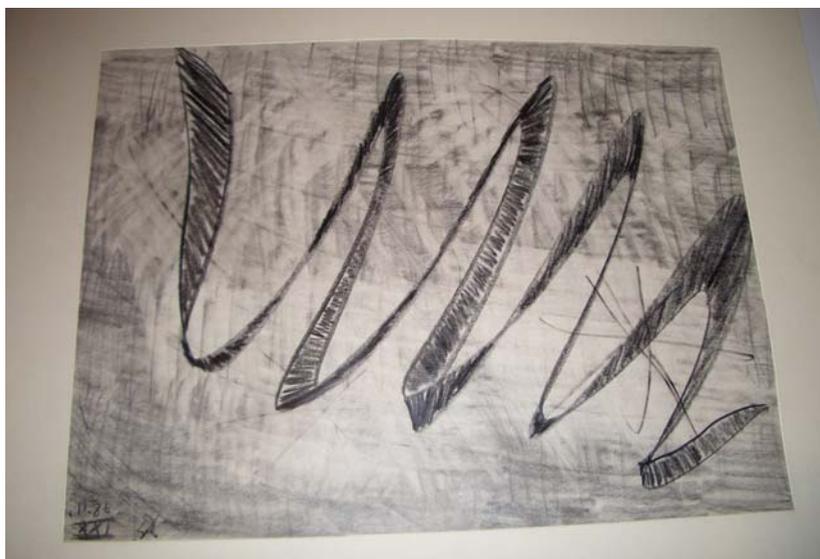
Bochum, Oktober 2006,

Die Wanderschaft

Die Wanderschaft ist der Abschnitt der Texte meines Tagebuches nachdem ich die Insel Alicudi 1988 im September verlassen habe. Danach entstehen Tagebuch VII bis XVI. Ich habe knapp ein halbes Jahr auf der Insel gelebt. Es war eine Flucht vor dieser Zivilisation. In dieser Phase lebte ich für längere Zeitabschnitte ganz alleine auf dem Berg der Insel. Nach der Zurückgezogenheit komme ich wieder in die Welt zurück. Aus dieser Rückkehr und auch die Fixierung auf das Tagebuch ergeben sich diese Texte. Ich bin in der Zeit an sehr verschiedenen Ort in Deutschland und auch in Italien gewesen. Dieses Reisen hält bis zum August 1989 an. Ab September zeichnet sich ab, dass die Wanderschaft ein Ende hat.

Vorwort	7
Die Geschichte des Tagebuches	9
1 Nach der Insel	12
2 Bootsreparatur und Jasmin	17
3 Erster November im Ruhrgebiet	33
4 Zwischen Ruhrgebiet und Berlin	44
5 Das Jahresende	63
6 Die Auseinandersetzung	71
7 Die Geschichte um Bärbel	79
8 Die vermeintliche Reise zur Insel	90
9 Der Weg zum Vater	101
10 Auf der Reise	111
11 Der zweite Inselaufenthalt	119
12 Nach dem zweiten Inselaufenthalt	124
13 Die Wohnwagenzeit	128

14 Der Spektralienmarkt	147
15 Nach dem Jahrmarkt	156
16 Kleiner Septemberurlaub	169
17 Schwere Zeit nach dem Urlaub	174
18 Schwerer November	192
19 Die Wohnung ab Dezember	209
Lebenslauf des Autors	217



1 Nach der Insel

Die erste Zeit nach der einsamen Insel lebte ich bei einem Freund im Wohnwagen. Hier beginne ich mich langsam für den Menschen zu öffnen und verlasse diese immer noch beibehaltene Verslossenheit der Insel. Dann führt mich eine kurze Reise nach Berlin und ich sehe dort auch Jasmin, eine Frau, die ich auf der Insel kennen gelernt habe und in die ich mich verliebt habe. Nach dieser Begegnung muss ich wieder zurück nach Süddeutschland um mich beim Arbeitsamt zu melden, und kurz darauf entschieße ich mich ganz nach Berlin zu gehen. Dort dauert es jedoch nicht lange und ich verlasse die Stadt. Der Hintergrund liegt daran, dass Jasmin den Kontakt mit mir nicht mehr will.

Aus dieser ersten Zeit nach der Insel sollte man wissen, dass ich vor der Insel meine Wohnung aufgelöst hatte und all mein Hab und Gut bei Freunden und Verwandten verteilt war. So war ich in dieser Zeit nur mit Rucksack und Gitarre unterwegs. Zu der Zeit hatte ich auch noch ein Fahrzeug. Damit war ich auch mobil.

So fängt alles an 16. Sept.

Im Ried.

Man ist wieder da. Eine Vertraute Umgebung umgibt. Viele Möglichkeiten sieht man, aber das Auge selektiert noch nicht. Also bleibt man für sich. Eine Arbeit verrichtend sucht man und lässt einen Abstand. Kälte spürend lässt auch die Nase tropfen. In der Ecke eine Kneipe weicht eine Serviette in der Hosentasche auf. Man sieht in eine bekannte Landschaft von Gesichtern. Den einen oder anderen wahrnehmend und begrüßend taucht man träumend, dies alles übersehend in sich hinein. Die lauten Fetzen der Musik wieder gewöhnt, glaubt man den vielen und schnellen Worten dieser Masse noch nicht. Diese Gesichter schauen, und man sieht und versteht. Wortlos betrachtet man die eine oder andere Seele. Blicke sind immer in Aktion. Worte fallen aus den Mündern, aber das meiste ist schon vorher verraten. Frauen gefallen. Auch Traumfrauen werden gesehen, verlieren jedoch in der Realität so schnell an Farbe. Fast ist alles so wie früher, nur man selbst hat sich verändert. Somit Unsicherheit von den anderen, die das spüren, der ist plötzlich anders. Man schaut sicheren Blickes zurück. Rückkehr aus der Einsamkeit. Sicher sehen die anderen das, aber können sie das verstehen?

Wasser und Brot 17. Sept.

Ein Stück Brot und etwas Wasser, und man ist zufrieden. Es ist sogar ein besonderes Brot mit vielerlei Art von Korn. Ein Genuss. – Je weniger, um so mehr! – Je weniger man hat, umso mehr spürt man wieder und weiß was wesentlich ist. Man ist ohne Besitz, und damit kommt Brot wieder zur Geltung wird Wasser wieder wichtig und drei Fässer mit Tinte sind fast schon der Reichtum. Schwarz, Blau und Grün. Immerhin, man hat die Möglichkeit zu mischen, und man steckt diese Fässer schnell in die Tasche, oder man probiert eine neue Farbe aus, die der Vorigen sehr ähnlich ist. Wahrscheinlich muss erst die Feder leer geschrieben werden, um eine wirklich neue Farbe zu bekommen.

„Kommen sie herein!“ Volker und sein Freund sind kurz zu Besuch. Angenehm! Man fühlt sich zu Hause.

Musik, Wäsche waschen mit der Hand, schreiben und das nächste Stück Brot in diesem Wohnwagen und um mich herum ein immer noch warmer September. Ein einfaches Leben, aber auch ein Traumleben mit etwas mehr Wirklichkeit. So sind die Tage so voll und das Glück der kleinen Momente manchmal so groß.

Sichtweise 18. Sept.

Wenn ich von dem Glück rede wieder in Zivilisation zu sein, mag das befremdend klingen. Betrachtet man den Hass mit dem ich ging. Zu dem Zeitpunkt waren die Nerven dahin, und so ist man überkritisch. Sicher war das auch eine berechtigte Sicht, denn ist man mit sich an der Grenze seines Vermögens, so denkt man in dem Moment konsequent. Natürlich war das alles ein unruhiger Schrei, ein Schrei der Hilflosigkeit. Jetzt jedoch bin ich beruhigt und kann das Gute mehr wiegen lassen, und das Verständnis ist wieder da, dass es Gut und Böse, oder das Angenehme und Unangenehme immer wieder geben wird, um uns und in uns. Es bleibt die Frage worauf man sich jetzt konzentrieren will. Nicht das ich jetzt das Schlechte übersehen will und blauäugig einfach über diese Welt erfreut bin. Es ist eher so, dass der Glückliche immer wieder das Glück findet und es in jeder Ecke sitzen sieht. Dabei mag Zivilisation immer noch ein schwieriges Land sein. Es ist demnach doch möglich glücklich zu sein, auch wenn man von der Ambivalenz weiß.

Türe auf. – Türe zu! 19. Sept.

Ist man eine Zeit hier, ich meine in dieser Zivilisation, wird man wieder laut und hektisch. Auch spürt man wieder die Misstöne von draußen, wie von der eigenen Seele. Damit ist man wieder in seiner alten Welt und seinem alten Leben selbst nach so langer Zeit der Einsamkeit. Also kein neuer Mensch, kein Mensch, der im leisen verinnerlicht bleibt. Der Mensch nimmt eine Spannung an. Kein Abstand. Man ist wieder mitten drinnen und gibt sich wie die Situation nun mal ist. Man schimpft wieder, schimpft auf halblebige Geister, und man weiß sich zu wehren. Man sieht um spürt um sich, und weiß, dass man kämpfen kann. Schulter zeigend, sagt man Ja oder Nein, nimmt man oder nimmt man nicht.

Die Menschen sind nicht alle gleich. Zur einen Seele passt der Kontakt, und zur anderen wieder nicht. Türe auf, oder Türe zu? Das ist das Spiel. Dabei muss man vorsichtig sein, öffnet man sich oder öffnet man sich nicht. Ein Lebensspiel, - und das Spiel beherrscht Dich, und schnell hast Du Dich wieder im Griff. Man braucht so seine Zeit, aber schnell ist man wieder hier in diesem Land, was man die Zivilisation nennt. -

Die Reise. 22. Sept.

Im Ried. Es ist die Nacht und es dürfte ungefähr 1 Uhr sein. Im Hintergrund spielt Musik.

Bei Aller Gelassenheit, aber die Reise geht los. Es stimmt sich etwas ein, was Trägheit sagt, und ich bin glücklicherweise Startbereit. Es zieht mich nach neuen Ufern und Neugierde schaut. Diese kindliche und glückliche Eigenschaft möchte wissen, treibt und verlangt. Zu gut kennt sie die Trägheit im Alten. Wohl hat man Zeit, aber man wartet mit gespanntem Bogen. Die Liebe zum Altvertrauten bleibt aber sie behindert nicht. Das Leben beginnt sich zu füllen. Die gesunde Leere einer Einsamkeit ist verlassen. Langsam füllt man sich. Eine gewisse Unsicherheit ist ein schöner Reiz, und es bleiben Fragen, was kommen wird.

Vor Berlin 23. Sept.

Auf einer Kassette die ich mit Musik und Gedanken bespielt habe, höre ich „Kunstverkaufsmann“ das sei ich wohl. Vielleicht ein schöner Beruf. Mein Leben ist jedoch von der Kunst bestimmt. Das ist ein schweres Spiel und ein nicht all zu leichtes Brot. Aber was soll man tun, außer seiner Begabung zu folgen, egal wie schwer das sei.

Ich freue mich auf Berlin, in einer Stunde geht es los. Ein altes Unterwegssein, Bewegung, die Fahrt, Lebensfluss und neue Geschehnisse. In Berlin eine neue Insel in Sicht. Neue Leute Inspiration und Bekanntschaften, Berührungen und auch die Liebe.

Die Sonne scheint, und der kommende Vollmond zieht.

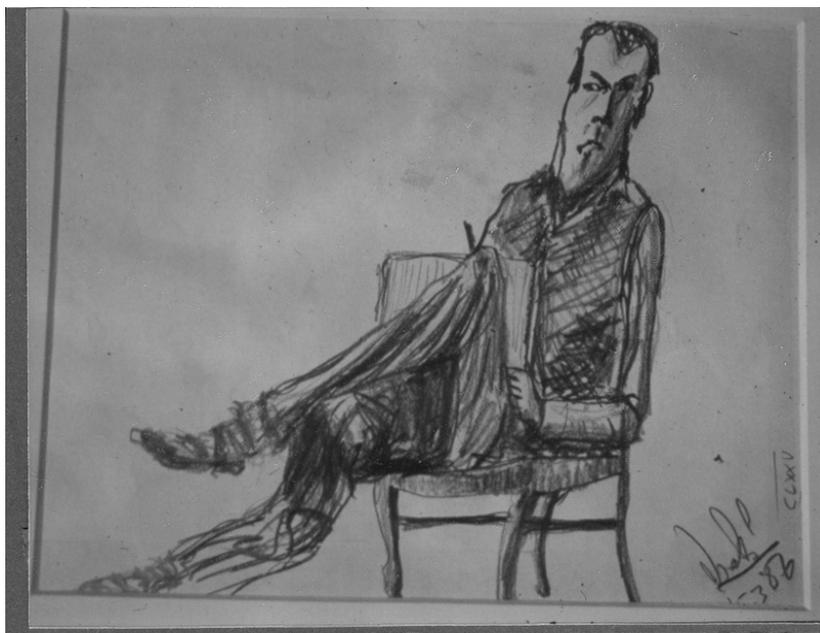
Am Arbeitsamt 28. Sept.

Bin schon wieder von Berlin zurück und im Wohnwagen. Die letzten Tage waren unruhig. Das Arbeitsamt hat mich gequält. Bin extra die Nacht von Berlin nach Ravensburg durchgefahren, nur um mich von so einem Deppen ärgern zu lassen, das gottlos übermüdet, dazu verliebt, aber kaum spürbar, schlaflos mit bekannter Unruhe.

Fast wie früher, denke ich mir, und völlig aus dem Lot schreie ich diesen Mann am Arbeitsamt an. Ausweichend versinkt er in seinen Akten. Scheinbar merkt er, dass er mir nichts erzählen kann. Trotzdem versucht er mir ein schlechtes Gewissen zu machen. Ich höre halbe Wahrheiten. Da stimmt was nicht. Die Arbeitsstelle sei jetzt wohl weg. Ich hätte den Termin verpasst. Als ich frage, was das für eine Arbeit sei, versinkt er wieder in seinen Akten. Ich höre keine Antwort. Sofort greife ich an. „Herr Gabriel, ich möchte von ihnen eine Antwort.“ Und „Haben sie meine Frage verstanden?“ Mein Ton ist direkt, und Herr Gabriel, das Gespräch wieder beginnend: „Sie sehen doch, dass ich gerade etwas zu tun habe.“ Er kritzelt etwas, den Kopf nach unten geneigt, und ich spüre, dass er unsicher ist. „Herr Gabriel“, beginne ich von neuem mit noch schärferem Ton, „ich möchte eine Antwort!“ „Eine leichte Altenpflege Tätigkeit“, höre ich. Sofort erwidere ich, dass ich Altenpflege nicht mehr mache. Ich habe es 9 Jahre gemacht, und es ist nicht nur der Rücken, es ist auch die Seele, die genug davon hat. Nicht nur weil ich müde bin, die Nacht durchgefahren bin, werde ich unruhig, es ist vor allem wegen der vielen Nächte, Jahre lang, die mich leblos gemacht haben. Laut und mit schnellen Worten werfe ich ihm die Situation eines Altersheimes bei Nacht ins Gesicht. Schockgeschichten, vor allem aber die Jahre, aber er scheint nicht zu kapieren. Wieder seine Unsicherheit und dann Worte wie, einem anständigen Weg folgen, einem ordentlichen Beruf nachgehen, und es sei nicht gut so lange herumzuhängen. Ich merke es ist Hoffnungslos dagegen etwas zu sagen. Ich verabschiede mich. Vorher redet er noch etwas von Rehabilitationsmaßnahmen. Das hört sich fast so an als wolle er was für mich tun. Kommen sie zurück in eine ordentliche Welt. Kümmern sie sich darum, und zeigen sie Einsatz.

Ich gehe, tot müde und versuche mich daran zu erinnern, dass Jasmin ein Mensch ist, der mich liebt, den ich gestern erst gesehen und gefühlt habe.

Dieses Gefühl ist schon so weit weg und vom Stress erschlagen. Mein Diktiergerät nimmt die Worte auf, die ich eigentlich Jasmin im Arm direkt sagen würde. Eine Maschine ersetzt das Gefühl. So liege ich da, eine Weinflasche in der Rechten und das Gerät in der Linken und spüre, dass es trotz des schönen Wetters im Wohnwagen sehr kalt ist. Sehnsucht und das Gefühl nicht schwach werden zu dürfen, weil da jemand anderes dazwischen steht. Ich habe Angst diesen Menschen zu verlieren, will schlafen, kippe mittags den Rotwein in mich hinein und die Sonne wirft begleitend ihr Licht in den Wohnwagen.



2 Bootsreparatur und Jasmin

In diesem zweiten Teil des Tagebuches VII halte ich mich von Berlin kommend in Dortmund auf. In diesem Oktober bin ich erst bei einem alten Freund, dem ich ein Segelboot restauriere und während dieser Zeit siedle ich um zu Bärbel ins Atelier ein, wo ich in einem Kreis künstlerisch tätiger Leuten stehe. Hier entsteht auch dieser lange Jasminbrief. Er ist wohl schon Mitte Oktober begonnen worden, und ist mit der Schreibmaschine geschrieben worden, wird jedoch zum Ende des Monats ins Tagebuch übertragen und verändert sich dabei. Es ist wohl der Versuch einer Abrechnung mit Jasmin dieser unerreichten Liebe.

Berlin 3. Okt.

Ich habe drei Unterhosen gekauft. Mit einem tollen Gefühl sitze ich auf meinem Fahrrad von etwas weichem umgeben an wichtigen Bereichen meines Körpers. Nicht mehr eine gelochte Hose bei der man Gefahr läuft, dass etwas herausrutscht, was nicht herausrutschen soll, bei der die Löcher hinten lustig und beschaulich ausschauen, fehlte diese lange türkische Hose. Man hätte natürlich mit diesen beiden Resten von Unterhosen leben können, denn man war gewöhnt an das Gefühl der Lustigkeit vorne und hinten, auch wenn sie keine Sicherheit geben auf lange Sicht. Der Zerfallsprozess dieses sonnengeschwächte Wäschestückes durch Sizilien zeigt etwas Wahres. Die drei neuen Unterhosen müssen ihre Erfahrungen noch sammeln um Wert und Bedeutung der Wahrheit zu beweisen. Die Langeweile des Neuen braucht noch viel Duft und besondere Luft, um Gewicht zu gewinnen.

So hat Berlin einen belanglosen Anfang mit drei langweiligen Unterhosen und einer langen Radreise durch diese Stadt. Auch der besondere Reiz der Stadt ermüdet im Laufe der Stunden. Aber immerhin, die Unterhose hat schon erste Erfahrungen im Wind gesammelt.

Gedanken zu Jasmin 5. Okt.

Endlich hat mich die Nüchternheit des Morgens erreicht. In der Nacht in einem deiner Träume ist die schwangere Auster über dir zusammengebrochen. Etwas Leeres und ein schwacher Traum von ehemals warmen Körpern, die schon lange kalt geworden sind, begleiten dich. Du fragst dich was der Tag soll, und warum du so vom Schmerz begleitet sein

musst. Du hast die Begabung leidvolle Frauen herauszufinden damit ein Stück eigenes Leid seine ständige Wiederholung findet. So kommt es mir bei Jasmin wieder vor. Ihre Enttäuschung ist der Weggang ihres Vaters dessen Liebe ihr damit fragwürdig erscheint. Sie schickt ihren Geliebten weg, weil ihr Vater gegangen ist. Diese Enttäuschung des Weggehens wiederholt sie durch das Beibehalten einer Ehe und das Wegstoßen eines Geliebten. Über Eheformen oder Verhaltensstrukturen einer Gesellschaft, wie auch auf der Insel, schafft sie sich Alibis um ihre Entscheidung, bei der sie sich selber weh tut, zu legitimieren. Was ich schon auf der Insel sagte, Jasmin braucht ihre Abhängigkeiten um ja nicht in die Situation eines geliebten Menschen zu kommen.

Der Vater, der sie geliebt hat, den sie verlor, weil er gehen musste, ist das ständig zu wiederholende Drama. Als Kind konnte sie ihrem Vater nicht folgen, da wo die Ehe der Eltern zerbrach. Ihre Ehe stellt daher die Gebundenheit an ihre Mutter da. Der Vater, das sind immer wieder die Geliebten. Ich glaube, dass sie der Liebe des Vaters traut, aber die Enttäuschung, also sein Gehen, verbietet den Weg zum Geliebten. Sie ist das Kind geblieben, was am Gehen des Vaters nichts ändern kann. In diese machtlose Position setzt sie sich wieder hinein indem sie äußere Bedingungen schafft und auch an ihnen fest hält. So lässt sie sich die Hilflosigkeit bescheinigen und stellt sich als Gefangene ihrer Verhältnisse aus denen sie scheinbar nicht ausbrechen kann.

Nebenher macht sie ihre therapeutische Weiterbildung, kompensiert und verlagert damit am Problem ihrer wirklichen emotionalen Bedürfnisse. Diese versteckte Dramatik enthält sie ihrem Ehemann aus Afrika, der das sowieso nicht überschauen kann. Ihn bewusst oder unterbewusst ausgesucht verhindert sie jede Form einer Klärungsmöglichkeit. Damit unzufrieden sucht sie eine Veränderung draußen. Demnach muss in ihrer Ehe eine hohe Eifersucht herrschen, weil ihr Ehemann sie nie richtig hat.

Mein Auftreten in Berlin gibt erst einmal diesen Hauch von Wärme, worauf die Schwierigkeiten mit dem Ehemann eintreten und das zur Abwehr gegenüber meiner Person führt und schon steckt sie wieder in den gewohnten Mustern. Die Situation der Insel ohne Ausweichmöglichkeiten auch vor der inneren eigenen Welt, verliert sich in der Anonymität einer großen Stadt.

Wesentlich ist hier die Inkonsequenz der pädagogisch und psychologisch Gebagten, die ihr Wissen gegen die einsetzen, die ihnen nicht gewachsen sind.

Kommen wir zu dem Schluss, dass nicht nur die Armut Armut bringt, sondern ein gewisser geistiger Reichtum Armseliges an den Tag legt. Festzustellen ist dann immer wieder welche Armutszeugnisse sich unsere Hochkultur ausstellt.

Die Frage an mich, welcher Grund mich bewegt solch gefangenen Menschen einen Reiz abzugewinnen findet ihre Antwort auch in den Enttäuschungen einer Kindheit. Ich liebe das Schwache, weil ich es bei Vater und Mutter immer wieder erlebt und gespürt habe. Ich verstehe mich auf verdrängende Naturen und habe ein Verständnis für solch abhängige Menschen. Mit Sicherheit ist die Anziehung in dieser Richtung meine Abhängigkeit. Es ist aber auch eines der interessantesten Spiele, die das Leben mit sich bringt, nämlich etwas, was sich an der Oberfläche bewegt zu durchdringen und zum wesentlichen zu gelangen und den Menschen in seiner grundsätzlichen Armseligkeit zu erkennen, umgeben von tausenderlei Ablenkungen und Abhängigkeiten.

Fast wie vor 15 Jahren 7. Okt.

Berlin.

Du kommst in die Kneipe, setzt dich an den Tresen. Der neben dir hat Zahnweh. Der andere redet. Man schließt Dich ein. Zahnweh, Proleten, Malocher. Das Leben einfach und pur. Der eine mag sagen, langweilig und dumm. Für dich ist es einfach und bekannt. Du vor Jahren bei Krupp, tägliches Ausrücken zur Arbeit. Man legte wert auf Pünktlichkeit, auf ein rechtes Erscheinen in dieser tristen Arbeitswelt. Keine unnötige Farbe, keine Schminke, keine großen Worte. Gut, - manche dummen Sprüche. Der Unterschied ist natürlich spürbar, tut eher gut, aber nicht weh.

Unbekannt sitzt du also da und gehörst zu. Wer bist du? Das weiß keiner, und will auch keiner wissen. Später kommen einige Fragen. Du sagst etwas, ohne dich zu profilieren. Man versteht dich. Du sprichst die gleiche Sprache wie damals bei Krupp. Alles kann also sein, wie zu dieser Zeit. Die Jahre danach zählen nicht. Du bist einfach, fast wie vor 15 Jahren.

Im Ruhrgebiet 9. Okt.

Bei Nacht

Du bist endlich alleine, - froh bist Du allein zu sein.

Abschalten! Die ganze Welt vergessen.

Musik, - deine Musik so liegst Du im Bett eines Freundes, -
weiches Frottee umgibt Dich,

Musik macht Dich wohl.

Weg von alle dem, was scheinbar wichtig ist, lässt Du Dich.

Schöne Frauen hast Du heute gesehen, heute, alleine in einer Kneipe mit einer wohlgestalteten Wand.

Du willst sie wieder, spürst Dich, den angenehmen Körper, der miterleben will.

Das Leben wird zu einem Wunsch, und es will mit seinen Wünschen.

Sonntagmorgen 9. Okt.

Endlich wieder in Schwung. Der Tag läuft an. Apfelpfannkuchen, - eine Kanne Kaffee, Aktion um den Herd, aber vor allem - endlich allein! Radiomusik. Den Pfannkuchen auf dem Teller tanze ich durch das Wohnzimmer, ein Oberschenkel langes Unterhemd, schmutzig und mit offener Knopfleiste, - so tanze ich. Der Morgen zuckt durch die Glieder. Man spürt die Kraft der Musik. Der Ausdruck ist nicht nur im Spiegel bewusst.

Man will, und das sollte reichen.

Das mit dem zu hause ist doch eine wichtige Sache. Endlich wieder eigene und gewollte Handlungen. Sicherheit in der Einsamkeit. Endlich wieder Sicherheit!

Was heißt Sicherheit?

Das gute Gefühl im Bauch sich ausbreiten zu können, und wieder das „Kölnkonzert“ im Ohr. Träume eines Films im Sinn. Den Puls in sich spürend. Ideen aus denen man leben kann, - auch wenn sie ihre Zeit brauchen. Außerhalb von allem, und innerhalb sich selbst, aber selbst erleben und gut zu sich selbst.

Der dünne Filzschreiber ist schneller als der Füllfederhalter. Vor mir eine Schreibmaschine, eine alte schwere Triumph, eine riesige „Natura 30“ Tap - minus - Tap - plus - abgeschlagene Farbe. Der alte Hebel dreht die Walze, federt laut schmalzend zurück. Es ist wie ein großes Segelschiff über dessen Walze man kaum die Zahlen erkennt. Null, zehn, zwanzig, achtzig, hundertzehn.

Der Ledersitz ist warm geworden. Die Leute klatschen nach dem Konzert. Der nackte Arsch, vom Hemd überdeckt fühlt sich wohl. Das Klatschen wird rhythmisch. Langsames Ausblenden, dann leichtes Rauschen der Kassette. „Guten Morgen“ - Worte aus dem Allgäu. Froh zu hause zu sein, höre ich mich reden. Es scheint dort gerade Morgen zu sein, 10 Uhr oder so. „Bilder“, höre ich, Bilder sortieren, würde ich gerade dort. Faszination über die eigene

Malerei. Dann Gespräch über die Frauen. Ich höre „kalten Kaffee nicht mehr warm machen“ und „... ungekochten Kaffee nicht trinken wollen“. Ewiges Beziehungsdilemma eines Herrn Tepper oder Vocki oder man nannte ihn auch „Volkswagen“ auf einer Sizilianischen Insel.

Wer bin ich überhaupt? - und Was soll diese Frage??!

Ich bin der ich bin. Die Frage zu beantworten übergebe ich den anderen. Mir soll es egal sein. Sonntag, göttlicher Sonntag, und alles ist, wie ich es haben will.

Mein Gott ist das toll.

Kom. 25.1.98: Hier wohne ich bei einem Freund und höre meine eigenen von mir bespielten Kassetten, die ich im Allgäu aufgenommen habe. Hier kann ich mich selber auf der Kassette hören, weil ich während ich dort gearbeitet habe, einen Kassettenrecorder habe ich laufen lassen, und im Hintergrund dudelte meine Stereoanlage. So kommen die Stimmung und der Eindruck des Raumes mit herüber, und so überspielt sich der Eindruck meiner künstlerischen Tätigkeit vor der Insel, als ich noch auf dem Land gelebt habe.

Rückblick in eine Zeit vor der Insel 10. Okt.

Nachts, um 2 Uhr.

Fast schon wieder nüchtern, als wollte sich eine trockene Morgenstimmung zeigen, einen Tag zum Anfangen, so fühlt man sich, obwohl man schlafen geht. Heiße Ohren, viele Worte, starke Worte, starkes Leben, Getragensein, ein Uwe, der nichts anderes lebt, erlebt, mit einem Bewusstsein von Veränderung.

Gesunde Bewegung nach einem guten halben Jahr, - wohl Ängste vor einem neuen Chaos durch das eigene Dasein, - statt dessen Bereicherung, auch für einen Uwe.

Soll ich zufrieden sein?

Was habe ich gegeben?! -

Ein Leben ohne unnötige Begründungen?!

Am Morgen.

Zurückschauend denke ich, nicht mehr sagen zu können, wer ich einmal war. Etwas erschrecke ich, stelle ich mir meine alte Unruhe vor, meine Jagd durch Deutschland, die Rastlosigkeit, die fast schon nach Wahnsinn

geschrien hat. Ich erschrecke vor dieser Rolle, die ich mir einmal gegeben habe, die ich vor allem angenommen habe. Das leichte Lächeln über diesem Stempel von denen, die mich nicht mehr ernst nehmen konnten, die auch dann lachten, wenn sie so manches Persönliche und Tiefe von mir hörten, die mich weiter rennen ließen, nichts mehr sehend und gedankenverworren und entgleisend, keine Hilfe an mich heran lassend, so höre ich mich aus der Ferne, wo ich damals mein Chaos vollzog.

Der anfängliche Sinn des Andersseins verfremdete sich in eine Verrücktheit ohne Bezüge zum Menschen. So verselbständigt, renne ich in die Einsamkeit einer Insel.

Insel: Wichtig! Eine kleine Insel. Ich kann nicht weiter weg. Einsamkeit in einem räumlich begrenzten Bereich. Was anderes hätte mir nicht geholfen.

Die Schritte der Entwicklung, dort, Woche für Woche, sind mir nicht bewusst. Die Insel über 5 Monate, eine kleine Ewigkeit, ist vorbei. Sie liegt im Prinzip schon weit zurück, diese fremde, wilde, mich beruhigende kleine Welt ohne Fluchtwege vor sich selber.

Veränderung, die im Nachhinein erschreckt, nicht nur die anderen sind es, die vor mir zurückgeschreckt sind, und es auch jetzt noch tun. Ich bin es selbst, der Angst vor dieser damaligen Situation bekommt.

Geld und Liebe 11. Okt.

Man spürt, dass dieses Leben funktioniert.

Das Geld spielt keine Rolle, und damit ist auch wieder Gelassenheit da. - Aber, - Einkommen durch Beziehungen? - Da denkt man schon: „Schweinerei!“ Ein bisschen handwerkliche Fähigkeit als Legitimation und schon verdient man was, - aber trotzdem Schweinerei.

Scheiß Zeit!

Das Glück mit Geld ist kein Glück.

Geld ist Tauschmittel. Wo ist das Wichtige.

Und welche Wichtigkeit wird mit dem Geld verdrängt?!

Im Moment Euphorien des Geldes wegen, und nicht wegen Jasmin.

Jasmin, eine Geliebte, die Kraft kostet, die aber Wichtigkeit besitzt, weil sie Menschliches birgt, was aber Angst macht. Angst vor der Veränderung, die Lebensunsicherheit birgt, und notwendig nicht vergessen werden soll.

Finanzielle Sicherheit ist unwichtig.

Menschliche Unsicherheit ist gefragt, und sie ist es, die letztendlich trägt.

Kom. 25.1.98: Der gedankliche Bezug findet sich darin, dass mir Uwe das Angebot gemacht hat, ein altes Boot zu reparieren, wofür ich auch Geld bekam. Ich nahm also das Angebot an, und daraus ergeben sich bestimmte Gedanken.

Der Brief 13. Okt.

Gestern habe ich einen Liebesbrief an Jasmin geschrieben. Es ist kein Abschiedsbrief. Es war die Richtige Stimmung. Das Kölnkonzert wird zur Untermalung gebraucht. Die Seite wird fünf Mal gespielt. Sie ist die schönste.

Kom. 25.1.98: Diesen Brief habe ich zu der Zeit auf der Schreibmaschine geschrieben. Demnach ist er zu der Zeit nicht im Tagebuch. Er wird auch nicht abgeschickt, sondern am Ende des Monats ins Tagebuch übertrage. - In den nächsten Tagen finden wir keine Aufzeichnungen, da ich bei Uwe das Boot umbau.

Nach dem Spülen 20. Okt.

Du lebst hier. Arbeit wartet, Schwierigkeiten warten. Die Liebe wartet.

Da vorne, irgendwo in der Ferne ist Zukunft, schöne Zukunft. Wunschbilder, der Gedanke und vielleicht so etwas, wie ein besonders schönes Gefühl, eines das tief greifend ist, ein Gefühl, was das Leben wieder wert macht, - vielleicht dort in der Zukunft, -

Das stellst Du fest nach dem Spülen, und Du bist hier, - hast dazu ja gesagt, und willst es mit weniger Wärme und mit weniger an so vielem aushalten.

Aber so ist das Leben hier, und damit kannst Du weinen oder lachen. - Und doch - Du willst.

Was wäre, wenn nicht irgendetwas Dummes in uns drin sagte, es hätte Sinn.

Kom. 16.2.02: Auch zwischen diesen beiden Texten finden wir wieder eine Zeitsprung. Es ist die zweite Phase beim Bootsumbau. In der Zeit fehlte mir ganz einfach die Ruhe. Es ist auch so, was ich über die Jahre immer wieder an mir beobachtet habe, ich eine Sache ganz intensiv tun muss. Dann ist für eine andere Sache kein Platz. Entweder ich schreibe oder ich arbeite handwerklich. Wenn, dann falle ich auch ganz in eine

Sache hinein. - Es in viel späteren Jahren hat sich gezeigt, dass ich in der Lage bin mehrere Sachen gleichzeitig zu machen, aber immer noch ist es so, dass ich in allem was ich tue ganz tief hinein falle.

Tina 29. Okt.

Langsam wird man schnell und verliert was so reich gemacht.

Der Moment, - wer kennt schon den Moment?!

Wieder einige Tage, die vergangen sind, schnelle Tage, arbeitsreiche Tage, die zeitverloren schreien. Getrieben ist man dadurch, durch das, was man meint tun zu müssen. - Alicudi war vor Ewigkeiten.

Ein schöner Moment war, was sich heute durch Tina in mir abspielte.

Sie war an dem Boot, was ich repariere, - unverhofft war sie da. Anfänglich war ich unsicher, - nein - zurückhaltend. Es bewegte sich etwas Warmes in mir. Man könnte fast sagen, endlich bewegte sich etwas Warmes in mir. - Tina fragte nach mir und meinem Wohlbefinden. Lange nicht gesehen, - einige Jahre sind es schon, und das letzte Mal war auch ganz unverhofft auf irgendeinem Konzert einige Kilometer von hier, kurz, aber einprägend. Damals ging sie mir durch den Kopf, durch das Herz, - etwas Warmes auch wenn es nur so kurz war, etwas was man nicht vergisst, egal wie viel Zeit vergeht. Damals. -

Meine innere Freude machte sich langsam breit. Spürbar war nur, dass die Atmosphäre am Boot mit Uwe und Pitt verunsichert war. Eine Frau und drei Männer. Fast könnte man fragen, zu wem will sie, oder zu wem gehört sie. Ihre Freude, mich zu sehen, steht mit offenen Armen da. Wieder fällt es mir schwer mich mitzuteilen. Ich unterbreche, um mit Peter über das Boot zu sprechen ohne aber recht mit den Gedanken dabei zu sein. Ich merke an mir, wie ich mit diesem Gespräch kurzfristig ablenke. ich spreche wohl weiter merke aber auch, dass er merkt, was im Raum steht. Dann kommen Tina und ich wieder ins Gespräch. Sie hat so viele Fragen. ich kann kaum antworten, kann kaum sagen, was mir wichtig ist. ich spüre aber den Raum, den sie mir lässt, einen Raum, den ich kaum füllen kann.

Uwe wühlt im Boot, hat sie eine oder andere Frage aus dem Hintergrund zur Arbeit. Ich gebe wohl Antwort, habe aber die Arbeit vergessen. Endlich habe ich diese Arbeit vergessen, etwas was mir gerade mit diesem Boot so schwer gefallen ist, komisch, - plötzlich geht es, aber eigentlich gar nicht komisch. Tina erzählt von ihren Schwierigkeiten. ich lausch. In diesem Moment könnte ich meine ganze Arbeit zeitlos wegfliegen lassen. Leider muss Tina gehen. Eine Umarmung. ich erwidere. Vielleicht hat sie noch

einmal Zeit die nächsten Tage. Auf ihr Tschüs zu Uwe reagiert er nicht, sondern wühlt in seinem Boot weiter.

Auch ich arbeite weiter, - oder träume ich nur, dass ich arbeite?! -

Manchmal ist uns bewusst, dass es keine Zeit gibt und zu anderen Momenten scheint sie uns davon zu laufen.

Das Sein ohne zu tun 30. Okt.

Schon wieder kreisen die Gedanken und haben Spaß etwas zu sagen. Weg von der Arbeit, der Systematik eines Arbeitsablaufes hat man wieder Zeit für die Zeit. Gedanken kreisen nicht mehr um den Bau eines Segelbootes, dem Eigenbau eines Schwertkastens, und darum, wie man so etwas zusammenbaut. Der Mensch ist nicht nur Logik, die sich in der Arbeit degradiert. Er ist nicht nur der Systematik seiner Sache unterworfen. Er ist auch er selbst. Von allem fern, was er tut, ist er. Ohne sein Objekt, ohne Handlung und ohne Handlungsdrang ist er. Dort beginnt der Scheck. - Der Handelnde ist sich dessen nicht bewusst. Er handelt immer und glaubt diesem Unfug, glaubt, dass seine Sache er selbst ist. Noch nicht einmal wahrnehmend, dass dies sein Spiegelbild ist, wühlt er ohne aufzuschauen. - So weiß er nicht, dass er ist auch wenn er nichts tut. Vor dem Spiegel stehend werkelt er, schaut gespannt auf Werk und Zeug, schaut aber nicht auf. Allein das wäre schon Schreck. Was wäre erst, läge er Werk und Zeug weg und schaute auf?! Wäre er sich bewusst, dass er ist?!

Was bin ich? 30. Okt.

Am Anfang dieses Buches, also der ersten Zeit nach der Insel, sprach ich von diesem Abstand. Eine Zeit ist vergangen und der Abstand scheint verloren. Ich bin wieder drin im Getriebe und frage mich, wie ich zu einem neuen Abstand komme. Das Boot hat mich eingefangen, dazu Menschen, die ich kenne. Die ganze Zeit war immer etwas. Immer ist etwas zu tun und immer ist jemand da. Mensch und Boot, so tauchte ich mit ihnen unter und war, wie die Situation war. Da war kein Unterschied. Man war ganz in dem. Man war in dem, was mein sein sollte, was von einem erwartet war und sonst nichts. Wo bleibt man selbst, bleibt der Unterschied, dieses Anderssein als die Verhältnisse es erlauben?! - Ich bin nicht das Segelboot, und ich bin nicht der Schwertkasten. Ich bin kein Konstrukteur, auch wenn ich diesen Schwertkasten entwickelt und gebaut habe. Ich bin nicht das Maisfeld, dessen Schönheit in mir stattfindet. Auch im Orgasmus bin ich immer noch ich, egal

wie weit das Körpergefühl die Körpertrennung aufzuheben scheint und Seelengefühle eins zu sein scheinen. Immer noch bin ich ich.

Ich schreibe. Ich bin, wenn ich schreibe, bin im Moment des Striches, bin im Moment der Seite, dessen Gedankenablauf durch meinen Kopf geht. Verbrenne ich aber das Blatt, bin ich trotzdem. Verbrenne ich mich? - Ich weiß nicht. Ich weiß nur, ich bin nicht das Blatt, bin nicht die Schrift oder der Füllfederhalter. Alles ist nur Zeichen von mir, gebraucht von mir und damit verändert von mir, oder ich sage zu etwas gemacht von mir, bestenfalls zu sich gemacht von mir, vielleicht weil es immer schon so war, wie es war, bevor man es sah, - und trotzdem bleibe ich ich.

Die Mutter ist nicht ihr Kind.

Das dauernde an und in einer Sache sein bewirkt den Dämmerzustand des Nichtseins.

Loslassen, - Abschied, - Trennung, - Tod, - Mutter ist nicht Kind, - das könnte Leben sein.

Wenn etwas stirbt und weg ist, - auf einer anderen Seite ist es wieder neu da.

Alicudi, die einsame Insel ist tot. Ja und Nein! Eine andere Seite der Insel findet jetzt statt, neben dem Getriebe, was sich und die Zeit verloren hat. Neben dem bin ich, setze Punkte, die diesen Unterschied des Daseins lassen, setze ich ganz nah und wieder ganz fern, um neben Leben und neben Tod zu sein.

Ich bin immer ich.

Zeitsprünge in einem Brief 31. Okt.

Späterer Kommentar: Zeitsprünge in einem Brief ist eigentlich ein Abschied, oder man könnte es auch mit Vergessen bezeichnen. Sie sind eine Rückbesinnung auf jemanden, den man liebt, der vor dieser Liebe Angst hat und damit den Kontakt abbricht. Diesen Geliebten möchte man nicht loslassen. Man möchte das Gefühl seiner Gegenwart bewahren. Darum schreibt man ihm, noch mal und noch mal. Alles ist ein Brief der einen immer größeren Abstand zum ehemals vertrauten Menschen schafft, ein Brief, der in seinem Verlauf feststellt, dass dieser Mensch Vergangenheit wird und damit verloren ist. - Eigentlich sollte dieser Brief kein Abschiedsbrief werden. Er wird es aber trotzdem, womit sich diese Gegenwärtigkeit des Vertrauten verliert.

Ein Mittwoch in einem Oktober, in der Mitte eines Monats, in irgend einem Jahr,

Jasmin,

diesen Deinen Namen auf der Schreibmaschine geschrieben, ich lese ihn und schon ist er mir fremd. Worte, Schwarzes auf Weißem, kein Streicheln, kein Gesicht, was man wortlos betrachten könnte. So suche ich hilflos meiner Mittel, Dir und mir glaubend zu machen, was noch in meinem Herzen existiert. Hilflos, - gerade damit glaube ich immer noch. Vergessend kann ich immer noch warten. Doch mit aufwendigem Schmerz, oder gerade deswegen, glaube ich einfach weiter. Du bist weiter weggerückt und so wird es leichter. Das Erlebte bleibt. Ich denke, Schwierigkeiten, Ängste und Abwehr, sie machen es wert. Was ist schon das Leichte?! Was ist schon der schnell erreichte Mensch? Ein schlechter Trost mit dem Nichts. - Dagegen eine Absage von Dir. - Ich horche auf und spüre doch so viel. Es ist viel, auch wenn uns Welten, Willen und Entfernungen zu trennen scheinen, und es bleibt viel. - Manchmal denke ich: reich! und kann gar nicht sagen woher, doch Du bist es, der manches einfach schön macht. Ich trage eine komische Hoffnung in mir, die manchmal sogar Deine Worte überhört, wenn Dein schnelles Nein die Unsicherheiten vermeiden will. Wohl Schreck. Der Bauch tut weh, einen Moment weh, und jetzt nach längerem, einem Raum von Zeit, versteht er schon wieder, weiß, warum Du so reagieren musstest. Ich schaue hinter Dein Kartenhaus, und spüre selbst am Telefon, wie Du Dich verstecken musst. Mag das Trost sein, mag das Verständnis heißen, vielleicht auch eine weite Sicht für mich. Du jedenfalls entscheidest Dich gegen mich, und ich könnte das nicht. Da ist noch nicht einmal der Wunsch, dass Du Dich für mich entscheiden sollst. Lerne Du Dich für Dich entschieden, erst dann können wir uns für uns entscheiden. Du sagst wohl Nein zu mir, aber Du bist noch nicht einmal gekommen und hast ja gesagt. Du warst so oft da, und da war nie ein Ja. Was soll ich mit Dir machen Jasmin?! - Soll ich mich mit Diener Unentschlossenheit unterhalten?!

Diese Unentschlossenheit ist wohl das Zentrale, was ich mit Dir erlebe, und in Alicudi erlebt habe. Jetzt in Berlin kannst Du Dich besser verstecken. Schade, - nicht für mich, - in erster Linie doch wohl für Dich! Du sagst, dass Du etwas durchhalten willst, was ich bewundere, bewundere, weil es mir oft fehlt. Ich muss es noch üben, lasse mich dabei nicht außer Betracht. ich bin es, der dabei lernt und fühlt. Ich bin es, der sich dabei näher rückt, und ich bin es, der seinen inneren Signalen zu gehorchen gelernt hat, und damit auch etwas durchhalten wird. Du bist Deinem Fühlen sehr fern und willst damit etwas durchhalten? Du entscheidest Dich gegen Deinen Bauch und harrst damit aus. - Warum hältst Du nicht Deinen Bauch aus?! - Was hält Dich das Vielerlei äußerer Bedingungen?! Von Alicudi und schon vor dem in Deiner

Ehe quälst Du Dir etwas auf. Etwas Durchhalten?! - sich ständig etwas verbieten, ist es das, das was man auszuhalten lernen soll?

Es ist vieles da, was uns ständig etwas verbietet. Ich sehe es auch, manches Mal, - aber ich habe es auch gelernt zu übersehen, - nach vielen Jahren immer ein Stückchen mehr. Ein weiter Weg, ein schwerer Weg und ein unbequemer. - Das ist der Unterschied, der uns anziehend macht, der aber auch bleibt. Geh diesen Weg, oder geh ihn nicht. Erst hinter jeder überschrittenen Grenze spürt man, was Freiheit ist. - Ich lache jetzt ein wenig, - auf der anderen Seite, - weiß auch, dass noch so manche Grenze auf mich wartet, aber genauso sehe ich Deine Angst vor dem Absprung. Du stehst am Wasser und hast Angst vor diesem Sprung. Es ist tief und könnte kalt sein. Die Wellen könnten hoch werden und der eine oder andere Fisch... gefährlich, - aber das Ungewisse kennst Du erst dann, wenn Du springst. Erst dann, wenn Du Dich fallen lässt, spürst Du. Das ist es, was Du nicht kannst, und das ist Dein wirkliches Problem.

Das Ungewisse, vielleicht habe ich es mehr geliebt. Vielleicht war mein Leben unsicher genug für den einen oder anderen Schritt, oder Sprung.

Auf jeden Fall kenne ich die andere Seite und ich kenne mich. Aber noch wichtiger ist: Ich weiß jetzt, dass jede Hürde oder Grenze, die Du genommen hast, einmal Du mehr bist und Du weißt weitere Hürden zu nehmen. In diesem Sinne wünsche ich Dir den Sprung. Ich brauche Dich zwar nicht, aber ich mag Dich.

Du gibst auf, wo es schwierig wird, obwohl es da erst wichtig wird, - für jeden. So mache ich weiter mit dem Brief, den ich letzte Nacht um 12 Uhr begann. Die Sonne scheint. Es ist fast 12 Uhr mittags, und ich bin langsam wach genug, um mich an die Maschine zu wagen. Eine gewisse Schwere lenkt von der Herbstsonne ab. Die Musik ist zu Ende, und ich muss erst mal die Platte wenden, um weiter schreiben zu können. Ich bin froh wieder empfindlicher geworden zu sein. Das letzte Jahr hat mich stumpf gemacht. Seit Alicudi hat sich dann etwas geändert. So ist mir auch klar, nicht so einfach an Dir vorbeizukommen. Es ist zu wichtig, und das Schwierige zu wenig, um einem Nein Recht zu geben. Wie schon gesagt, ich sehe das Dahinter, sehe Dich im Kasten und gebe einfach nicht auf. Der Witz ist nur: Ich kann nichts machen. Ich weiß nur, was ich fühle, und egal wie Du Dich entscheidest, was Du tust oder Sagst, das Gefühl für Dich wird noch eine ganze Weile bleiben. Ich glaube, wenn ich Dich sehe, was irgendwann der Fall sein wird, dann bekommt alles wieder sein altes Gewicht. Egal wie schwierig unsere Begegnungen sein werden, was mit Dir oder mit mir passiert, wir werden uns immer wieder verraten. Meine Gefühle werden sich schnell auf den Tisch legen, und ich werde warten, werde nicht darum kämpfen, was in meinem Gefühl schon längst klar ist. Den Kopf überlasse

ich Dir. Du hast gelernt zu kämpfen, und Du wirst es dabei schwer haben immer Haltung zu bewahren. Genau wie in der Bar mit dem Fotoapparat, so wirst Du Dich das eine oder andere Mal verraten. Vielleicht sollte ich dann lachen, diese Kämpferin einfach auslachen. Ich glaube, das wird das Beste sein. Und Du wirst wieder nicht schlafen können, und ich werde wieder nichts machen können. Tja, alles ist wohl ein Weg, und jede Schwierigkeit hat ihre Bedeutung. Aus ihnen können wir am meisten lernen, wenn wir es wollen, und geraten so an die eine oder andere Wurzel, - und weglaufen geht nicht.

Wohl geht es für einen Moment, aber genau diese gleichen Schwierigkeiten kommen immer wieder, genau so, wie wir sie verlassen haben. Wir können es uns überlegen, ob es nicht einfacher ist, ihnen jetzt zu begegnen. Sicher, lieber möchte man alles vermeiden und weglaufen. Aber wo bleiben wir, wenn wir laufen wie ein Hase und versteckt sind wie ein Maulwurf? Das Leben ist nun mal eine Herausforderung. Das kaputte Boot erwartet Geduld bis jedes Leck gefunden ist. Die viele Farbe drum herum verschönert nur. Der Lack muss ab, der alte Boden raus. Bis in jede Ecke, den gut versteckten und zugeschäumten Räumen und Winkeln muss man gehen. Dann sieht man die Nässe, sieht man, wie schon alles zu modern beginnt. Erst dann, wenn alles offen gelegt ist, kann dieses Boot trocknen und ein Aufbau kann beginnen. Modern ist heute modern. So verhält man sich im Leben, versteckt, verängstigt, verpackt, geschminkt. So müssen sich immer mehr Menschen hinter etwas verstecken, müssen sich von etwas abgrenzen oder von jemand weglaufen. Es fault in unserem Leben, und den einen oder anderen Vertrauten werde ich verletzen müssen, gerade weil ich ihn mag.

Hier endet dieser Brief vom 30. Oktober. Er sollte noch weiter gehen, aber ich habe abgebrochen. Der Versuch, an dem, was mich mit Jasmin verbindet scheitert. Sie verliert sich. Anstelle ihrer tritt eine Gegenwart, die vergessen macht und hier in diesem Tagebuch geht es weiter, unkorrigiert, nicht wieder zurückblickend mit der Stimmung alles in sich wiederholen zu müssen. Dieses Vergangene soll nicht immer auf eine bessere Form gebracht werden. Es riecht damit nach Festhalten, was in diesem schon Tage geschriebenen Brief alt geworden ist.

Du bist nicht mehr gegenwärtig. Das Papier hat den Moment seiner Wichtigkeit verloren. So korrigierte man noch vor Tagen, schrieb immer wieder um, schmierte weiter etwas Gegenwart über eine schon vergessene Vergangenheit. Das ist das Spiel von Alicudi gewesen, der Blindheit für die Gegenwart. Du bist weg und ich kann nur noch in ein ungewisses „Es war einmal“ schreiben.

Ich mache eine Pause. Die Konzentration ist weg. Ich schreibe schon mehrere Stunden und denke morgen weiterzumachen. - Etwas zu viel für den

erholsamen Sonntag, der jetzt schon nach Arbeit riecht, eine Arbeit, wie ich sie auch an diesem Segelboot vorfand.

Ich bin bei Bärbel in Dortmund,

und ich war auf dem Klo und versuchte mir eine Vorstellung von Dir zu machen. Es geht nicht. Selbst das Kölnkonzert meine so oft begleitende Musik hilft nicht. Du bist einfach weg. Ich schreibe also in dieses Ungewisse „Es war einmal“... und möchte eine Mitteilung über das „Jetzt“ hinüber werfen. Was soll das? Warum sollte das, was ich einmal mit Dir erlebte wichtig sein, wo dieses Gefühl verloren ist? Hier will ich sein und nicht bei einer fiktiven unerreichbaren Person. Der Tee schmeckt nach Kaffee, oder schmeckt der Kaffee nach Tee? Wie ist es, wenn man in einer Kaffeemaschine Tee kocht und dabei den alten Kaffeefilter übersieht. Wird der Tee durch diese Kaffeevergangenheit gefiltert? Was ist Vergangenheit und was ist dann noch Gegenwart? Der Brief scheint diese Parallele zu haben. Altes überschmiert sich durch Neues. Warum nicht? denke ich dann wieder. Ist die Gegenwart nicht grau genug. Sollte man nicht doch in vergangenen Träumen träumen. Offenbar fällt es schwer. Du bist schon zu weit weg. Ich sollte Dich einfach mal sehen, um wieder neu träumen zu können. Der Zigarettenstummel aus dem Aschenbecher geraucht ist Gegenwart, und denke gleichzeitig: „wie auf Alicudi“, wobei ich merke, dass ich nach Vergangenheitsmustern lebe.

Ich glaube, ich muss aufhören. Das schreiben ist nun müßig. Die Vergangenheit ist zu schade, um aufgedeckt doch nur Papier zu werden. Wir sollten alle Analphabeten werden, dann wäre es einfache. Das auf jeden Fall für mich. Das Tagebuch, so viele Worte, mein Gott halt doch endlich an.

Nach ein paar Stunden, bestem Kuchen, einem umgekipptem Kaffee und nach vielen Worten mit einem netten Gesicht komme ich wieder zum Papier, wieder mal. Wieder ruft die scheinbare Sinnlosigkeit meiner Worte. Der Abend bringt etwas Weiches, und schon ist man in einer ganz anderen Stimmung, und sieht auch wieder mit ganz anderen Augen. Die Raumstimmung bei Bärbel lässt nach dem Schreiben etwas Neues zu. Es gibt kein generelles Nein. Das wäre nur Tod, und es würde sich ein notwendiges Leben danach nicht erlauben.

Also. wir machen doch weiter. Ich wiederhole:

Der Zigarettenstummel aus dem Aschenbecher genommen und geraucht ist Gegenwart. Wie auf Alicudi, denke ich, wo der Weg zum Dorf so weit, und sie sizilianische Sommerhitze so lähmend war. Ich suche alte Muster und Bilder, den Kaffeefilter, eine Geste, und schon träume ich damit in der Vergangenheit. Gegenwart, was ist das schon?!

Hätte der Mensch nichts zu träumen, er wäre doch tot.

Suche nach den glücklichen Zeiten? Wozu wollen wir eigentlich die glücklichen Zeiten? Ist es nicht besser zu träumen und sich die eine oder andere Illusion zu erhalten in einer grauer werdenden Zeit?! Ist es nicht besser die Traumfrau zu haben, die sich jetzt Jasmin nennt und unerreichbar in Berlin ist?! Ich schreibe und habe eine neue Kunstfigur, eine ideale Liebe mit der es sich träumen lässt. Dorro, die Frau der Erotik ist tot. Ich habe sie sterben lassen und ich habe sie wieder lebendig gemacht, habe sie meine Liebe D.M. genannt ausgemalt und in immer wieder neuen Geschichten auftauchen lassen. Orgastisch und auch quälend ist sie geliebt und gehasst Begleiterin gewesen, hat unerreichbar Gefühl und Denken inspiriert. Ich hätte nicht richtig gelebt wäre sie nicht gewesen. Egal was ich aus ihr gemacht habe, ich habe sie zu mir gemacht, zu meinem Traum gemacht mit allem Glück und Leid. So spielen wir etwas, was vielleicht nie gewesen, immer wieder erträumt, doch Realität ist. Also ist doch alles Gegenwart, Realität, ist der Traum lebendig und Kontrast zum grauen Regen.

Der Tod angekündigt im Herbst, dem Oktober und November zeigt die Bedingungen zum Leben. Selbständig und gelassen steht er daneben und zeigt in seiner Farbe die logische Notwendigkeit eines Daseins. Beides gehört zusammen. .Selbstverständlich.

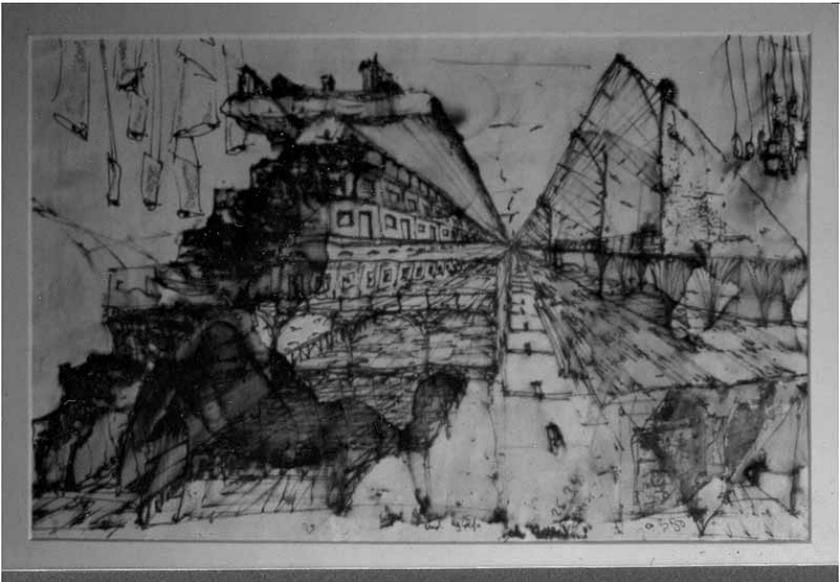
Gerade klingelt das Telefon. Eine Dorro ist am Apparat - sympathische Stimme - sie will Gerda sprechen. Wir fallen in ein unkompliziertes Gespräch. Eigentlich ... An wen schreibe ich eigentlich. Jasmin, wo bist Du. Ach ja, Du wärest jetzt eifersüchtig, allein wegen dieses Gesprächs, wie auf Alicudi, als ich mit der Freibürgerin, ich meine diese Frau aus Freiburg, über meine Tagebücher sprach. Sie war interessiert, so viel jünger, freier, unkomplizierter, - unsere Liebe dagegen so vielsagend und doch behindert. Es war die Freiheit, die Deine Eifersucht auslöste. Freiheit, die Eifersucht nicht kennt, ja das kennst Du nicht.

Ich sitze und schreibe. Gerade klingelt ein Wecker. Ich finde mich im Tagebuch wieder. Ein langer Brief wurde abgeschrieben. Gerda lacht, wie so oft. Die „Telefon - Dorro“ sitzt drei Meter weit von mir entfernt im anderen Zimmer. Jasmin existiert nur in Berlin, und die Freibürgerin aus Freiburg, auch sie ist weit weg.

Der Brief liegt geschrieben neben mir und machte Schwierigkeiten, so wie er dort steht in mein Tagebuch übertragen zu werden. Der Kaffee fließt, alt wie er ist, in ein Teeglas. Ob Dorro, nein ich meine Jasmin - so schwierig ist der Unterschied zwischen Kaffee und Tee - ob Jasmin die Freiheit verstehen kann, wenn sie die Tagebücher überhört, desinteressiert wegschiebt? Ist es ihre oder meine Freiheit, die sie wegzuschieben sucht?!

Unentschlossenheit ist auch ein Nein zur Freiheit. Ganz klar, wie das Meer um Alicudi. Ich liebe und ich finde so oft die Gefangenen, oder müsste man sagen: Wir finden uns?! Nein, im letzten Sinne finden wir uns ja doch nicht. Ich erschrecke.

Träume, Zigarettenstummel. Der Traum von einer Dorro am Telefon und jetzt spricht sie drüben in Zimmer neben mir bei lauter Musik, Gut, dass Filzschreiber nicht sprechen können. Ich würde sonst meine Träume verlieren. Der Brief endet mit dem letzten Schluck Kaffee im Teeglas. Meine Träume ernüchtern am schließenden Kölnkonzert meiner Liebesmusik. An wen habe ich geschrieben? Ich lache und spreche mit Gerda, die gerade ins Zimmer kommt, - oder habe ich erst gesprochen. Ich weiß es nicht. - Vielleicht war doch noch Tee im Kaffee. - Vocki, zwischen Gegenwart und Vergangenheit.



3 Erster November im Ruhrgebiet

Dieser Teil beschreibt den November im Ruhrgebiet, wo ich mich immer noch in der Kopernikusstraße, aber bei Gerda aufhalte. Sie wohnt unterhalb vom Atelier. Diese Novemberzeit ist bedenklich. Das Stadtleben ist mir auch ungewohnt. An einem Wochenende um den 12. November halte ich mich wohl noch in München auf, wo ich eine alte Freundin aber auch Uli von der Insel besuche. Danach finden sich wieder Gedanken zu den Tagebüchern. Die nächsten Texte schreiben, über den Streit, der sich mit Bärbel ergibt was die Atelierbenutzung betrifft. Dieser Ärger hat aber tiefere Gründe und wird sich in späterer Zeit noch einmal wiederholen. Hier fällt aber wohl schon der Gedanke nach Berlin zugehen. Zwischendurch findet noch ein Klassentreffen statt. Dann bin ich bei meinem Bruder in Bochum. Vaters Geburtstag ist dann noch mal Anlass über das Vaterverhältnis nachzudenken. Hier fallen ein paar sehr wichtige Worte.

Kleine Lichter 12. Nov.

Es ist mehr so, dass ich mich korrigieren will. Hätte ich die anderen verbessert, es wäre nichts gewonnen. Ich hätte wohl etwas sagen können, vielleicht wichtige Worte aus einem eigen gelebten Leben, was man nun einmal selbst zu leben hat, - aber Worte abklatschen gegen andere Worte, das macht keinen Sinn.

Du bist Du und ich bin ich. Du und ich bleiben Du und ich, jeder in seinen mehr oder minder gereiften Farben. Jeder sucht nach eigenen Farben und jeder findet auch nur alleine das eine oder andere Licht.

Die Lichter werden seltener, und manche erreicht man nie. Sie gilt es zu betrachten, wie den einen oder anderen Stern. Und so bleiben die kleinen Lichter, die manchmal nur hinüberlächeln aber greifbar, gegenüber dem großen und unerreichbaren Viel, ein direktes und klares Gesicht zeigen.

Ich erschrecke vor dem Großen, komme mir vor, als hätte ich so viel verpasst. Ich hätte so viel erreichen können, hätte so viel Großes schon getan haben können, wäre ich einer Begabung stramm gefolgt. Dieses nicht getan, bin ich klein geblieben, bin an vielen Stellen etwas geworden und so erschreckt mich das Große und erfreut mich das Kleine.

Ich tröste mich mit dem kleinen Licht, was mehr Mühe braucht, dem Erlöschen zu widerstehen, was die Grenze nach unten kennt und froh ist, weil es nach oben keine Grenze gibt und es damit ewig suchen müsste. Die Gefahr sich in diesem Haschen nach oben zu verlieren, von sich zu fallen, kleine Lichter zu übersehen und gewonnene wieder abzugeben, wirft mich zurück zu den kleinen Sternen des Alltags, der Straße, wo manche Laterne verschmutzt nur noch fahles Licht wirft. So bringt das eine oder andere gebrochene Glas einen hellen Spalt, der erfreut und es sammelt sich mit jedem Bruch Lichtspalt um Lichtspalt, kleinste Stückwerke zum feinsten Mosaik immer und für jeden erreichbar und vielleicht schöner als das glatte Groß.

Und immer noch steckt in uns der Schrei nach dem Großen, dabei finden wir es in jedem Allerkleinsten.

Der Kopf ist voller Ungereimtheiten. Sie geben keine Ruhe und lassen mich erst am Anfang sein. Andere sind mit 32 Jahren schon fertig. Wie ein Kind fängt das Abenteuer für mich erst an. Schön, dass es so Vieles gegeben hat, und das Eine nicht zum Ganzen geworden ist.

Verbrannte Tagebücher 13. Nov.

Wieder in Dortmund. Sonntag, ja endlich alleine, - kalte Füße, warme Stube.

Mir fällt ein, zu den ersten Tagebüchern I bis IV, den doch verbrannten, wollte ich etwas schreiben.

Diese Tagebücher sind nicht mehr da, eine Vergangenheit kleinster Stücke ist zerstört, und sie tut weh, nicht mehr vorhanden zu sein, die, die die vielen Entwicklungsstufen zum Jetzt aufzeichneten. 12 Jahre Tagebuch existieren nicht mehr, sind Asche auf einer Insel weit weg von mir.

Eine gewisse Reue dieser Tat trifft mich.

Warum das?

Er ist weg, dieser wichtige Abschnitt meiner Geschichte, mit all den Beschreibungen nicht mehr einsichtig.

Etwas zu Ende bringen, damit was Neues entsteht war wohl das Motto.

Aber warum Verbrennen? Muss es Mord sein, Mord an alten Papierfetzen vergangener Lebensphasen?

Als wollte man sich noch einmal reinwaschen, nein, noch einmal so unschuldig Kind sein, so kommt es mir vor.

Gegenwartsversuche eines 32-jährigen mit komplizierter Geschichte für ein Leichtsein in einer ungefederten Zeit. Nicht um oberflächlich zu sein, stößt man sich ab, schneidet ab und verbrennt, nicht weil man sie nicht haben wollte, sondern um sich zu erhalten, griff man zu dieser Symbolik des Sterbens, wollte man damit Gegenwartsfähigkeit.

Ja, es war Sterben, das war es.

Ich traue dieser Inselentscheidung, sterben lassen zu wollen, dieser konkreten Symbolik. In einem großen Feuer lebt der Schmerz alter Fehler, auch an mir gemachter Fehler, noch einmal in einem Flammenmeer auf.

Es ist vorbei, und man ist erleichtert, wieder Kind, und ich lebe noch, eine Feder in einer ungefederten Zeit findet auch in einem Alter von 32 Jahren den Weg aus einem alten Bett und merkt, dass der Wind sie irgendwohin trägt.

Der Mensch ist eine Welle 13. Nov.

Ich glaube ich werde doch alt, und ich denke, dass man nur jung bleiben kann, wenn man seinem Alter entsprechend lebt. 'Dass sich was verändert, ist doch klar. Wäre es sonst nicht langweilig!

Es mag ja sein, dass das ganze Leben ein Urlaub ist, aber trotzdem bleibt für mich eine unlösbare Aufgabe und Frage: Wo ist eigentlich mein zu Hause?!

Auch wenn ich es nicht sagen kann, ich verstehe.

Der Mensch ist eine Welle, die gebrochen oder harmonisch Bewegungen macht, auch wenn er nichts dabei tut oder beispielsweise nur sitzt. So verstecke ich mich vor jemandem, weil ich spüre, dass derjenige, wie er mir gegenüber sitzt und in sein Heft lacht, wilde Wellen auslöst, - und die beunruhigen mich.

Wir sprechen über das Atelier und reden über Aufteilung und Egoismus. Mir ist klar, dass man sich nicht versteht. Auch ist mir klar, dass meine Wellen nicht gegriffen werden, dass von Egoismus die Rede ist, wo meine Harmonie erst beginnt.

Ist Egoismus, nur weil man sich nur ausbreitet. Oder ist Harmonie, weil man nur toleriert. Ist es nicht so, dass Harmonie der Wunsch ist, jemand macht sich breit in mir, (und das ist erwünscht).

Die Welle lässt bei manchen das Wellen nicht zu. Wir sollten auf diese Signale achten.

Egoismus hat also derjenige gesagt, der eine Sie ist, und ich reiße die Seiten, die sie in mein Tagebuch schrieb heraus, - hinaus. Sie verbrennen im Ofen, und ich verbrenne mir die Finger. Aber lieber verbrenne sie mir an einem Ofen als an einem Freund, dessen Gegenwart mich stört.

Ich sage ja, und ich sage nein. Die Tür geht auf oder die Tür geht zu. Das Spiel ist bekannt, - so wie der eine draußen ist und ein anderer drinnen.

Ich schreibe weiter.

So bin ich scheinbar böse, wenn ich von Freunden rede.

Kritik an Bärbel 18. Nov.

Meine Finger sind so sauber. Freitag der ... - Was ist heute für ein Datum? Ich schaue nach, und ich bin beeindruckt von der Sauberkeit meiner Hände, die auf dem Blatt liegen. - Ja, es ist Freitagmorgen der 18. November 1988. Vaters Geburtstag ist am Dienstag nächster Woche.

Das Blatt, welches ich herausriss und von dem ich am 13. November sprach, ist nicht sofort verbrannt. Es lag noch angekokelt im Ofen. Er, der erloschen war, hatte es sich nicht geholt. Vielleicht wollte er die Kritik, die diese Freundin an mir ausüben wollte nicht vernichten. Vielleicht sah er, wie absolut ich abtat, was mich verletzte.

Wohl, ich lasse es nicht zu, wenn man mich ungerecht verletzt, mir die Stimmung verdirbt, mir unterstellt, was ich nicht bin.

Bärbel versteht nichts! - Nichts von mir begreift sie. (Das Wesentliche erstickt in einem Klischee.) Das kann ich nicht, und das will ich nicht so lassen. Ich gehe, nehme Abstand. Das von ihr beschriebene Papier entreiße ich dem Tagebuch, Es stört meine Vorstellung von Harmonie. Wohl, das Leben ist schwer und braucht seinen Streit. Oft gibt es keine Antwort, und das Vertragen nachdem ist die große Lüge. So auch bei uns, und so schreibe ich zu Dir Bärbel, was Du so gerne hören möchtest und meine Kritik wird nun hart. Ich sehe das Auge Deiner Toleranz nicht mehr. Du bist blind, und unterstellst anderen, was Du selber bist. Ich lasse Deine Kritik, kann Dich lassen, aber meckere nicht, wie früher schon meine Eltern, die nur strickt verbieten wollten. In Deiner Art weißt Du darauf hin und verdirbst die Laune. Du spielst mit der Macht, spielst den Chef vom Atelier. Auf gleicher Ebene trifft man sich nicht. Du entscheidest, willst letzte Befugnisinstanz, aber unfähig bist Du von Mensch zu Mensch.

Auge in Auge, auf gleicher Höhe, das geht bei Dir nicht. Du sagst, „wir sollten die Freundschaft nicht aufs Spiel setzen“. Freundschaft aufs Spiel

setzen? Eine Freundschaft muss sich bewähren, und sie bewährt sich in unserem Fall nicht.

Du bist weit weg, willst nicht verstehen und so tut Gegenwart weh. Der Friede, Deine Umarmung ist Betrug, Er ist so echt, wie der Vater, der sein Kind nach dem Schlagen in den Arm nimmt.

Dieses fahle Gefühl in Magen, es tut immer noch weh.

Nach einem Klassentreffen 20. Nov.

Manchmal vergesse ich, denke ich wäre zu Hause. Etwas Träges macht sich breit. Plötzlich ist man irgendwo drinnen, steht in dieser deutschen Welt. Es heißt durchhalten, weitergehen und weiterziehen. Sie, die sitzen bleiben verstehen es wieder nicht. Was treibt Ihn?!

„Er war früher so ruhig“ sagten die, die mich 16 Jahre nicht sahen.

„Er ist immer schon so unruhig gewesen!“ sagen die, die mich die letzten Jahre kennen. Der eine oder andere stellt fest, ich wäre nach der Insel ruhiger geworden. Haben sie recht, oder wer hat recht von diesen bekannten Freunden oder bekannten Bekannten!?

Sicher, sie haben alle Recht. Alle haben recht in dem, was sie sehen können von mir.

Ich bin auf der Reise. Alle sehen nur kurz die Blitzlichter meines Auftretens.

Mögen es 6 Wochen sein, die ich hier verweile, - lange Zeit für mich und diese ist nun auch fast vorbei. Eine neue Reise beginnt. Etwas Neues will zu tun sein. Etwas Altes verliert sich. Etwas Schönes und etwas Unangenehmes wird man verlassen und unangenehm und schön wird sich wieder dazu reihen. Das Bündel, was ich habe wird kleiner. Leichter geht es sich, und ich werde weiter das Bündel verkleinern und alles schnürbereit machen.

Ich hätte eh schon wenig, sagen sie und doch, es ist noch zu viel nach meiner Insel. Es muss weniger und weniger werden. Ich bekomme einen Schreck vor dem Gigantismus und der Unverhältnismäßigkeit, in der ich gelebt habe. - Das ist vorbei. Aber das Vergangene gibt einen Schrecken und es ist gut so. Es zeugt von dieser Veränderung, die wir nicht sehen können, sondern nur ahnen, Sie blitzt auf, wenn ich höre, wie mich Menschen vor 16 Jahren sahen. Alle hatten etwas Anderes von mir gedacht. Der kleine Mathematiker und Zeichner ist bestimmt Architekt geworden und übt seinen soliden Beruf aus. Zurückhaltung, Ruhe und Geduld sprachen dafür und ließen erwarten, was dann doch nicht so eintraf. Jetzt stehe ich, mit einem

noch zu großen Bündel und keiner begreift. Selbst der Lehrer, den ich schätze sagt: „Ich brauchte damals die Kinder, sonst wäre ich versumpft!“ Wir waren die Kinder und ich bin der einzige, der das Chaos der damaligen Zeit mitgenommen hat und heute noch teilt. Ich habe keine Kinder, und wie mir scheint, werde ich auch keine brauchen.

„Mehr Unsicherheit?“ wirst Du mich fragen, - sicher, und ob ich es schaffe ... Ich weiß es nicht!

Was gibt es schon für Ziele? Was wäre zu leisten?

Das Bündel wird kleiner, und es erwartet nicht viel.

Ich bin auf der Reise und dieser Weg, der ist mein Ziel.

Später:

Das Kölnkonzert ist wieder aufgelegt, versetzt mich in die gleiche, immer nieder so angenehme Stimmung, die auf jede Form von Welt verzichten kann. -

Schade gerade kommt Gerda. Ich stelle fest, ich brauche wohl doch ein eigenes zu Hause, Aber was ist mit der Reise? Der Wohnwagen. - Braucht man ein zu Hause, wenn man auf der Reise ist?!

Ich ziehe mich zurück. Ist dann zu Hause?!

Deutschland, ich spüre Dich, und damit brauche ich zu Hause, vielleicht umso mehr. Aber was sonst gut tut, kann dann wieder müde machen. - Also zu Hause! -

Ich denke, einen Koffer alter Bücher zu verbrennen. - Feuer!? - Tagebücher!? - Die Zeichen symbolischer Veränderung! - Die Reise! - Das Leben lebt von Veränderungen. - Wo sind meine Tagebücher? - Das Leben ist ein ganz natürlicher Widerspruch!

Kom. 4.2.98: Die Frage nach den Tagebüchern stelle ich daher, weil die drei Inselftagebücher, nach der Insel verschickt, nicht von meiner Stiefmutter angenommen worden sind, und so auf einem Postamt in Süditalien landeten. -

Bei meinem Bruder 22. Nov.

Bochum. Vaters Geburtstag. - So bin ich also auf der Reise mit der Zwischenstation, die ich „Bruder“ nennen möchte, schreibe mit einer neuen Farbe und einem kaputten Finger, der noch eine Weile braucht. Alles ist ungewiss, und diesmal beunruhigt es mich. Ich bin ein wenig eingesunken in

meiner Dortmunder Welt, habe Berlin vergessen und gehe mit einem gewissen Schein dort hin, wo Unbehagen, Fremdheit und einige Schwierigkeiten auf mich warten. Nicht nur die Finger tun weh und eine Gitarre spielt schlecht, sondern auch der November drückt, wie das Gemüt. Sentimental, fast weinerlich, etwas leerer geworden, gehe ich. „Du wirst mir fehlen“, sagten Gerda, und ich weiß auch, dass etwas Selbstverständliches nicht mehr neben mir ist. Es passte einfach, und wir waren mehr tolerant, als wir dachten. Ein Zusammenleben war so selbstverständlich wie auf Alicudi, meiner einsamen Insel. Beides war gut, und beides habe ich gewollt und machte keine Schwierigkeiten. Zu Hause wird wieder zur Sehnsucht und ist nicht mehr, muss wieder neu gefunden werden. Vielleicht ist das die Angst, vielleicht ist das der Schmerz, der nicht nur die Finger, sondern auch das Herz erschwert. So passt es, wenn die Gitarre schlaflos mit den Fingern schmerzhaft stolpert und die Töne langsam Trauer sagen. Abschied, - erst dann merkt man, was man vordem hatte. Erst nachher, wie so oft gesagt, weiß man, was vorher war.

Zu Hause?! - Diesmal laufe ich nicht davon. Ich muss nur einfach gehen.

Feuer 22. Nov.

Feuer! - Feuer ist Abschied, - ein geliebtes Symbol.

Früher waren es die Tagebücher, der Hochzeitsanzug, auch Aktenberge, und gestern die Hose und heute das Hemd von Uwe, - sie verbrennen.

Nicht, dass es sich gegen Uwe richtet. Es richtet sich gegen die Symbole der Stetigkeit. Das Andere, was er nicht sein kann, bin ich. Fortwährende Reise, immer wieder Abschied. Abschied tut weh, jetzt mehr als vor einem Jahr.

Stark und böseartig ging ich einmal, und schürte Hass, weil ich zu lange verweilte. Man konnte und wollte nicht den Schmerz. Unnahbar, ja unnahbar ist man gewesen.

Jetzt, wo das Feuer brennt, tut es wieder weh, glücklicherweise tut es wieder weh. - So wie das Feuer verzehrt, was eben nach war, so fehlt jetzt ein Vertrauter, den man oft nicht sah.

So kehrt man zu sich zurück, bleibt und ist bei sich, und neue Gefühle finden eine andere Seite. Es ist also nicht alles verbrannt. Etwas in einem bleibt.

Der Halt 22. Nov.

Man braucht nur ein bisschen Musik und schon hat man die Gedanken, die wieder gefallen. Ich meine hier die eigene Musik, die ich fast nicht mitnehmen wollte, obwohl genau diese Musik der Gitarre mein Halt ist, ein Halt den mir ja auch mein Lehrer empfahl, und den ich bei meiner Gitarre, wie selbstverständlich finde, Es ist nicht Gott, wie aus meiner alten Christlichkeit, die mir einmal hier in Bochum und Dortmund sehr nahe kam. Es ist die Gitarre, wie ein kleiner Glaube könnte ich mich daran festhalten, diesem Spiegel der Gefühle, der sofort verrät, wie die Dinge in mir stehen.

Gott gibt keine Antwort. Mir auf jeden Fall nicht, wollte ich sagen, aber vielleicht weiß der eine oder andere welche Sprache er für ihn spricht. Ich halte mich lieber an meine Gitarre. Sie spricht meine Sprache, und die verstehe ich sehr gut, - Das sollte ganz einfach reichen.

Musik an einem Ofen und an einem 22. November den Geburtstag meines Vaters mit kaputten Händen aus einer kaputten Familie, - ich erinnere mich wieder.

Unrasiert zu Vaters Geburtstag, - Unrasiert und Vater, das war immer ein Schreck. - Du bist alt geworden Vater, ich älter. Du bist nicht stärker geworden. Ich schon, - vor Dir, aber nicht vor dem Leben. Dies tut immer noch weh, - so wie meine Finger und meine Seele. Ich trage diesen Schmerz mit einem gewissen Stolz, - heute, - ohne Angst vor Dir bestehen zu müssen. Sie war einmal. Du warst so groß und mächtig, ich so wehrlos, unsicher. Ja, ja, war es. Du weißt, damals am Sonntagstisch, das mit dem Dortmund, und Deine Amokfahrt von der Kirche nach Hause, ich mit Bart neben Dir; ein Schrecken für alle, weil ich nicht tat, was Du wolltest. Warum wolltest Du das? Warum wollte ich was anderes? Warum gab ich so oft nach? -

Ich kenne und verstehe Dich bis heute. Ich bin älter und akzeptiere, dass Du anders bist, akzeptiere, was Du nicht kannst. - Wir haben nie darüber gesprochen, - Sprechen, über Dich sprechen, das konntest Du nie. - Das wurde zu meiner Stärke, Etwas, was Dir wahrscheinlich noch viel mehr missfiel. In diesem Sinne wurde ich Verräter, einer, der alles ausplapperte, was Probleme in Beziehungen und Familie betraf. Es gibt genug von ihnen, von denen, die verstecken mussten und die mein Feingefühl überführte, aber nur, weil ich Dich nie, Euch, Mutter, wie Dich, überführen konnte. Was Ihr jahrelang versteckt habt, und was versteckt blieb, wurde zu meiner Aufgabe an anderer Stelle. So verlor ich auch die, die ich kritisieren musste anstelle von Euch, jetzt nur noch Du, den ich nie kritisieren konnte, auch nicht heute an Deinem 63. Geburtstag,

Ich habe keine Lösung, gefunden. Ich sehe nur, was aus mir werden musste. - Mein Weg, auch wenn er manchmal weh tut, ich beklage mich nicht

und ich suche keine Schuldigen, wie ich es früher einmal tat. Auch ich bin älter geworden und lebe mit dem, was mich begleitet, und ich glaube über die Zeit auch ein Stück geworden zu sein wie Du, der etwas mit sich trägt, was er nie sagen konnte.

Dein Sohn.

Der Schnee ist gefallen und es ist kalt geworden. Fast traue ich mich nicht aus dem Haus, aber ich gehe zu Vaters Geburtstag, auch unrasiert. -

Musik und ein Lied und damit fängt doch wieder ein Lachen an, was wohlgermerkt den Ernst erkennt. - Die Gitarre, vielleicht ist es sie, die unsere Familie zusammen hält.

Vater spielte auch Gitarre, und das sogar mit der Mundharmonika, aber sicher war er immer rasiert.

Im Elternhaus 23. Nov.

Wieder in Bochum.

Wieder war ich bei Gerda gelandet. Stiefel, die ich brauchte, meine Schwester, die mich fuhr, nach dem Geburtstag meines Vaters, und so stehe ich da, wo ich gerade Abschied sagte. Abschied oder Kreisverkehr. Es war schön, sich zu sehen und komisch, weil man plötzlich und unerwartet da stand. -

Bedenklich? - weil der Krebs seine Rückschritte machte? Drei vor und zwei zurück, oder zwei vor und drei zurück.

Wer mag das beurteilen! Diese Schritte hatten aber ihre Notwendigkeit. Etwas hatte mich in diesem Vaterhaus erschreckt. Das dumpfe Gefühl von Spannung, Ablehnung und Sprachlosigkeit fiel bei all dem Geplapper auf.

Es wurde gesprochen, ja, - es wurde viel gesprochen, und diese Worte erschreckten, weil sie, die sprachen und sie, die nicht sprachen, etwas ganz anderes ausstrahlten. Ich glaube, sie hätten sich lieber geschlagen, stattdessen redet man, und schon während man dieses hören muss, wird man dumpf. Ein flaes Gefühl im Magen bestätigt sich und bleibt. So ist es also gleich geblieben, dieses Elternhaus, zum Weglaufen gleich geblieben und ein Wunsch nach Wärme schreit.

Bei Gerda spürt man, wie wichtig sie ist. Vordem sagte man Abschied. Von wem eigentlich? Ist es nicht gemein, sich in dieser Kälte ständig Wärme holen zu müssen?!

Schöne Leere 24. Nov.

Eigentlich wollte ich meinen Bruder anrufen und ihn nach einer Kneipe fragen, die wir einmal besucht hatten. Ich stand in der Bochumer Innenstadt, hatte in diese Telefonzelle eine Mark hinein geworfen und er teilte mir mit, noch auf ein Bier raus zu kommen, es blieben 80 Pfennig über als ich kurz darauf auflegte und ich rief noch einen Freund in Süddeutschland an, dass das Geld angekommen sei. Dann waren es noch 50 Pfennig, wie ich auf der Anzeige lass. „50 Pfennig“ sagte ich mir, es muss 23 Uhr gewesen sein, " sind einfach zu schade“. Den Hörer in der Hand, überlegte ich etwas unentschlossen, wen ich nun anrufen könnte.

Der Tag hatte eine schöne Nacht, war aber traurig, weil der zweite Abschied noch mehr zeigte, dass ich etwas vermissen würde. Eine Selbstverständlichkeit hatte sich in den letzten Wochen eingespielt und fast kam mir das Leben, wie ein zu Hause vor. Keine Schwierigkeiten und was schwierig war wurde besprochen, und dies hatte man zu verlassen. Man musste nach Berlin und machte jetzt noch Zwischenstation bei seinen Bruder um dann endlich loszugehen.

So tat es weh, Traurigkeit und ein Weggetretensein begleiteten mich. Erst am Bahnhof, als ich dort ankam sagte ich mir: „Es geht weiter!“ und trat wieder auf, feste und ging schneller, begann zu pfeifen. Und dann stand ich in dieser Telefonzelle und wählte, ja wählte die Nummer einer alten Freundin. 50 Pfennig, - und sie nahm ab. Eine freudige Überraschung und ich erzählte das mit diesen 50 Pfennig die schnell, 30, 20 und 10 waren und wo dann eine neue und eine weitere Mark dazukamen. Das Geld war aus. Ein unnötiges Dankeschön kam von meinen Lippen bis es abriss. Der Bauch war warm, ich fühlte mich voll und leicht zu gleich. So ging ich durch die Straßen in diese Kneipe, wo ich meinen Bruder finden würde. Ich hatte sie einmal tot gesagt, meine große Liebe D.M., aber ihre Telefonnummer hatte ich immer noch im Kopf, - Was habe ich nicht schon alles gesagt.

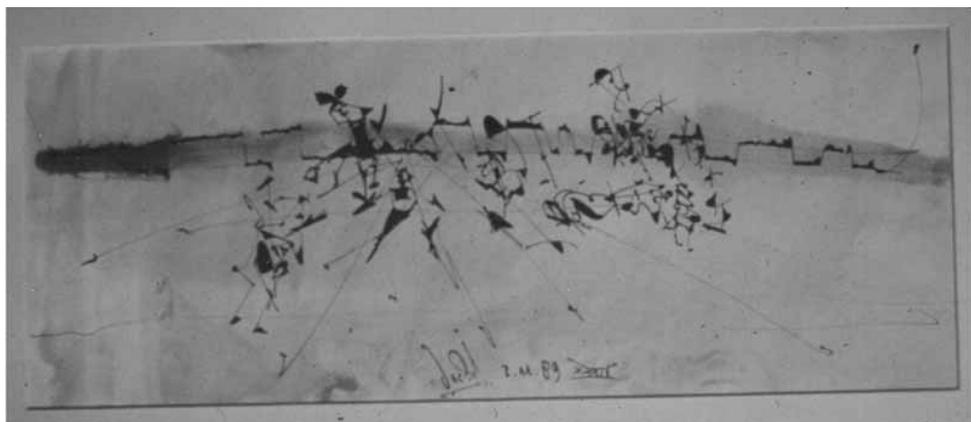
- Manchmal glaube ich besser schreiben als erzählen zu können, oder sagen wir, das Schreiben gewinnt an Qualität.

So viele Worte hört man, die wieder dumpf machen. Einer steht neben mir und möchte wissen, weil ich der Bruder seines Freundes bin. „Zuviel.“ denke ich. „Was soll ich sagen“, frage ich mich. Muss ich jedem eine Antwort geben? und mit irgendwelchen Worten sagen, was nichts sagend ist. Erwartungsvolle Stimmungen muss ich ablehnen. Für mich in einem Café in der Ecke sitzend warte ich auf eigene Gedanken, wünsche mir, was auch viele unnütze Mussworte ungewollter Gemeinsamkeit verloren ist, wieder zu finden, einfach diese Einsamkeit. Ich brauche sie für mich alleine, wünsche mir Räume, wo Träume geträumt und gedacht werden. Wie soll ich meinen

Weg finden, wenn mir meine Träume nicht mehr möglich sind?! „Träume“, sagen sie mal, wie kommen sie zu ihren Träumen. Können sie alles vergessen, die Welt, Welt sein lassen und sich das sein lassen, was Sie sind. Können sie leer werden, vollkommen leer werden? Können sie das wirklich?!“

Heute fällt es mir schwer. Jetzt an diesem Abend warte ich wieder. Musik im Hintergrund, diese Musik hilft noch nicht. Etwas hält mich noch fest. „Lass doch los!“ sag ich mir, und weiß, dass man so etwas nicht wollen kann. Sein lassen, - wer kann das schon. Wie macht man das? „Kind sein!“ denke ich, und bin es jetzt nicht.

Manchmal glauben wir zu wissen, von was wir reden und hören von uns Worte und kennen ihren Zustand nicht. So sitze ich da. immer noch in Gedanken und warte bis sie aufhören. Wo ist, und wann beginnt sie wieder, diese schöne Leere, die alles möglich macht?!



4 Zwischen Ruhrgebiet und Berlin

Dieser vierte Teil des Tagebuches VII spielt sich zwischen dem Ruhrgebiet und Berlin ab. Er wirft Zweifel an der Stadt auf. Es geht wieder um Ziele und die Haltung zum Leben. Vergangenes taucht auf. Ich hege immer wieder Gedanken, alles zu verkaufen, um frei zu sein für eine große Reise. Sehr wichtig sind die Äußerungen zum Vater. Es findet hier eine Art Vatermonolog statt, der wieder anbindet an die Gedanken, die wir im dritten Teil des Tagebuches finden. Zum Ende dieses Teils bin ich froh, Berlin zu verlassen und lande wieder im Ruhrgebiet.

Inn Dortmund treffe ich auf das Arbeitsamt, wo ich mit vielen Schwierigkeiten konfrontiert werde. Dann wieder in Berlin ist es die Wohnung eines Gehängten, die ich bekommen, und die mich zum denken bringt. Zum Ende dieses kurzen Teils geht es dann noch mal um die Kunst, in wie weit sie die Berechtigung hat in dieser Zeit zu existieren. Dort finden sich einige sehr wichtige Gedanken. Zum Ende dieses Teils beende ich meinen Berlinaufenthalt und gehe wieder nach Dortmund.

Berlin 26. Nov.

Sicher, Berlin hat seine besondere Farbe, betrachtet man das Glitzern, die Menschen, die in Bewegung sind, reden und handeln. Die Cafés sind voll. Man findet Reiche und Arme, Studenten, Trinker, gut bekleidet und befrackte. Ich liebe sie, diese Cafés, weil man sitzt, schaut, beschaut wird und das eine oder andere Unverhoffte passiert. Ich merke hier, aussuchen zu können, was ich möchte.

Angekommen, etwas schlaflos und nach abgegebenem Gepäck, verzeihe ich mich in die Stadt, laufe, um die Zeit von 22 Uhr bis 6 Uhr zu nutzen.

Wir haben die Tage um Vollmond und eine gewisse Weichheit begleitet mich zu dieser bekannten auch positiven Spannung. An der Gedächtniskirche, später auf der Pankowstraße, der Jorkstraße, der Hasenheide bis hin zu Karl Marx bemerkte ich sie, die Bettler, Punks, Skins, die Nutten, die Junkies. „Hasse mal `ne Mark?!“ oder „Hasse mal `nen Zehner?!“ kommt auf mich zu. Ich fühle mich wehrlos! Flaschen zerspringen an irgendwelchen Grünanlagen. Punks grüßen mit hartem Schlag. Eine Bierflasche schwappt, ein derber Schlag fliegt im Suff ans Kinn. Alles nicht schön, aber man könnte sagen echt, und doch tut es mir weh, weh im ganzen Körper. Mitglied, Wehmut, Hoffnungslosigkeit. Hilflös gehe ich und zweifle.

Das sensible Bürschchen mit seinen Tagebuchgeschichten kommt wohl ins Schwanken. So komme ich mir lächerlich vor, mit dem, was ich schreibe. Wem werde ich mit diesen Worten gerecht? Wessen Sprache spreche ich?! Wer soll sich mit dem Gewebe innerer Widersprüche zurechtfinden, und was zählt es, wenn ich nicht die Ärmsten treffe, die zum Fühlen und Denken nur den Alkohol und Schulden kennen? Sie hatten keine Zeit und keine Chance, tun leid und dann stoßen sie wieder ab. Wer versteht sie, begreift, was ihre Welt ist? Ich fühle mich überfordert. Der damals Barfußige und Wilde, es ist nur ein, zwei Jahre her, war doch eigentlich ein ganz friedlicher. Auch wenn die damaligen Füße dreckiger waren als die Hose jetzt, hatte er doch Hoffnung und konnte strahlen wie ein kleiner Junge. Der Punk, der Skin, sie sind wirklich kaputt, echt daneben und Aggression ist Aggression und sie schlägt zu. Scheiß Leben ist scheiß Leben, wenn man keinen Lichtblick kennt.

Ich sehe, wie die Sahne zuckerübergossen im Kaffee versinkt, - ganz langsam. Ein Vergleich, der sich in seiner Ästhetik umgekehrt - proportional verhält und nur in seinem Bestreben und Zustand, die gleiche Richtung aufweist. - Scheiß Worte. Die Sahne liegt platt im Rest von Kaffeeschaum. Ich rühre um, und wir haben normalen Kaffee. So normal, wie das Leben, so normal wie ich, der sich alles andere als normal empfindet, und der es aufgegeben hat im Dreck gewälzt aufzufallen. Kaum bin ich in Berlin habe das Bedürfnis nach Gepflegtheit und Rasur. Muss ich mich abheben? Schütze ich mich durch Sauberkeit? Will ich mich damit spiegeln?! -

Ich suche nach zu Hause. Geborgenheit. Gerda fehlt mir. Dorro ein altes Licht wäre jetzt warm. Familie! Kinder! Wir sollten uns alle helfen, gute Menschen zu sein. Gut sein? - Welche Muster verfolge ich? Welch sonderbare Antwort? Gutes und Schlechtes gehören zusammen, bedingen sich. Das eine ist vom anderen nicht zu trennen. Die Lächerlichkeit meiner Worte kommen mir schlimmer vor als pastorales Geschrei, betrachte ich die Realität eines Skin. Der Denker hebt sich ab, wählt eine andere Ebene. Erschreckt von stumpfen Dumpf einer Unterschicht, dessen Boden er nicht will, versteckt er sich mit christlich erzogenen Empfindlichkeit, vertreibt den Bukowski und ist die sensible Künstlerseele, die vom Dreck bewahrt sein will und Schutz sucht in Gebäuden und Galerien.

Und doch tut es weh. Ein Schmerz zehrt an mir. Die Nacht vergeht. Der Morgen gewährt sich an die Geborgenheit einer Kneipe, an alkoholisierte Ruhr. Man selbst bleibt nüchtern, gewinnt beim Billardspiel auch ohne Ersatz von Bier. Der Sympathische und Strategische darf gehen. Ein N19 lässt sich warten. Stattdessen hält ein Taxi. Eine Dame steigt ein und ruft zum Mitfahren auf. Unsicher steige ich ein. An der Potze steige ich aus und laufe verträumt und müde geworden zum Zoo. Meinem Sohn, den ich seit 2 Jahren

nicht mehr gesehen habe, möchte ich die Geschichte einmal erzählen, ich meine die Geschichte von meiner Oma, die zu meinen 5 Jahren behauptete, ich würde einmal etwas Besonderes werden. Vielleicht hatte sie schon damals ihre Ahnung. Ich werde mystisch, sentimental. Vielleicht liegt darin eine Lösung. Ein gewisser örtlicher Zeitgeist, dem ich mehr und mehr verfallende ohne ihn zu kennen, könnte mir recht geben. Wer bin ich denn? Kommt es in mir hoch in einem Daunenschlafsack auf einer bequemen Couch in einer Studenten-WG der Hardenbergstraße. Ich weiß nur noch, dass die Socken stanken, als ich sie ordentlich neben das Bett lege.

Auf der Seite des Traumes 28. Nov.

Dortmund

So fließen die Gedanken in einer Zeit, wo man eigentlich ganz anders denken sollte, fließen genau in die Richtung, wo die Träume sicher nur Träume bleiben werden, und fließen dort hin, wo es vielleicht kein Zurück gibt. Die Spanne zwischen trauriger Realität und dem inneren Traum wird größer. Vergessen wir das, und schlagen uns auf die Seite des Traumes, sind wir verrückt.

November sagt man zu diesem Monat und er ist einer, so trist, leblos und lähmend wie es im Buche steht.

Die Kraft, die einst so volle, versiegt. Der kommende Winter, die Stadt und die Reserviertheit anderer schreien leblos. Was soll man da noch aufbauen?! -

Ich erinnere mich als Hans und ich ins Ruhrgebiet kamen und erschlagen durch die Tristesse dieses Ortes nach Amsterdam flüchteten.

Jetzt sitze ich in dieser Stadt und versuche mehr und mehr entkräftet die Reste meines Hab und Gutes zu verkaufen. Manchmal fehlt mir diese Kraft gänzlich. Es wird leer in mir, und ich beginne zu vergessen, weiß nicht mehr, dass es irgendwo schön ist. Vergessen, das ist meine Angst.

Ich will das Schöne nicht vergessen, warte nur noch, bis das, was ich noch habe fort ist, um zu gehen. Es hält nicht, was keine Kraft gibt, und ich bin mitten drin in einem Leben, was nur noch Loch ist. Es spielt sich nicht nur in mir an. Es ist auch im äußeren Leben, was die Träume verboten hat. Ich lebe darin, wie gesagt. Ich bin nur Gast in diesem Land, was sich meine Heimat nennt, und die lange schon nicht mehr versteht, was ich mir vorstelle.

Ich bin einmal gegangen, weil ich zweifelte, - in mir und an diesem Land. Heute zweifele ich nicht mehr an mir. Ich sehe nur noch, dass ich gehen

muss. Ich habe sie noch, meine Träume, und ich möchte sie nicht verlieren, möchte, dass der eine oder andere wahr wird. Ich werde taub, wenn ich in der Gewohnheit wohne, und ich lebe dann lieber auf der Straße, auch wenn ich ein zu Hause liebe. Ich verzichte auf das, was ich liebe, um zu gewinnen, nämlich die Kraft, die ich brauche, um leben und lieben zu können.

Viele sagen zu mir, dass ich mich hätte anpassen können, den geregelten Weg hätte gehen können. Die Unsicherheiten und Schwierigkeiten hätte ich dann scheinbar nicht gehabt, dafür aber eine Frau, ein Kind, Eingebundenheit, vielleicht Arbeit, aber der eine oder andere von diesen Vielen, der mir das sagt, wundert sich über meine Kraft, die ihm schon lange fehlt. Ja, früher warst Du so schön ruhig. Heute funkeln Deine Augen, - Unruhe! - aber das, muss ich sagen, hält mich am Leben, und ein kleines bisschen zu Hause, da, wo ich koche, spüle, wo ich auf dem Sofa einer Freundin schlafe, Musik höre, das verschafft mir die Wärme, um durchzuhalten. So träume ich weiter bei warmem Tee gegen das, was so viele leblos macht.

Wenn mich jemand fragt, ob ich Gegner dieser Zeit bin, möchte ich nein sagen. Ich kämpfe nur noch für mich. Dass das „nur noch“ dagegen heißt, schreibe ich der heutigen Zeit zu. Sie haben die Gegner geschaffen, weil sie sich gegen das Leben entschieden haben. (Ich kämpfe nur für mich, und von dieser Kraft kann jeder etwas haben.)

Wer nicht für sich kämpft kann nicht für andere kämpfen. Wer scheinbar nur für andere kämpft, hat sich noch nicht begriffen, und wer für sich kämpft, braucht viel Zeit. Er kann nicht noch für die kämpfen, die das Kämpfen nicht gelernt haben. Lange Zeit wird er warten müssen bis auch sie anfangen, und noch längere Zeit muss er warten bis man Seite an Seite...

Zerrissenheit 29. Nov.

Bei Ralf.

Depressionen möchte man sagen, ja sie sind wieder da. Da kommen diese alten Zweifel wieder hoch. Hilflos, kraftlos steht man vor sich und ist so weit wie vor der Insel. Das gleiche Gefühl der Unruhe. Keine Energie. Das Verbrennen der Tagebücher hat nichts gebracht, denkt man sich. All die beschriebenen Zweifel, das volle Quantum innerer Widersprüchlichkeit tut sich auf! Unterwegssein, die ständige Unruhe, 3 Monate Bewegung in Deutschland lassen mich wieder zweifeln. Ich will von Deutschland weg und gleichzeitig will ich zu Hause. Die letzten Tage sprachen es immer mehr aus. Beides führt zu einer Ambivalenz, der ich mich nicht gewachsen fühle. Dazwischen stehe ich und merke wie sich der Bogen in beide Richtungen

spannt. Weggehen, dableiben; beides geht nicht. Die Menschen auf der Straße tun weh. Genauso tun meine Fotos von früher weh. Ich verbrenne einige, weil ich nur die wenigsten behalten möchte. Nicht so viel Gepäck, kommt es mir wieder aus dem Hinterkopf. Die anderen bleiben, werden in eine Mappe zu den Filmnegativen gepackt. Immer noch ist es ein ganzer Ordner voll, voll mit etwas, was abgebrochen wurde, voll mit mir.

Nicht genügend, nicht perfekt genug, die Menschen, einige Fehler, und schon hatte ich mich abgegrenzt. Mit irgendeinem verteufelten Idealismus renne ich weiter. Heute kann ich ihn selbst nicht mehr vertreten und stelle fest, in meine eigene Leere gefallen zu sein. Keiner ist da. Alles und immer wieder alles habe ich verlassen, und dann holt es mich ein, wie heute. Diese Bilder von früher, von einer alten großen Liebe, Staig im Sommer, die Umbauten am Bauernhause, alle, die dabei waren in unserer Wohngemeinschaft, meine Ruhe und die Schönheit dieser Umgebung, der Spaß bei der Arbeit, und die Art und Weise, wie man lebte und das Leben verstand, die vielen Feste mit hunderten von Leuten und das Dorf dazu. - Ich erschrecke vor der Stadt. Nein, - nein, das darf ich nicht sagen. - Nebenan spielt das Saxophon. Gerda spielt. Die Zeiten hier sind auch ganz schön. Ich bin es, der gegen sich selbst anläuft und dem Neuen keinen Raum lässt. Ich bin es, der rennt und für keinen erreichbar ist. Das ist alles. Klar doch.

Ich bleibe, fertig aus.

Die Leere der von mir herausgerissenen Seiten spricht wohl für die Leere, die ich in mir Selber geschaffen habe, - Ich suche die Harmonie und finde sie oft nur in meinen Bildern. Ich meine die gemalten, nicht die Fotos, von denen ich vorher sprach.

Das Positive der Zerrissenheit 1. Dez.

Von Alicudi habe ich noch so viele Erinnerungen, dass ich mir sagte, auch mit der Erfahrung einer gewissen Veränderung über dieses halbe Jahr auf der Insel, werde ich in Deutschland die gleichen Fehler machen. Das heißt, ich werde in Deutschland die gleichen Probleme bekommen, wie ich sie vor der Insel schon hatte. Warum dann aber die Zweifel, die Zweifel an irgend einer Handlung auf der Insel, die etwas beenden sollte, was sie nicht beenden konnte, wenn man schon zweifelt, warum kann man dann nicht einfach zweifeln und sagen der Zweifel ist (bei mir) Warum sucht man nach Ursachen anstatt das, was ist zu nehmen, wie es ist? Warum brauchen wir Gedanken gegen die Traurigkeit und lassen sie nicht an uns heran. Warum glauben wir mit den Kopf zu lesen, was das Herz betrifft?! - Da fangen wir wieder mit Strukturen an, mit gewünschten Änderungen im Leben, diesem irrsinnigen Gedanken, etwas oder gar mehr anders machen zu wollen, anstatt

traurig. zu sein, zu weinen und den Schmerz einfach so zu lassen, So tun wir, als käme er nicht von uns und tun, als hätte wer was an uns getan. Da betreiben wir eine Ursachenforschung, eine psychoanalytische Diplomarbeit über das eigene Drama, eine verkopfte Selbstzerfleischung, die den Vorwurf nicht an sich vorbei lässt?! Die Einsamkeit einer Insel, die zur Selbstmarter über Monate wurde, die über 12 Jahre Tagebuch nachdachte, und zu Wortfetzen wurde, sucht zu beantworten, wo es vielleicht gar keine Antwort gibt. Und doch bleibt ein quälendes Gefühl und Worte machen es nur noch schlimmer.

Egal wo ich bin hat jeder Zustand seine Berechtigung, wir brauchen den jetzt kommenden Winter und sollten den verlorenen Sommer gehen lassen können. Beides ist zusammengehörig. Nur weil wir das eine spüren, meinen wir das andere dürfe nicht existieren. Ist man einmal unglücklich und schmerzerdrückt, scheint das Glück so sehnlich, gewollt, ja so des Wollens notwendig. Glück und Leid liegen nah beieinander, aber sie werden doch zur Lüge, wenn wir das Leid in uns nicht an uns heran lassen. So verlieren wir beides und landen in dieser Leere, die neutral nur tot bedeutet, keine Spannung, kein Unterschied, was eigentlich dieses Leben reizvoll macht. Befallen sie, diese Unterschiede, mich im Besonderen, so werde ich mich nicht beklagen dürfen, auch einmal in den ganz sauren Apfel zu beißen, oder die bittere Mandel zu schmecken. Extrem sein, - dieser Kategorie Mensch gehöre ich nun mal an, bedeutet von beiden Seiten ganz viel zu spüren und damit auf die mir eigene Weise reich zu sein. Auch wenn Momente erschreckend waren und wieder sein werden, genauso steht das große Glück, unfassbar, wie es manchmal ist, daneben und reicht mir die Hand.

Ich bin jetzt 32 Jahren, das in allem, - bedanken für das Leben kann ich mich schon jetzt. Ich bereue nichts, finde es schön und möchte alles so werden lassen, wie es sich entwickeln soll, in jeder Form und extremer Schwingung. - Antworten habe ich nicht.

Mit dem ersten Dezember 1988 bin ich Dortmunder Bürger. -

Da fällt mir noch etwas ein. Bärbel sagte mal zu mir, dass ich sehr anstrengend sei. Das wirre Leben, so viele Worte, Gedanken, Ideen, Gefühle, Widersprüche, die meinem Wesen entspringen, machen es dem anderen wirklich nicht leicht. Ich gebe es zu, das ist so. Aber dann diese Kritik auf meinen Tagebuchseiten, die ich jetzt herausgerissen habe, macht mich stutzig. Du sprachst davon zu leben und es nicht in Worten der Abwesenheit zu verpacken, die dem anderen die Teilnahme verwehren. „Warum sitzt Du da und schreibst, wenn alle anderen sprechen?“ so höre ich Dich. Soll ich an Euch teilnehmen, immer wenn ich da bin ganz da sein, mich ganz diesem Euch ausliefern. Darf ich nicht diese so vielen eigenen Gedanken für mich festhalten. Gerade, wenn andere da sind, kommen mir so viele, und warum

dürfen diese Gedanken nicht Gedanken für mich bleiben? Warum soll ich nicht so viel reden und nicht schreiben. Welche Ventile würdest Du mir erlauben, gute Freundin. Überlege einmal, was Du aus mir machen möchtest. Ich würde sicherlich platzen, wäre ich, was Du wolltest.

Herr Sorgenvoll 4. Dez.

Die Wechselhaftigkeit geht mir durch das Hirn. Ich schlafe lange, schlafe eine Ewigkeit. Gestern eine Reizüberflutung und um elf Uhr war es für mich Zeit ins Bett zu gehen. Es reicht, war fast zu viel. Menschenbilder, Worte, so vieles und zu wenig Zeit für mich. Ich schlafe also, um die Welt zu vergessen. Zu viel um mich herum. Wegtreten, nur wegtreten.

Genauso reizt etwas Neues. Meine alten Bilder geben noch immer ihren Reiz. Das ist vielleicht ein neuer Auftrag. Die Wohnung hier in der Wohngemeinschaft könnte für mich sein. Ich weiß nicht, ob ich gehen oder bleiben soll. Kunst, mehr leben und dazu hier eine Arbeit, etwas, was mir Spaß machen könnte. Bei Klaus stelle ich es mir gut vor, zu arbeiten. Es ist ein lieber Mensch. Seine Atmosphäre, und diese Art Menschen bauen mich auf. Neben der Leere in Berlin, einer kommenden Winterkälte braucht man warme Menschen. Wegen dieser Leere kommt wahrscheinlich auch diese Sinnentleerung. Die Bilder, die ich mache, werden immer aus der Hand gelegt, weggelegt, abgelegt, verkauft. Der Mensch, der bleiben könnte, fehlt. Und er fehlt immer wieder. Das tiefgehende Gefühl im Bauch wünscht diese Teilbarkeit im Menschen, dieser Student, oder diese Studentin ist noch so viel Kind. Wohl, sie begeistern mit ihrer Leichtigkeit, haben ihre kleinen Pläne, ihre einfachen Fächer des Denkens, sind so klar. Entscheidungen, ja oder nein, sofort sind sie verständlich. Schöne Klarheit. So sind meine vielen Schatten mit dem Hang zum Stocken und Zweifeln oft so blass dagegen. Kraftlos, schiene ich manchmal festzuhängen. Vielleicht sind es dann doch diese Bilder, die halten. Das eine, was schon so oft hätte verkauft werden können, mag es trösten. Was fehlt noch zu diesem kleinen Trost, Herr Sorgenvoll, der Du heute um 14 Uhr erwacht bist und gestern um 11 Uhr abends schlafen gingest? Jetzt bist Du wach und langsam beginnt Dein Tag. Es ist 16 Uhr und die Dunkelheit zeigt, dass für Dich das Leben anfängt.

Manchmal lacht man über seine Widersprüchlichkeit und manchmal weint man darüber. Ein komisches Wesen findet sich in diesem Spiegel wieder. Lassen sie sich mal so leben, Herr Sorgenvoll, bei Schnee in sockenlosen Sandalen, Dasein, in einem kommenden Berliner Winter.

Nikolaus 6. Dez.

Es ist Nikolaus. Es gibt sogar Geschenke von Vertrauten, Verheirateten, von Verwandten und von Verwöhnten bekommt man sie. Die besonderen Tage wie der heutige einer zu sein scheint, vermehren diesen Wunsch des „Aneinanderdenkens“. Man denkt, und man wird gedacht. So entsteht Gemeinsamkeit. Ein Gegenstand, der dem anderen gefallen könnte, beweist dieses gemeinsame Denken durch sein Überreichen. - Ich gehöre nicht zu den Bedachten. Bin ganz froh darum, nicht beachtet zu werden und merke den Gefallen an meiner unintegrierten Eigenart. Es ist nicht nur die Insel, es sind auch die vielen Jahren, die eine Art Liebe zu sich entwickelt hat. Der Mensch als Gruppe verlässt mein Interesse. Hin und wieder bekomme ich sogar einen Schreck, wenn ich ihn in der Gruppe erlebe, wird er mir gleichgültig. Ich halte den Abstand. Ich hänge nicht an ihm, wie ein Kind. Man hat schon so viele, zu viel Wichtiges gefunden und verlassen müssen. Vielleicht bricht man damit ein Gefühl, oder es ist wirklich das Alter, was nüchterner macht. Ich merke, Dorro im Wesentlichen näher zu kommen, genauso wie meinem Vater. Weltzurückgezogenheit, bei Vater sicher aus Angst, bei Dorro aus Eigensinn, aber auch aus Angst. Jeder hat Angst, auch ich habe Angst. Der Alkoholiker oder der Punker auf der Straße beunruhigen mich. Der eine weil er sich auffrisst, der andere, weil er die Aggressionen an anderen austrägt. Beide schaffen es nicht. Ich schaffe es auch nicht, lasse es aber, lasse mich in dem, was ich bin. Manchmal bin ich stolz auf mich.

Ich hasse die Masse, hasse es mitzuschwimmen und nichts Eigenes zu wollen. Vielleicht sollte ich mehr nach meinen Sehnsüchten schauen. - „Sollte“ gibt es nicht. Alles ist wie es ist. Ich genieße trotzdem. Dorro denke ich einmal zu besuchen. Warum Dorro? Ich möchte einfach wissen, wie mir geschieht. Es ist nicht mehr so viel, was ich mir wünsche. Ich denke an Frau, und doch erwarte ich wenig. Jasmin ist vorbei. Ich glaube, sie ist es in diesem Sinne nie gewesen. Die Möglichkeit ist nur Möglichkeit geblieben. Dorro stellt die Frage an die Haltung. Dorro ist schon früher als ich der Mensch des Abstandes gewesen. Ich denke zu tun, was ich tun muss, zu sein, wer ich bin. Die Analyse meines Verhaltens ist mir nicht mehr so wichtig. Vielleicht ist es so, dass man einsamer ist, je mehr man von sich erwartet. Es gibt auch keine Partner mehr, keinen, der auf gleicher Ebene kämpft. Den gemeinsamen Kampf hätten beide auch nicht nötig. So kennt man letztendlich nur sich.

Eine neue Arbeit in Berlin zeigt mir doch, dass ich etwas kann. Ohne überheblich zu sein, bin ich ganz einfach sicher und auch stolz.

Bei Krupp konnte ich damals noch nicht so gut löten und zeigte noch nicht diese Sicherheit. K, mein Chef, ein netter und gutmütiger Mensch ist fast verblüfft und auch begeistert. Das zu spüren, entlastet mich und andererseits reizt mich die weitere Arbeit. Existentiell merke ich keine

Sorgen haben zu müssen. Nicht nur, dass ich eine Arbeit habe, es ist vor allem die Fähigkeit, die sich in so vielen Bereichen immer wieder von neuem beweist. Ich bekomme manchmal sogar einen Schreck vor mir. Wie viel, frage ich mich, werde ich noch können müssen. Das, was ich will, lässt mir noch lange keine Ruhe, egal wie viel es sei.

Ich will ins Kino. Leider ist es ausverkauft. So trinke ich ein Weizenbier.

Ich erschrecke vor Wohnwagen. Da wird eingerichtet, Korkböden, Holzschliffböden geplant, Gußkörpergehäuse gedämmt, Wände neu gestrichen, da wird zu Hause gemacht. Ist es das Geld, oder das Statische, das „Da bin ich!“, was mich in dieser Form erschreckt?! Ich bin auf der Reise. Berlin ist immer noch Durchreiseland. Das ganze Leben ist: Durch das Land reisen. Fest sein, gewohnt in eine gesellschaftliche Schicht fallen erschreckt mich. Afrika ist zu wenig, ein Pennerdasein ist zu wenig. Ich habe Respekt vor ihnen, vor dem Penner und vor Afrika. Wo bin ich? Irgendwo dazwischen auf einer Reise. Alles ist, ja sollte für mich Improvisation sein.

Ich sitze neben Prominenz, komme mir behindert vor. Eine Kamera summt, hellen Lichtes. Das dunkle Weizenbier ist nicht erreichbar. Vorher lief ich schon durch die Kamera, wollte Zigaretten holen, dann plötzlich dieses grelle Licht, nicht für mich, der ich heute so gut gelötet habe. Es ist für den da, dem mit dem Blumenstrauß, diesem russischen Filmemacher, in der DDR verboten, vor dem in Russland verboten.

Nun ja, da sitze ich daneben.

Es regt mich auf, diese Blumen, die Ehrungen, am heutigen Nikolaus. Was soll der Zirkus? Ich bin trotzig und mehr uninteressiert, bin wieder im Dunkeln. Die Kamera dreht ab. Endlich Ruhe und nicht diese wohlfeinen Gesichter, die sich zeigen und gesehen sein wollen. Ich bin im Dunkeln, so wie früher in meinem ungeliebten Altersheim.

Da ist dieses 25-jährige Jubiläum Deines Dienstverhältnisses bei der Stadt Bochum. Du jahrelanger Laternenanzünder auf dem Fahrrad vorbei an so vielen Dir bekannten Bäckereien, jeden Morgen, jeden Abend, Dein Revier mit so vielen Gaslaternen, an und aus. Dein Leben auf einer Reise in Bochum, auf allen seinen Straßen, Du, gewohnt dort alleine zu sein, und plötzlich stehst Du im ungeliebten Mittelpunkt, erschreckt vor den Dir zugewandten Gesichtern, die Deine Unsicherheit erblicken und Dich ehren. Die Kriegsjahre sind dazugezählt, 25 unsichere und versteckte Jahre als Arbeiter, aber genauso als Vater, versteckt und jetzt in dem Lichte, - zu viel für Dich.

Ich verstehe, sah mich so oft auch im Lichte und ängstelte dort, - wie Du. Abgefärbtes Vaterlicht, verstehend und hassend, auch Dich, Vater, der Du

zwischen hart und hilflos schwanktest und genauso mich Sohn, der ich zwischen mir und der Welt schwanke. Meine Unsicherheit, Deine übertragene alte Unsicherheit habe ich überwunden. Ich bin nicht mehr, der ich war, bin nicht, wie Du geblieben bist.

Die Welt verunsichert mich nicht, wenn, dann verunsichere ich mich, und weißt Du, Vater, - ich habe Dich einmal gehasst.

Dein Sohn.

Der nächster Tag 7. Dez.

Du hast Angst vor ihr dieser Welt der Öffentlichkeit. Unsicherheit entspringt Deinem Gesicht, wie auf so vielen Fotos. Vor uns schwanktest Du nicht. Im tiefsten Deiner Seele schwanktest Du wohl. ich weiß. - Ich schwanke zu oft, schwanke noch heute mit der Welt Sie, die sich so schön zeigt stößt mich ab, verlogen, wie sie tut.

Warum hast Du nicht einfach geschwankt alter Vater, alt gewordener Vater. Warum schwanktest Du nicht? Vieles wäre leichter geworden. So manche Form hätte Dich dann nicht mehr gestört, die anders war, als Du es Dir erlauben konntest. Du hättest es Dir erlauben können. Das Verbot an uns hätte sich damit erübrigt, Deine Unruhe wäre verflogen. Du hättest unsere Schwankungen nicht bekämpfen müssen, um vor Deinen so subtil versteckten abzuweichen.

Die Schuldigen Deiner kaputten Familie hast Du gesucht und in uns gefunden. Wir Kinder waren Schuld. Du hattest Dich aus dem Spiel gelassen. Der Geldverdiener, der Überstundenmacher, der nie Dagewesene und der sonntags in die Kirche fahrende Vater hat seine Verantwortung in Vorwürfe verpackt und an uns abgegeben. Freunden und Verwandten führtest Du uns Schuldige, die bösen unartigen Kinder vor. Jeden unserer Fehler hieltest Du den Verwandten und Bekannten ins Gesicht. Gehorsam und hilflos, wie wir waren und sein mussten, hielten wir aus, was so einseitig von etwas sprach, um sich selbst zu entlasten. Dazu Deine Gefühllosigkeit, Mutters Sauferei, Deine und Mutters Schläge, Du gegen sie, sie gegen uns, Du gegen uns, mit Hand und Wort, aber vor allem ohne Herz und das unter christlichem Namen. - Lassen wir die Christlichkeit mit ihrem kaputten Deckungsversuch weg. Sie irritiert nur. Aber Du bist noch da. Aus all den Trümmerfeldern, wie Phönix aus der Asche stehst Du in neuer Ehe. So wendest Du Dich ab von dem Dilemma, zeigst Dich mit neuem Gesicht, neuen Leuten und glaubst mit dem Alten fertig zu sein. Es ist hinter Dir und scheinbarer Sieger bist Du, so wie wir die Verlierer sein sollten. „Ihr seid schuld!“ immer wieder als Kinder gehört, tragen wir sie bis heute, Deine uns zugewiesene Schuld, und Du gehst

rein aus allem hervor. Du Phönix aus der Asche. Unsere Köpfe in die Asche gesteckt, meintest Du gesiegt zu haben. Nein, Nein, mein lieber Herr Papa, so einfach geht das nicht. auch Du wirst wieder fallen in Deiner neuen Ehe. Warte nur. Du hast nicht gelernt die letzten Jahre, und jetzt ordnest Du Dich unter, wie Du einst andere zur Unterwürfigkeit gezwungen hast. Mein schwaches Bild von Damals sehe ich jetzt in Deinen Augen. Hilflos, so wie ich einmal, bist Du jetzt, und dazu bekommst Du noch die Kritik von Deinem unrasierten Sohn. Genau das, was Du nicht vertragen konntest, trifft Dich jetzt. Die Jahre rächen sich und es gibt keine Vergebung. Es gibt nur Resultate und die sind oft erschreckend, Vater.

Der Füllfederhalter 8. Dez.

Morgens um 6 Uhr, Donnerstag,

Leute, die neben mir sitzen, Sprachlosigkeit erzeugen, erschrecken, verunsichern, lassen mich kopflos und rollenlos werden und Füllfederhalter zerbrechen. Urängste, denke ich, - mich nicht verstehend. Antworten gibt es darauf nicht. Der Füllfederhalter bleibt zerbrochen, wenn er nicht geklebt wird. Aber auch geklebt bleibt eine Naht. - Der Füllfederhalter schreibt, gebrochen, geklebt oder neu, wenn er es wäre.

Auf dem Weg ins Ruhrgebiet 10. Dez.

Sobald ich unterwegs bin, kommt wieder neue Kraft. Fernweh, Reisen, Afrika. Ich träume, werde mir doch sicherer, alles zu verkaufen und auf die Reise zu gehen. Scheinbar kann ich nur auf der Fahrt denken. Dazu kommt eine gewisse Gelassenheit, Berlin zu verlassen. Am Rande von Berlin, wenn die U-Bahn zur Tagbahn wird, stelle ich fest, dass es Natur gibt. Auch im Spätherbst gibt es grüne Wiesen, einige grüne Bäume, und mit Genuss geht es sich raus aus all dem Stadtstress.

Ich habe Zeit. Jetzt, wo ich gehe und Berlin Berlin sein lasse, merke ich, dass die Minuten wieder zählen. Baum und Strauch interessieren, und ich denke einmal gewusst zu haben, dass man mit ihnen reden kann. Ich gehe Kilometer und kann wieder reden.

Eine Woche in Berlin wechselte meine Stimmung. Die Entwicklung zeigt, dass ich entkräftet gehe, dass Elan verloren geht, dass ein zu Hause fehlt, Ruhe gefehlt hat, was nicht nur an mir, sondern auch an den Umständen liegt. Aber auch wenn die Umstände besser gewesen wären, der Elan wäre genauso verloren. Immer geht er verloren, ob ich Computerfachmann bin oder nur ein Hilfsarbeiter. Immer ist eine Frage der Zeit. Der Vorteil für mich ist, ich weiß

Bescheid. Ich bin zwar nur dieser Hilfsarbeiter, aber dafür ein sensibler. Ohne Kraft geht nichts. Gut, dass man spürt, drum kann man auch gehen. Gehen kannst Du noch lange nicht, sag mir erst wie alt Du bist. ... - Die Jungen dürfen noch nicht gehen und die Alten reden nur davon. Die Jungen haben noch Ziele, und die Alten haben sie sich und den anderen kaputt gemacht. Irgendwann werden die Jungen auch älter, reden wie die Alten ... und immer weniger Träume.

Jetzt spielen wir wieder Revolution und die Jungen zeigen, dass es wohl doch noch Träume gibt. Studenten streiken. Warum hat noch kein Dozent oder Rektor gestreikt.

Studenten wollen menschlich studieren. Sicher, einiges wissen sie, doch viele Träume sind schon tot. Viel Gefühl ist schon im Kopf verloren. Studenten kämpfen mit Köpfen und keinen Gitarren. Man hat wohl eine Meinung, aber wo bleibt das Gefühl. Gewohnt vom Kopf bestimmt zu sein, habe ich Angst. ich spiele Gitarre, habe keine Antwort, bin für diesen Streik auch wenn ich nicht weiß, wie es weitergeht. Ich kann mich nicht verstanden fühlen, warte und weiß das Alter. Der Weg macht schon seine Unterschiede. Das sieht aber nur, wer älter ist.

Ein Computerfachmann sitzt bei Klaus. Grau meliertes Haar. Seine Hände und seine Stimme zittern. Er hat studiert, besser und leichter studiert las man heute studiert, aber auch er hat keine Kraft, was man nicht nur aus seinem Reden entnimmt. Er mag empfindlich geblieben sein, raucht gedrehte Zigaretten, aber er will nicht mehr, und wie man sieht, kann er auch nicht mehr.

Mal sehen was aus diesen Studenten wird.

Bei Klaus könnte ich stundenlang sitzen. Es ist die Ruhe, die Liebe in der Sache, die Atmosphäre, die so viele Leute hier her zieht. Es sind nicht nur die Stereoanlagen, die die Leute in den Laden ziehen. Da ist mehr. Irgendetwas Ganzes findet dort statt, und es besteht nicht aus Platinen, Steckern, Lautsprechern und besonders guten Laufwerken. Es ist wie zu Hause, meint der Graumelierte. Ich bringe ihm Kaffee. Wir reden. Klaus möchte auch einen. Er stellt heute schon den dritten Plattenspieler ein. Ich meine, 10 DM wären zu wenig. Er ist so gutmütig und meint, dass es so gut sei.

Wir reden weiter. Die Studenten streiken. Ich verstehe sie, aber ich glaube, sie können mich nicht verstehen, und sie brauchen es auch nicht. Ich möchte noch einmal so nüchtern sein, so klar ja und nein sagen können. Ich werde es wohl nicht. Das verstehe ich und ich glaube, der Graumelierte auch.

Im Ruhrgebiet fahren die Bahnen langsamer. Das beruhigt, reicht aber nicht.

Das Arbeitsamt 14. Dez.

Mit gewissen Schrecken stelle ich fest, dass das Arbeitsamt von Ravensburg 196 DM für die letzten drei Monate Arbeitslosigkeit per Post überwiesen hat. Ich stelle weiterhin fest gesperrt zu sein, ohne Zuständigkeit und nicht krankenversichert gewesen zu sein und das rückwirkend über die letzten drei Monate. Nun sitze ich hier und warte am Dortmunder Arbeitsamt. Meine Schrift ist schlecht, der Kopf noch schwer vom Alkohol. Die Gedanken finden bleiern kaum das Blatt. Nummer A98 sitzt in Zimmer drei und lässt seinen Arbeitslosenantrag bearbeiten. Jetzt ist sie fertig, so oder so. Es leuchtet A99 auf, was mich an eine Autobahn erinnert, die in Süddeutschland gebaut werden sollte. Eine freundliche Arbeitslose hat mich nach vorne in den großen Raum gebeten. Er ist fast leer. Eintretend stelle ich fest, wir sind nur vier Leute. Da kommt der fünfte wohl gezielte. Endlich werde ich aufgerufen! Etwas aufgeregt, das Tagebuch ist gerade geschlossen, den Füllfederhalter noch offen in der Hand, trete ich vor. Meine Nummer, er will meine Nummer. Gerade hatte ich sie noch in der Hand. Ich finde eine. Das ist aber die verkehrte. Der Mensch vor mir ist völlig desinteressiert, sitzt dort, wie in der Psychiatrie gedämmt. Ich reagiere, habe wohl Zeit, vergesse aber und hast. Nach einem weiteren Moment schlage ich mein Tagebuch auf und finde diese Nummer. Endlich kann es losgehen, aber eins ist klar, man will mir nicht zuhören. Jede Kritik wird überhört. Er macht, sagt und handelt, wie die Befehle von oben lauten.

Fragen 16. Dez.

Mal wieder weiß ich weder Tag noch Datum. Es ist wohl Freitag.

Gibt es Zeit? Wo bleibt sie? Wo bliebe der Mensch ohne die Zeit.

Was ist ein Arbeitsloser? Wie viel bin ich schon wert. Es gibt Befehle und die Bürokratie führt gegen die da unten aus. Der Schüchterne und Ehrliche hat keine Chance. Das Gläubige am Menschen, Werte und Intuition sind verloren. Er der Mensch wird bestimmt, kann und darf nicht wie er will. Anspruch auf Arbeitslosengeld ist die pure menschliche Entwürdigung, demnach der Staat schlechthin ein Verbrecher, weil er weiß und nicht nur zufällig Druck macht gegen die da unten. Befehl ist Befehl. Die Order von oben ist keine Information, und noch mehr, falsche Information, blanke Lüge. Das ist Befehl! Das stelle man sich vor: Der Bürger nimmt es hin. Er, der brave hinterfragt nicht, er handelt, wie von ihm verlangt wird, ordnet sich diesem Irrsinn unter. - Schlachtvieh! - und der Beamte, ausführend, alles ignorierend. - Was ist der Mensch?

„Wussten Sie das nicht, Herr Tepper?!“ Ich habe wohl Jahre geträumt. Ab jetzt wird gekämpft, muss gekämpft werden. Ab jetzt ist klar, dass der Staat und die Unterordnung Gefahr ist.

Irgendjemand sprach von Liebe, von Verständnis, - aber nur für die da oben. Und für die da unten? Auch wenn sie mir zu viel sein mögen. die ganz Kaputten, die die Kräfte rauben. Egal. Die da oben, die es haben und bestimmen. Sie sind dran! Ihnen sollte es an den Kragen gehen.

Der Gehängte 17. Dez.

In Berlin wieder angekommen erschreckt man. Unruhe. Angst. Bewegung in der Wohngemeinschaft. Rückzug. Schmerz im Herz, wenn andere lachen. Die Kinder. Raum für mich? - Es ist, wie mit dem Aufstehen. Ich muss erst einmal warm werden. Ich muss erst einmal wach werden, aufnehmen können. Unsicherheit, vor ihnen, die ich „liebe Kinder“ nenne. - Fast fühlt man sich zu Hause.

Da hat sich jemand aufgehängt. Allein das zieht an. - Klar, - damit ist eine Wohnung frei. Makaber, - aber auch bedeutend. Jemand geht und dessen Abgang ist mein Anfang. zu Hause, extrem. Die Trompete und ein Saxophon spielen. Türken und Deutsche reden und leben. Ein Zuhause-Gefühl. Vertrautes von Nichtdeutschen. Etwas wird wach, Afrika und Italien leben auf, hier in diesem Land. - Ein Erhängter ist abgehängt und ich träume von einer Wohnung.

Bei Manfred 17. Dez.

Lese ich die letzten Zeilen, kommt es mir wieder makaber hoch. Hoffnung in der verarmten Ecke einer Stadt, die sich Berlin oder Dortmund nennen mag, gibt es nicht. Die Stadt ist nicht nur grau, sondern sie macht auch grau. Die Seele wird hoffnungslos, kann die Gelegenheiten nur akzeptieren. Der Kampf am Arbeitsamt ist nur ein Teil, ein kleiner, der Kraft raubt. Ich hatte einer Frau am Arbeitsamt Hoffnungen gemacht, einer Frau, die meinen Sorgen am Amt zuhörte, sie, die die eine oder andere Hilfe der Information geben konnte. Ich brauchte etwas und ich bekam etwas, und sie, die den Job am Arbeitsamt hasste, hatte das Gefühl mir geholfen zu haben. Es mag auch sein, dass ich nach Kraft roch und etwas hinüber werfen konnte, was Hoffnungen sagte. Vielleicht war die Stärke, dem anderen zu sagen, dass man ihn braucht, - eine Stärke, die Mut macht, sonst bleibt Hilflosigkeit bei uns und erschlägt uns. So bleiben wir aus Angst bei uns, weil jeder meint, mit sich selber fertig werden zu müssen, - bis der Tod uns scheidet.

Der Tote ist abgehängt. Er hat es geschafft, hat alles für sich behalten, hat die Ursache aufgegeben sich mitzuteilen, hat resigniert an den Gegebenheiten, die keine Kraft geben, keine Hoffnung machen. Die Gegebenheiten hat er für sich richtig erkannt. Die Illusion, ein lebenswertes Leben war geplatzt. So musste er, ehrlich an diesem Punkt angekommen, gehen. Keine Kraft zum Leben erhängt er sich, drüben in der Wohnung im gleichen dritten Stock, und seine Freundin liegt nun im Krankenhaus. Schock. Wohnung frei. Mensch gefangen.

Die Insel, die Selbsterkenntnis und die Freiheit, wo waren sie.

Es kommt mir jetzt vor, als wäre ich in einer fremden Welt, dessen Sprache ich nicht mehr verstehe, nicht mehr spreche, verloren habe. Der wachsende Wein wäre in Berlin verkümmert, und der Mensch, genauso, wie ich, werden es ebenfalls. Wo ist der Boden, der das wachsen möglich macht! Wo ist er, bei so viel Mensch auf so engem Raum? Die Fenster geschlossen, enthält man sich der schlechten Luft. Atemlos fällt man in eine Tiefe, die den Strick schon bald am Halse hat, oder er mag noch ein Stückchen länger sein so schnürt er später zu.

Ich habe einmal Kunst gesagt. Kunst ist eine Illusion für die heutige Zeit. Sie zu verkaufen zum großen Preis an große Leute wäre Verrat! Bilder? Lebensbilder und Schreckensbilder.

Im Wedding 18. Dez.

Es ist grau, egal wohin man sich bewegt. Selbst an einem Berliner See, einem großen, ist es farblos, selbst die Enten, auch sie sind farblos. Erholung rennt an mir vorbei. Der Antrieb, ihr zu folgen fehlt. Ich kaufe Kuchen und Kaffee wird gemacht, träume von einer Alm und Kühen, träume von dem, was passieren könnte, träume von einem Leben, was hier nicht zu finden ist. Hoffnung also nur durch Fernweh, hier im Wedding, Arbeiterloch, letztes Loch, Todesloch im Nachbarhaus. Weitermachen, weitermachen, mit Ignoranz das Drumherum lassend. Wehrlos. Tier.

Alles um Dich herum erschreckt Dich. So kommt wieder der Urgedanke; alles zu verkaufen und weg. Es bestätigt sich und ich scheine so handeln zu müssen. Ich mag diese alten Gedanken nicht vergessen, nein ich komme von ihnen nicht los. Er ist sehr nah, und er verlangt nach einer Tat. Es ist schon Resignation, wenn man zum Handeln gezwungen ist, wenn man in eine andere Stadt fahren muss, zum Arbeits- und Sozialamt rennen muss, Kräfte und immer mehr Kräfte verschenkt.

Das Gefühl im Bild 20. Dez.

Im Café 19 Uhr.

Da bekommt man einen Schreck, ja fast einen Schock und dann ist man wieder beeindruckt, wenn jemand sagt, was man gefühlt hat, was man vor einem Jahr in einem Bild darstellend gefühlt hat. Da sieht man nur einen Schreibtisch, etwas, was man zu der Zeit vor sich hatte, und auf Papier zeichnete. Aber das, was da war, das Gefühl war schon lange vorbei und ein anderer sieht und versteht, beschreibt genau das, was an diesem Tag begleitete, und dabei erschrecke ich. Und im gleichen Zuge ist Bewunderung da und ich fühle mich erkannt, noch mehr. Da schaut jemand in mich hinein, über einen Zeitraum und über das Medium eines Bildes.

Ich habe diesen Menschen gesehen, habe gesehen, dass er diese Bilder betrachtet, habe ihn genau gesehen, habe auch etwas Genaues gespürt. Christine von früher, kommt mir in den Sinn. Ich finde sie ein Stückchen wieder in diesem Menschen, und dieser Mensch hält mich fest. Fast bekomme ich Angst. - Ich bin so müde und der Vollmond kommt und dieser Mensch macht mir Angst. Ich weiß mich ihm gegenüber nicht zu verhalten. So rede ich, und sie redet auch. Viele Worte. Ich sehe, wie sie ihrem Kind durch das Haar streichelt und verstehe, und bei mir bleibt diese Unsicherheit nicht zu wissen, wie ich mich verhalten soll, und doch spüre ich jedes Detail eines Menschen. Zwischendurch streift ein leeres Gerede von Philosophie den Raum. Kalt und leer ziehen Worte inhaltslos an mir vorbei. Man hat es wichtig mit scheinbar so Bedeutendem. Aber mir kommt es vor, als wolle man mit Worten etwas verhindern. Ich bin mir sicher, es ist so. Man will etwas verhindern von dem, was geschieht. So gehe ich, obwohl ich bleiben will, bringe die Bilder nach Hause. Was ist zu Hause?

Manfred kann nicht schlafen. Er ist müde. Ich bin es auch. So gehe ich wieder, sitze in einer Kneipe allein und schreibe. - Ich sollte sie Tagebücher nicht verbrennen, hörte ich von ihr, diesem Menschen, der mir Angst macht, wenn er etwas sagt. Ich höre ihr zu, wenn sie sagt, dass ich mich suche, wenn ich mich so oft male. Richtig! Und dazu kommt der Schreck, erkannt zu sein. Was ist los? Wie kann so etwas sein. Ein sonderbarer Tanz des Lebens, der mich immer wieder packt. Hilflos werde ich mitgenommen. Wie geht es weiter? - und wer geht?

Die Sehnsucht 21. Dez.

Aufgestanden stelle ich wieder mal fest, dass es sehr spät ist. „Wann kommst Du morgen?“ höre ich Klaus fragen. „Zwischen 10 und 11 Uhr“ höre ich mich sagen. Bitte warte nicht so genau, warte nicht auf diese Minuten.

Sicher es ist Dein Beruf, die Genauigkeit im Job hat Dich so geprägt. Ich bin nicht so, bin der Freie, der Andere, der wohl gerne kommt, aber keine Zeit kennt. Doch schon jetzt merke ich mein schlechtes Gewissen, was dieses Anderssein vertreten muss. Schon habe ich Angst vor der Aussprache, Dich anzurufen und nach Gründen zu suchen. Es ist 15 Uhr, Manfred holt mich aus dem Bett. Ich bin ausgeschlafen und merke eine Kraft, die mir gestern Abend fehlte, so flatterhaft machte. Ich frühstücke langsam, ein Tag, der gestern noch Arbeit hieß, was wird er heute heißen. Ich suche in den Morgenstunden, bin froh, dass Manfred nach der Arbeit schläft und ich ganz alleine diesen Morgen Morgen sein lassen kann. Es ist bald 16 Uhr und der kürzeste Tag auf der nördlichen Erdhalbkugel für jeden an jedem Ort, und es ist fast schon dunkel.

Ich konnte schlecht schlafen. Manfreds schnarchen, die Flugzeuge über dem Wedding und sicher auch dieser Mond, der bald voll ist und die Zeit, diese unruhige, ließen mich wieder wach werden. Eine Unruhe, die mich sicher auch heute dem kürzesten Tag des Jahres begleiten wird, und mich begleiten Träume der Sehnsucht. Da waren Dorro und Christel, die Erotik, etwas, was nach Geborgenheit rief. Vergessen ist der Inhalt der Träume. Spürbar sind nur die Intentionen, die voller Wünsche waren, Wünsche, die ich schon lange vergessen glaubt, die ich nicht mehr meinte an mir zu kennen. Ich suche den vertrauten Menschen, so was, wie stete Geborgenheit, ein tieferes Verstandesein.

Bilder von gestern, sie die Ärztin, die verstand. Ich schäme mich. Warum? - Weil ich Sehnsucht bekomme, wo Ehe und Ordnung herrscht und doch meine Gefühle gereizt sind. Meine Gefühle sind frei. Alle anderen haben Formen, tot und auch lebendige, und alle haben Gefühl, und ich merke, dass ich Angst auslöse, weil meine Gefühle einfach im Raume stehen. Sehnsucht und Begeisterung hinter einem Gespräch und das Bild, was ich verschenken will. Unüberlegt gehe ich, ohne auf die Auswirkungen zu achten. Ich bin kein Beobachter, spüre aber doch, welcher Wille den Raum durchkreuzt. Da ist Sehnsucht. So komme ich später in die gleiche Kneipe zurück. Die Ärztin nicht mehr antreffend, fehlt etwas anderes kommen. Mit anderen wird gesprochen. Worte rollen, rollen ehrlich. Manfred kommt. Andrea, seine frühere Freundin wird unsicher. Sie gefällt auch mir, ebenfalls ein sicher schwieriger Mensch. - Dagmar und Christel spielen im Traum, was ich am Tisch nicht sagen kann. Es passiert so viel neben den Worten. Vielleicht würde mehr passieren ohne Worte. Worte rollen, rollen ehrlich gesprochen, ein kleines Stück Herz unverborgten und sprachlos im Raum.

Ich denke, immer wieder malen zu müssen. Das Gespräch mit der Ärztin gibt mir dahingehend ein neues und sicheres Signal. Ich kann aber nur malen, wenn ich ein zu Hause habe. Ich warte, muss warten bis es so weit ist, - und

dann wird der Pfeil fliegen. Etwas Neues wird kommen. Ein anderer Einfluss wird seine Farben aufs Papier werfen. Da ist eine Ausstellung in einem Institut für Arzneimittel, die mir Mut macht.

Es sind nicht die 40 oder 50 Bilder, die ich ausstellen kann oder der Gedanke, dabei Geld verdienen zu können. Es ist viel mehr das sich mitteilen zu können, etwas von sich zu sagen und zu zeigen, was mit mir passiert ist, ein Leben transparent zu machen, bescheiden zu bleiben und dabei trotzdem zu handeln.

Ich freue mich immer noch, wie ein kleiner Junge, wenn so eine Ausstellung klappt. Es passiert etwas. Da ist nicht nur ein wirrer Kopf mit einem wirren Leben, einer, der vielleicht profilieren will. Vielmehr spielt sich dort etwas aus, was sein muss. Ausstellung heißt zeigen, und ausstellen kann man lernen. Die Kunst hat nichts damit zu tun. Man braucht Menschen, die sagen, Menschen, die fühlen und Menschen, die führen, immer ein Stück und noch ein Stück, und so entsteht aus Stückwerk Werk, Ganzes aus tausend gelernten Teilen. Kunst ist ständig Suche, nach sich, nach dem anderen, der versteht, nach Gestalt und Leben. Ich weiß nichts. Immer nur so fange ich an, warte auf Assoziationen, warte darauf, dass etwas greift, mich ergreift, den anderen ergreift. Es muss etwas geschehen, nicht nur auf dem Papier, der Leinwand, sondern schlechthin im Leben.

Ich zweifelte an der Kunst, wegen der schmerzlichen Armut, wegen unserer Zeit glaubte ich keine Berechtigung zu haben. Peter erzählte mir daraufhin die Geschichte von dem Soldaten in Stalingrad, der diesen Schrecken malte. Hoffnung war sein Gefühl und Hoffnung trug dieses Bild. So muss diese Kunst doch sein und so gehört sie zum Leben. Kunst als Ausdrucksmittel von Gefühl, Kunst als Mittel der Sprache, denn sie sagt, was Worte nicht sagen können. Innere Wirklichkeit, das Menschliche schlechthin in sich, schafft Realität, egal, wo es ist und was passiert. Es zeigt das Verborgene, den Traum, das Gefühl, die Hoffnung eines Lebens. Da draußen ist Angst und gerade deswegen will der Mensch in sich leben.

Ich zweifelte an diesem Inneren, immer und immer wieder, nur wegen dieses Äußeren, jeden Tag, - so viele Tage meines Lebens zweifelte ich.

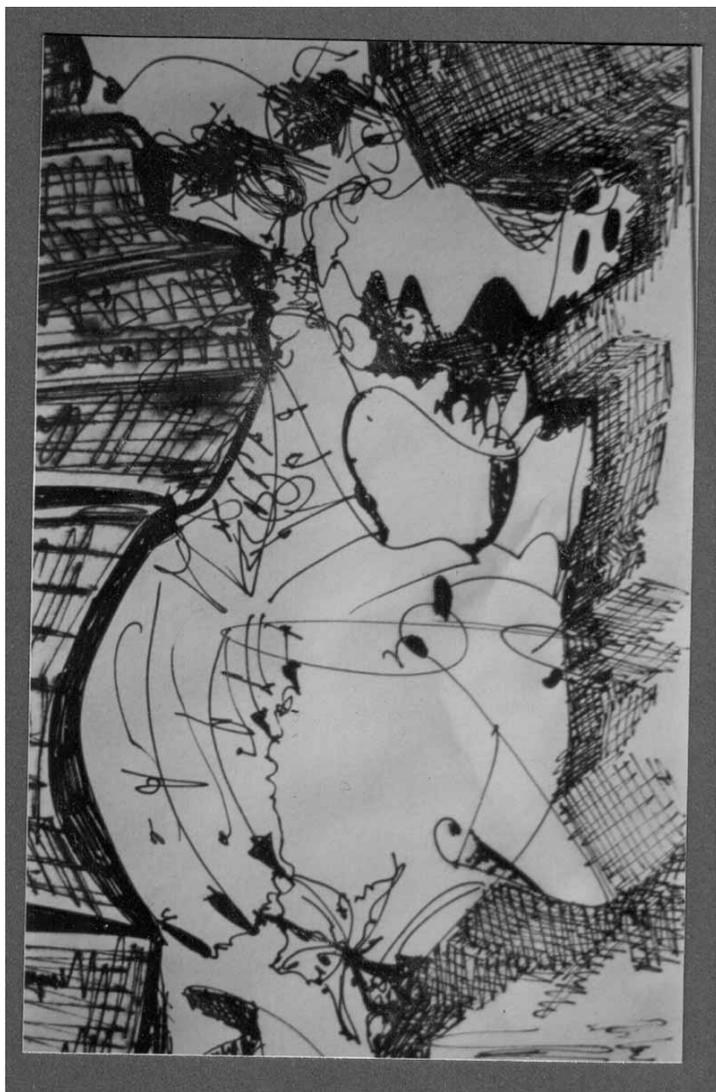
Begrenzt 22. Dez.

Einen Tag später zur Nacht.

Ich bin müde. Die Hoffnung verliert sich in der Stadt. Schmerzen im Magen, dummes Gerede in der Kneipe entleert. Die Kneipe ist kein zu Hause. Auch der liebe Peter ist eben nur ein Mensch. Gespräche sind Gespräche.

Veränderung bleibt ein Wunsch, den wir auf den anderen übertragen. Helfen kann keiner. Der Magen tut weh. Ein dummes Gerede war Auslöser, wobei sich die Kraft verlor. Ich bin begrenzt.

Morgen fahre ich ins Ruhrgebiet.



5 Das Jahresende

Zum Jahresende und mit dem Beginn des neuen schließt das Tagebuch VII ab. Ich halte mich in Dortmund auf, bin in der Gruppe um die Kopernikusstraße. Zwischen Bärbel und mir ergibt sich eine kurze Liebesgeschichte. Wir finden hier auch Gedanken zum Wesen der eigenen Person. Das neue Jahr beginnt mit der Enttäuschung um diese Geschichte mit Bärbel. Zum Schluss rutsche ich fast ins Mystische, greife in dem, was ich will, der Zeit voraus.

Zu Hause 27. Dez.

Nach Weihnachten, diesem so Menschen erschreckenden Fest.

Zu Hause sind manchmal nur Stunden, die man alleine ist. Im Café, bei Gerda im Zimmer, auf einer einsamen Straße oder mit Worten in seinen Tagebüchern, da ist zu Hause, da lebe ich zu Hause. Da sind Bilder und Kassetten, die an zu Hause erinnern, an Schönheit und Harmonie. Da spricht man auf Kassetten zur Musik und beschreibt Raum und Seele. Da ist, was ich bin und brauche. - Wenn ich wüsste, was ich weiß, würde ich, was ich werde sein, und dazu gehört zu Hause.

Was man liebt 29. Dez.

In Dortmund, nach 2 Uhr.

Es ist immer die Nacht, die manchmal solche Dinge macht. Dinge? - nein Zustände, Gefühlszustände bewirkt sie, und wenn ich für mich bleibe, passiert etwas, aber nur da, wo etwas passieren soll. Es ist nicht alles möglich. es ist nicht mit allen Menschen alles möglich. Mit jedem ist nur das möglich, was er in sich möglich macht. Es kann nicht mehr passieren, als geschehen soll. Ein Gefühl in mir, was weiß, nimmt sich nicht mehr als es darf. Wenn ich sage: „Es weiß!“ frage ich woher mein Gefühl das weiß. Das wiederum weiß ich nicht.

So ist es auch so, dass alles ganz anders kommt als man denkt. Wo es schwierig ist, meint man gehen zu müssen, abgrenzen zu müssen und Fehler aufzuzeigen, und doch ist es gerade da am wärmsten, fühlt sich gerade da die Seele am meisten wohl. Ich schimpfe und den, den ich beschimpfe, möchte ich am meisten lieben.

Wenn Du jemanden liebst und Du hast ihn nicht gehasst, hast ihn nicht kritisiert, ihn entblößt, ihn nicht verletzt, so glaube ich, hast Du ihn auch nicht richtig geliebt.

So liebt man den genauen Gegensatz, liebt, was man nicht ist, liebt den Wunsch, den man sich nie erfüllt hat, liebt etwas, von dem man am meisten Angst hat, und was geliebt und gehasst bleibt, wie es ist.

Ein Tag ist warm, und wie wenig und selten sind diese Tage, die warm sind, warm, plötzlich und unverhofft und in langen Zügen. Eilte man ihm hinterher, so würde man verlieren. Man genießt, lassend, was immer noch strahlend in einem ist. Momente, Geschenke, leichtes Leben, - ohne streben offene leuchtende Augen sehen eine andere Welt und doch die gleiche. Weitsicht, - manchmal - erschreckt, sieht man plötzlich leicht, hüpfend und tanzend, versteht das Vorher nicht. -

Weltsicht anders, wenn nur ein wahres Gesicht sich zeigt, das von dem man sich nichts versprach.

Im Gedanken an Kunst und Leben denke ich, dass es darum geht, selbst stattzufinden, in mir, im Bild im Wort, in Musik. Es gibt keinen Vergleich zum Beispiel mit Geld. Es gibt nur den Vergleich mit sich und dem, was in der Welt ist. Immer bleibe ich ich und die Welt immer die Welt. Wohl berühren Strahlen, aber sie lassen jeden selber wachsen, - in sich. So verschmilzt nichts und ein Vergleich spürt wohl, lässt aber jeden was er selbst ist und werden wird. So drückt man mit Bild, Wort und Musik aus, dass man in sich ist und bleibt. Alles ist Mittel um zu zeigen, ohne gegenseitige Notwendigkeit, ohne etwas vom anderen zu wollen, weil man weiß, alles ist in einem drin, ist da. Man zeigt also, dass in jedem alles ist und Geben und Wollen freiwillig sind, eben diese Notwendigkeit nicht in sich tragen, und man zeigt, dass jeder unendlich reich ist und sich alles findet. Ohne zu wollen, lässt man in sich alles entstehen, was eigentlich schon immer da war. So wird, was ist und immer schon war. Es ist noch nicht einmal das Zeigen, sondern einfach nur das Auspacken, die Hüllen fallen lassen, so sieht man Bild, Musik und Wort.

Das Leben ist nicht von der Kunst und die Kunst nicht vom Leben zu trennen. Mit der Kunst packe ich nur dieses innere Leben aus.

Jahreswechsel 1. Jan.

Ralf hat mir gerade zum neuen Jahr gratuliert, oder wie man sagt, man wünscht sich was. Ich habe es annehmen können. Bei ihm ist es schon o.k. -

Immer wenn ich etwas aufräume habe ich das Gefühl einer beginnenden Reise. Geschichten aus dem alten Testament wiesen darauf hin, so wie das Märchen von der klugen Else, auf die Gefährlichkeit der Unentschlossenheit hinweist. So sehe ich in beidem die Notwendigkeit eines klaren Entschlusses. Richtig packen, und dann nicht hin- und herfahren sondern ganz abreisen. Abschied, wirklich gebündelt und geschnürt mit dem nötigsten gehen. Es ist ein langsamer Prozess, den ich liebe. Stück für Stück aussortieren und verbrennen, was man nicht mehr braucht. Es wird immer weniger, das Paket immer kleiner und mit viel Zeit, aber auch nicht in der Zeit stecken bleiben und erlahmen, wenn man packt, sollte es dann losgehen.

Da ist noch Bärbel, ein Erlebnis miteinander, was noch wichtig wäre.

Darum war ich noch da. Sie zu spüren ist noch wichtig gewesen. Diese Tage noch einiges erleben und dann ist es soweit. Abschied vom Ruhrgebiet, einem dreimonatigen Aufenthalt, der auch Heimat hieß, die man einmal verlassen hat und wieder verlassen muss. Das zu Hause verlassen und nicht verlassen können. Dort spiegelt sich das Erlebnis eines Vierjährigen wieder. Das zu überwinden ist das Schwierigste für mich.

Ich werde mit Vater und mit meiner Tante darüber sprechen.

Eindrücke vom Jahresbeginn 2. Jan.

Etwas erleichtert bewege ich mich auf dem Fest in der oberen Etage, wo es mir vorher zu laut und fremd war. Das Gehabe der Vielen, der Tanz mit besonderer Betonung auf das, was man sei, die Worte, wichtig verpackt, all das fiel mir nicht mehr so auf oder war mit dem Abtreten einiger Personen, die Treppe hinab und aus dem Raum verschwunden. Überblickend, das eine oder andere Gefühlsmoment aufnehmend in einem Raum bekannter Leute, begann ich in einem Pappschaukelstuhl in Bewegung zu gehen und Bildern zu folgen, die über die Wand liefen. Verträumt, wie ich es mein ganzes Leben sein möchte, schwamm ich dahin, getragen von der Musik, entspannt und nichts wollend.

Auch wenn sie betrunken war, brach etwas Ehrliches aus ihr heraus, was mit einem Streicheln erwidert alle Antworten gab, die nur Hände geben können und nicht viele Worte. Die Bilder bewegen. Die Träume und die Tränen, fließen den Türspalt leicht geöffnet hinaus. Die Grenze endlich überschritten, zeigt sich eine, die von innen verbarrikadiert war. Nicht wissend, was da drinnen los ist, spürt man nur Holz, Balken, Blockaden, an denen vorbei diese Tränen, - Lichtlos der dahinter verborgene Raum, verhangen, überladen, ahnte man die Schwierigkeiten kaum zu findende Wege, die sich in ihr abspielten. Die Tränen gaben keine Antworten. Tausend

Fragen über diesen Menschen, über diese Frau, konnten nur andeuten. Eine Hand streichelte, was innen eckig, holzkantig Splitter in die Finger rammen musste. Das Nass der Tränen machte es leichter, ließ doch auf etwas Weiches schließen, was zwischen Holztrümmern versteckt suchte. Für Momente brauchte sie diese Hand. Für Momente schien ein Weg da zu sein, war plötzlich ein Lachen, war Alkohol, war Fluss an den Trümmern vorbei und wieder weinen und im nächsten Zug wieder Lachen. Bilder bewegen sich an der Wand.

Der Pappschaukelstuhl wippt, alles sehend und lassend, harmonisch wiegend mit einem Türspalt zur Menschenwelt, der so kurzen brüchig beleuchteten Lichtern. Mensch, Angst, Welt, Wirklichkeit im Tränenmeer, auszuhalten wenn Tränen Hände lassen.

Kom. 13.2.1998: Heute kann ich leider nicht mehr sagen, von wem ich dort rede. Ich weiß wohl, dass Gerda an diesem Neujahrstag eine Krise hatte, aber was ich dort sage, passt mehr zu Bärbel. -

Das Wesentliche, was man nicht weiß.

Wieder Wanderer, diesmal an einem See, verlasse ich die Gruppe um Alleindenker zu sein. In mir an einem See, bin ich nicht bewusst des eigenen Schrittes, der sich gehen lässt und dessen Gedanken gelassen werden. Wo andere reden, Gedanken tauschen, tausche ich nicht, sondern spiele mit dem Leben für mich.

Der Drang zum wesentlichen tut sich auf, wenn ich alleine bin. Ich stelle fest, oft allein gewesen zu sein, nachwachend, wie eine Insel, spazierend in Stadtnächten, bei klaren Sternen, wie jetzt, auf das Wesentliche damals als Jugendlicher schon hinführend, mystisch aus dem Fenster schauend, kindlich von der Weite der Sterne erschreckt, heute Märchen lesend vor Jahresende, Mitternacht, in sich träumend, Kindlichkeit an sich heran lassend und wieder träumend, wenn Bild und Musik den Anfang des Jahres beschreiben. So ist man immer allein, gewollt, älter werdend immer mehr gewollt allein bleibend. Nicht das Bild, das Lebensbild anderer berührend, so würde man gern Betrachter aller Situationen sein. Den Menschen wirklich tun lassen, was er tun will, in diesem Zustand wollte man erkennen ohne dabei zu sein. Ist es nicht wirrwitzig, sich dies glaubend machen zu wollen? Als wäre man selbst nichts, so muss man sein, um zu sehen, wie es ist, wenn es wirklich ist. Das Licht von mir fällt auf sie oder auf ihn, und ich sehe beides und nicht das, was vor mir ist.

So gehe ich, nicht wissend, gehe ohne den Gang zu spüren in mir an einem See, den Hasen folgend. So spricht der wilde, der kein Wilder war, obwohl ihn viele so sahen, viele, die sich selbst nicht kannten und sich in ihm

suchten, was er oder sie nicht waren. Nur streichelnd ahnen wir uns, alle, wie wir einmal waren, was wir nicht wissen, und gehen an einem See.

Immer wenn Du beschreiben willst, musst Du außerhalb sein. Erleben und verstehen kannst Du nur innerhalb. Schmerzlich und bis auf die Seele getroffen, erdrückt es Dich dort, und davon weg, außerhalb, verstehst Du Ursache und Wirkung, Schmerz bei anderen und genauso Schmerz in Dir. Nicht auszuhalten und nur sichtbar als ein aus Dir herausgetragenes Bild, in eine Dir eigene Welt. Die Farben dort Licht, tausend Farben, die man erkennen kann, die in der Dunkelheit der Seele gemischt.

Und wieder lebt er in der Nacht und genauso liebt er in der Nacht, und schreibt, weg von allen, die in Träumen liegend das Leben, was sich am Tage nur durch Spalte zeigt. Da findet er Seelen.

Ein Tag zurück, Aufzeichnungen von gestern:

„Er verfolgt eine Hasenspur,“ sagten die Zurückgebliebenen am See in ihrem Spaß, sagten es zu der Figur, die als der Wilde erscheint und sich von innen nicht verrät. Sie hatte gelesen, und wusste, dass dort ein anderer ist als scheinbar dieser Wilde, der ein äußeres vielleicht unverständiges Bild brauchte, um ablenkend seinen inneren zu folgen. Sie sagte zu ihm: „Arroganz!“ weil das Innere versteckt hinter dem Wilden nicht zu Tage trat. Er, so meinte sie, stünde über den anderen, indem er so tat, sich heraus hielt und in sich beschrieb, was scheinbar besser als sie...

Perlen vor die Säue?! frage ich mich. Welt, die Gefühl zerfleddert! wusste ich der Wilde zu sein, gut und gut genug, dem Juden ein Jude und Griechen ein Grieche. Ich streichle sie. Wortlos war klar, dass Gefühle nicht für alle waren, weil so manche Hand im Türspalt zerbrach.

Was war ich nun. Was waren wir uns? - Der Wilde hatte sich verraten und war der Jüdin ein Jude, und es war nicht das Buch, sondern die Hand, die es verriet.

Für alle oder für keinen 5. Jan.

Ich erliege den Bildern, erliege den Schatten und Lichtern anderer, die aus mir gleiches hervorrufen. So erliegt man den Bildern, weil mehr Schatten als Licht, weil Vernunft Gefühl verbietet, dass Schatten zu Licht wird. Unsicherheit hält sich am Schatten, hält sich an der Vernunft, zerstört Träume, die Möglichkeit der Gelassenheit, reißt den Wunsch zu leben hinab. Ich höre nur Worte und falle.

Ich war nur da damit sich Stagnation auflöst, war nur da, damit das Nichtliebenkönnen für Momente aufhört. Wieder mal und so oft hatte man die Hand gereicht damit der Andere an mir vorbei, aus seinem Sumpf heraus einfach weitergeht.

Ein Schreck. Nicht, dass man festhalten wollte, aber diese Zeit ist kalt, und ich lebe auf keiner Insel im Süden ab von der Welt. Der Mensch ist so egoistisch. Er nimmt und rennt mit dem bisschen warm davon und kostet nicht das Ganze, sondern entzieht sich, weil der Boden unter den Füßen für Momente wieder da ist. ...

So stehe ich da mit meiner Freiheit und die Scheuklappen der anderen werfen böse Wortfetzen gegen mich, verteidigen, wo sie nichts haben, verteidigen, was keiner hat, verteidigen obwohl es nichts, aber auch gar nichts zu verteidigen gibt.

So bleibt Schmerz, erlahme ich, wehrlos gegen Hass, gehe, um den Hasen zu folgen, gehe, um der Wilde zu sein, der ich nicht bin.

Schmerz!

Nicht weil es zu viel ist, sondern weil ich Ruhe brauche und Klarheit, deswegen gehe ich, gehe auf meine Insel, weg von allem, um noch mal zu sehen.

Ich bin es nicht. Wir alle sind es, - und entweder alle oder keiner. Darum gehe ich, um noch einmal zu suchen, für alle oder für keinen.

Vocki nach 4 Monaten in Deutschland.

Die Wilden müssen noch wilder werden 5. Jan.

Sollten wir nicht anstoßen, anecken, uns daneben benehmen, rücksichtslos so Leben fordern, um gegen die Gleichförmigkeit nicht zu ersticken, um nicht selbst gleichförmig zu werden, leblos zu werden, um der Gleichförmigkeit Einhalt zu bieten?!

Es geschieht immer weniger. Die Wilden, die keine Wilden sind, müssen noch wilder werden, damit mit aller Kraft noch etwas geschieht, was geschehen muss, damit gelebt werden kann, was voller Schatten und kaum mehr möglich ist.

Die Tagebücher sind wieder da. Ich nehme das als Signal. -

Ich werde die Ausstellung in Berlin machen, werde danach auf die Insel gehen und arbeiten, werde die Tagebücher auf der Schreibmaschine schreiben, - alles wie geplant. -

Anders sein, heißt anders bleiben.

Ich gehe noch weiter.

Was mich seit einem Jahr beschäftigt, ist dieses Loslassen, dieses Sich-von-allem-lösen, alles Materielle ablegen, nur mit dem nötigsten, den Gürtel eng geschnallt, konzentriert, zu gehen.

Ich wollte von Deutschland weggehen mit den Sicherheiten von Deutschland. Wie mir scheint, sollte ich ohne diese gehen, lieber der Sicherheit zu folgen, überall leben zu können.

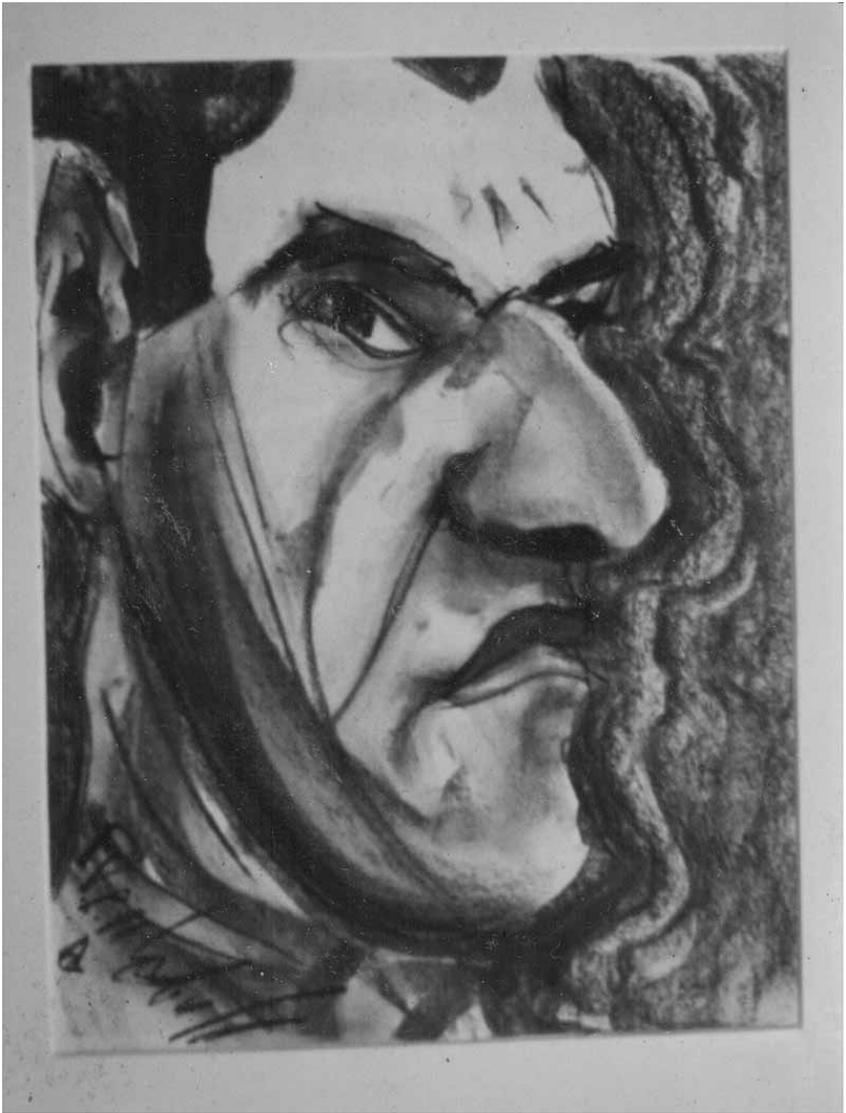
Fast möchte ich so leben, wie mit dem Manna und den Wachteln in der Wüste. Jeden Tag nur das besorgen, was ich brauche. Dabei möchte ich die Welt, die ganze Welt anschauen, um zu verstehen. - Was zu verstehen? - Ich weiß es noch nicht. Das ergibt sich erst, wenn ich gehe. Auf einer Reise nach Berlin sprach ich von meinem Bestreben Deutschland zu verlassen. Ich war einfach unterwegs und dieser Gedanke kam.

Unterwegs sein, - erst dann wird man wissen, erst dann wird man verstehen. Man lebt einmal, was nicht unbedingt stimmen muss, und da sollte man schon tun, was man will, und nicht das, was von anderen gefordert wird.

Hier wirft sich ein Schatten über Dich und irgendwann weißt Du nichts mehr. Jetzt nach 4 Monaten sehe ich diesen Schatten. Davor sah ich 6 Monate meinen Schatten.

Von meinem Schatten habe ich mich gelöst. Von diesem werde ich mich auch lösen.

Ende von Tagebuch VII.



6 Die Auseinandersetzung

In diesem ersten Teil des Tagebuches VIII finden sich gesellschaftskritische Äußerungen. In Gedanken werden die Möglichkeit eines Mordes und die dahinter liegende Motivation durchgespielt und es wird über die Gespaltenheit des Menschen nachgedacht. Zwischendurch bin ich noch ein Wochenende mit meinem Bruder in Berlin und räume alle Sachen, die ich dort noch habe, ab und bringe sie zu meinem Bruder nach Bochum. Damit schließt mein Bestreben, in Berlin fußzufassen ab. Insgesamt bleibt der Zweifel ein zu Hause zu schaffen.

Der legitimierte Mord 7. Jan.

Ich glaube, man nimmt alles zu ernst, erwischt sich dabei wieder Revolution betreiben zu wollen, was nicht geht, weil nicht alle mitmachen und dabei verliert man den Spaß, verliert den Mut, die offenen Augen, die das eine oder andere Lächeln, die eine oder andere freundliche Geste sehen. Es scheint, als reiße man sich selber in den Schrecken, als müsse man zerstören, weil nicht alles gut ist. Wieder fängt man an, mit halb leer unterzugehen, anstatt mit halb voll zu leben. Ich kann mich nicht an den Verhältnissen rächen. Letztendlich räche ich mich dann an mir. Ich suche nur, was ich in mir habe, eben diesen Widerspruch und verhalte mich so, dass dieser Widerspruch vor mir steht. Dass es keinen Wert hat zu kämpfen, ich es aber täte, wenn ich hier wäre, ist mir klar, und damit würde ich auch jede Kraft verlieren. Die Grenze meiner Kraft wird ständig von mir übersehen und so würde ich immer in den Ruin kommen.

Was ich von daher tun werde ist klar. Integration führt zur Lüge und führt zum Betrug, zur verkehrten Identität und zum Verlust einer inneren Wirklichkeit. Die Gaben und Begabungen würden verdreht und sinnentleert. So verliert sich der Mensch. So verliere ich mich.

Ich meine unsere Kultur hat versagt. Dagegen steht mein Wesen. Ein Freund sagte zu meinem Auftreten am Arbeitsamt nach der Inselrückkehr, ich müsse aufpassen, solche Temperamentsäußerungen könnten zur Einweisung in die Psychiatrie führen. Er könne den Mann am Arbeitsamt verstehen, und dann sprach dieser Freund von Strategie.

Ich sehe das anders. Die Leute dort unten, werden demotiviert, werden verachtet. Sie werden zur Trägheit und zum Selbstzweifel geführt. Wer so etwas verteidigt und von Strategie redet, dem würde ich die Kugel in den

Kopf schießen, falls es zur Revolution käme. Ich würde ihn erschießen auch wenn er mein Freund wäre. Das sagte ich ihm. Wenn er das Leben nicht verteidigt muss er mit dem Tod rechnen, da auch er mit dem Tod anderer spielt.

Wenn ich noch warte werde ich ihn nicht mehr erschießen können. Jetzt ist er noch nicht oben, aber er denkt schon, wie die da oben, und er kommt nach oben.

Ich gehe, weil ich genug gesehen habe. Der innere Zustand ist abgeklärt. Auf der Insel hat er sich geklärt. Der äußere Weg in Deutschland würde Mord bedeuten als Konsequenz über die Einsicht in dieses System.

Was die RAF tat, ist in seiner Verhaltensweise, in der Art ihrer Handlung logisch und notwendig gewesen. Die Bedingungen zwingen solche radikalen Vorgehensweisen auf. Es entspricht dem normalen Drang nach Gerechtigkeit und es findet statt, was in jeder Revolution zu finden ist. Ob damit etwas erreicht wird, bleibt eine andere Frage. Sicher wird sich etwas verändern, aber genauso werden alte Mechanismen auftauchen, die den gleichen Weg der Stagnation beschreiben. Aber der Mensch, jetzt in seiner Angst ist schon gar nicht zur Revolution fähig, und die deutschen am aller wenigsten will man dann dort noch spielen, wenn eine riesige träge Masse in der Mitte und mehr und mehr da unten unentschlossen wie Tiere behandelt mit sich machen lassen. So weit sind wir schon geschritten, so weit trübe ist der Mensch und das füllt mich nur mit Schrecken, und nie würde er verstehen, würde ich schießen, was ich täte, bliebe ich hier. Nie würde er verstehen, weil er aus seiner trübsinnigen Welt nicht mehr heraus kann und will.

Der Wille ist gebrochen und damit wird gelebt, von Amtswegen, mit Strategie, und dieses willenlose Leben wird weiter in diese Richtung gezüchtet.

Ich würde also schießen, würde damit nichts verhindern, sondern nur ausführen, was zum Untergang auch für mich führt, der ebenfalls erschossen wird.

Was soll es?! Damit wird der Mensch nicht besser und verändern wird er damit schon gar nichts. Er kann auch immer weniger machen und wird weniger machen, wenn er da unten ist, wo er mehr und mehr bleibt, und noch tiefer in sich versinken wird. So bleibt er doch nur Spielball für die da oben. Seine Menschlichkeit ablegend leere Worte faselnd, wird er grausam handeln und nichts anderes tun als diesen Status Quo erhalten und warten. Es gibt nichts Schlimmeres als das, da es langsam und schrecklich zu einem inneren Tod führt. Das habe ich schon in geschlossenen Häusern erlebt, wie in meinem Altersheim.

Ich träumte einmal von einer Insel und ich lebte auf einer Insel und da sah ich einen anderen Weg und der war ein Kampf ohne Gewalt, der so notwendig ist. Hier würde dieser Kampf verfremden, darum ist es wohl besser, wenn ich gehe.

Der Stromzähler 7. Jan.

Da fällt mir noch eine banale Geschichte ein, die eigentlich nicht so banal ist, weil sie zeigt, dass die Kreativität untergraben wird. Wir saßen am Frühstückstisch, versuchten wach zu werden und die Post kam, und mit ihr die Jahresabrechnung über den Stromverbrauch. Wie immer um diese Zeit geht ein Schock durch diese und andere Nachbarhäuser. Zu viel Strom geheizt, kein Geld für Kohlen gehabt und dafür darf man jetzt bezahlen. Das ist wie mit diesen Euroschecks, über die man verfügt, wobei man den Kontostand vergisst. So beginnt die Diskussion, die sich auf den RWE stürzt, Grundprinzipien des Nehmen und Gebens, Atomkraftwerke werden beschossen nicht mit Flugzeugen sondern mit Worten, und in mir tut sich eine Ideenküche auf, wie man nun diese Zahlengrößen zum stehen bringen kann und damit Stromgeld spart ohne weniger zu verbrauchen. Irgendeiner schreit nach Gerechtigkeit und möchte meinen Hang zum illegalen Stromgewinn verbieten. Ein klitzekleines Loch, eine minimale Bohrung unter dem Stromzähler und ein Draht durchgesteckt würde diese geldzählende Scheibe zum Stillstand bringen und dies würde an diesem geschlossenen Kasten kein bisschen auffallen. Dies an vielen Scheiben praktiziert, könnte den Stromverbrauch über die Jahre kontinuierlich senken. Idee, - leider abgelehnt. Ehrlichkeit ist Trumpf und alles geht so weiter, wie gehabt, dabei hätte man so viel sparen können, und ich, da ich sowieso um sonst wohne, hätte einen großen Beitrag zum Gemeinwesen geleistet. Ich verfall in Langeweile, und wie beim Arbeitsamt merke ich, dass diese Masse träge sein will, getrieben durch irgend einen Anstand, den unserer Zeit sowieso verloren gegangen ist, den man aber hat, bis man bald nichts mehr hat.

Ich frage mich, ob die Kreativität im Kriminellen versteckt ist, weiß aber nur, dass der Mensch in dumpfen ordentlichen Bahnen lebt, wo er von beiden nichts versteht. Wesentlich ist, dass ich nicht mehr machen kann, wenn andere nicht mitmachen. Aber ich möchte auch nicht zu einem Deppen werden, nur aus Anpassung. Schließlich habe ich jahrelang Holz gesägt und aus dem Wald geholt, Häuser renoviert, und all das hatte seine Logik, was keiner zu kapieren scheint. Wenn mein Leben interessant sein soll, dann nur, weil es eigene Wege wählte und die bewegen sich am Rand einer Existenz und schaffen dort eine eigene Wirklichkeit.

Die Machtlosigkeit gegenüber Verhältnissen 9. Jan.

Bei meinem Bruder in Bochum.

Die Situation hat sich beruhigt. Ich bin gegangen, habe etwas verlassen, was mir das Denken und Handeln nicht möglich machte. Berlin habe ich abgeräumt. Alle meine Sachen sind nur noch hier bei meinem Bruder. Die Stereoanlage, die ich nicht mehr kannte, die ich verkaufen wollte, beruhigt, wie die gesamte Atmosphäre hier. Ich spüre den Drang nach Perfektion. Neben mir steht ein Bild: „Hau weg den Scheiß!“ Vom Format ist es das Größte und es ist am 2. Dezember 1987 entstanden. Ich lasse die Gedanken laufen. Mich hält nichts, und doch oft jage und quäle ich mich. Flucht ist der Gedanke, ein Lebensdesaster. Bilder im Leben sind es, die ich suche, die mich dann veranlassen zu jagen, zu rennen, die mich atemlos machen. Ich sehe so viel, fühle so viel und ich hatte nie Abstand. Jede Situation und das damit inneliegende Erlebnis kann mich umbringen, könnte mich zum Wahnsinn bringen, der fast schon wieder nach Göttlichkeit schreit. Die Gedanken spinnen ihre Wirrwitzigkeiten nach einer schlaflosen langen Autoreise. Diese Grenzen überschreitend wird das Leben zu einem Lachanfall über Zerstörung und Weltvernichtung, und in allem streckt der Mensch, der diesen Zirkus veranstaltet, oder egal in welchem Zustand geschehen lässt.

Vordem wollte man erschießen. Körper von Freunden ermorden, um die Gedanken und Handlungen zu verhindern, die andere Gedankenkörper ausführen, Ohne Abstand schreit man nach Rache für Ungerechtigkeiten gegen die, die es mit sich machen lassen. Man würde Verantwortung abnehmen und nichts verändern, und dafür würde man bestraft von denen, die meinen, bestrafen zu dürfen und zu müssen, für etwas, was gar nicht notwendig wäre, täten es alle, denn wäre es so, wären die Verhältnisse nicht so.

Da ist man nun, darin lebt man nun, der Mensch, ich, hineingeworfen, Antwort und aufrechten Gang suchend, über mein Verhalten hinaus verstehen wollend. Verrückt werden ist nicht die schlechteste Lösung. fast handelt und ist man so. Jede übergreifende gedachte Handlung ist verrückt in sich, sinnlos. Der Moment, der schön und schlecht gewollt, der zufällig ergebende, sollte reichen, genüge sein. Jede Planung scheint das Theater einer Illusion, tagtäglich zu zerstören, sinnlos zu machen. Jedes abweichende auch noch so kurzfristig entschiedene Verhalten kann nur richtig sein, wo die Masse nur zerdrückt.

Das Leben ist eine Reise, um als Mensch aus der Masse wieder Mensch zu werden. So treibt es hinaus aus toter Masse, die erstickt auf vorgefertigten

Bahnen mit vorgefertigten Antworten, Weisheit und Freiheit verloren, Dummheiten spricht und noch schlimmer handelt. -

Das Bild hat schöne Farben. „Hau weg den Scheiß“. Das ist nur sein Name und keine Antwort. Es entstand im Dezember 1987. Jenes Jahr ist vorbei, wie das Jahr 1988. Bewegung sehe ich auch nach einem Jahr. Das ist mein Zustand, und in diesem möchte ich bleiben.

Innere Wirklichkeit und äußere Wirklichkeit 10. Jan.

Meine Bilder ergreifen mich. Irgendwie bieten sie Inhalt. Da ist etwas, worin ich mich wieder finde, etwas, das zeigt, was Zerrissenheit ist, womit ich aber leben kann, etwas vom inneren Ausdruck, der auch das vorher beschriebene Äußere zeigt. Der innere Bezug spiegelt die äußere Wirklichkeit wieder. Dieser Ausdruck beruhigt. Genauso zeigt er Perspektive. Für mich heißt es Weg. Ein Weg, der gerade begonnen hat, ein Weg mit krummen Bahnen, auch weiterhin. Wenn ich Klaus ein Bild schenke, er mir 100,- DM gibt oder ich einer Ärztin ein Bildschenke, weil sie in diesem so viel mitfühlt, was ich fühle, so definiert sich für mich darin meine Arbeit als Künstler, der immer noch nicht weiß, was Kunst ist. Weitermachen wird damit fast zur Pflicht, die neben dem sehr viel Spaß macht, Therapie ist und Aussagen sucht. Diese beziehen sich auf das Leben, was witzig und fremdbestimmt, wie es sein kann einen sonderbaren Weg beschreibt, gehen wird. Da die Geschichte Ähnliches widerspiegelt, muss ich dem Rechnung tragen. Täte ich es nicht, würde ich dem Wahnsinn verfallen.

Unsere Wirklichkeit bringt uns um. Wenn ich schreibe und male schaffe ich innere Wirklichkeit, womit ich dann weiß, wofür und wogegen ich kämpfe. Auf welche Weise? Die Holländer haben Land gemacht indem sie Deiche gebaut haben. Scheinbar gewinnt man Land auch ohne Kriege. Die Wirklichkeit kann also verändert werden. Dieser äußeren Schrecklichen ist man nicht nur ausgeliefert. Man soll sie verändern, aber man muss auch sich verändern. Beides muss man lernen. Meine Bilder sind Entwicklung. Darin stecke ich, jemand der Entwicklung an sich stattfinden lässt und damit Identität findet, die weitergegeben werden kann.

Wichtig ist die Kraft, die fließt, eine Kraft, die etwas in Bewegung setzt. Dies heißt auch Widerstand. Nur, wie soll man Widerstand üben, wenn keine Kräfte fließen, die uns stark machen?!

Die Bilder zeigen nicht nur Widerspruch. Sie zeigen auch Harmonie und Kraft. Der Widerspruch fordert die Auseinandersetzung mit sich und seiner Welt. Erst damit entsteht Harmonie. Im Widerspruch stecken bleiben, hieße Tod. Der findet da statt, wo Hoffnung verloren ist, verloren geht.

Widerstand braucht also Hoffnung. Nur dagegen sein reicht nicht, weil die Kraft verloren ist, wenn sie die Hoffnung verliert. Hoffnung? - Komme mir jetzt bitte keiner mit Gott, Jesus oder so einem Jenseitskram. Wenn Hoffnung dann bitte schön hier.

Wenn also Hoffnung, ein Stück meiner Sehnsüchte und Träume blieben, vielleicht würde ich dann doch schießen, nur damit sie bleiben, und nur dann wenn es wirklich sein muss, und sicher würde ich dann fürchterlich weinen.

Das Wichtige ist die innere Perspektive, denn sie schafft auch eine äußere. Die Kraft, die von innen kommt, das heißt die Sensibilität für das Gefühl für die Träume, die darin steckenden Ideale, diese Kraft bedeutet auch Kampf und Widerstand. Er ist dafür da, diese Träume und Ideale zu erhalten. Damit ist Widerstand nicht zu zerstören, sondern dient zum Aufbau. Was wir aufbauen, sollten wir vorher überlegen. Ich denke, wir haben noch viel zu lernen.

Unser System verteidigt ein leeres Gebäude, was zu Lernen nicht mehr bereit ist. Von daher hebt es sich irgendwann selbst aus den Angeln. Traurig ist nur, zu sehen, wie viel dabei kaputt gemacht wird.

Der Weg geht also nach innen. Ich muss mir aber die Frage stellen: Warum funktioniere ich nicht. Warum bin ich innerhalb von Gruppen und Beziehungen unfähig? In diesem Sinne verbietet sich schon ein Kampf um die Veränderung der Verhältnisse, da mir das Potential fehlt, auf der äußeren Ebene zu kämpfen. Der letztendlich unpolitische sensible Mensch erstickt in der Flucht zu sich selbst. Der verdrängende unpolitische Mensch in der Unterschicht braucht Identität, um den verlorenen inneren Werten ein äußeres Ziel zu geben. Der verdrängende Mensch in der Mittelschicht spaltet in seinem Weg durch die Distanzen die Persönlichkeit auf, wobei der Verlust von Emotionen sich in Formen von Strategien verfremdet. Die Abwendung von einer inneren Problematik kompensiert sich in eine strategische Vorgehensweise. Die Strategie richtet sich gegen die, die in diesem Prozess stecken geblieben sind. Er kritisiert also an dem, was er selber verdrängt, kritisiert gegen umgekehrt gelagerte Personen. Es heißt Psychologie und Patient brauchen sich. Sie bilden eine Ambivalenz, die auf den Erhalt ihres Zustandes hinarbeitet und nicht auf eine Lösung, womit sich damit auch nichts verändern kann.

Letztendlich spaltet sich jeder Mensch innerhalb unserer Gesellschaft, tritt mehr und mehr nach außen oder nach innen und findet dort seine jeweilige Rolle. Innerhalb eines solchen Systems ist eine Befreiung oder auch Selbstfindung nicht möglich und auch nicht erwünscht. Integration bedeutet damit nur noch einordnen und in eine Spalte fallen. Die Idee, ein Traum, wie ihn Martin Luther King beschrieb, ist damit nicht möglich. Wenn wir

kämpfen, dann nur in einer Extremsituation unter Auslassung der eigenen Entwicklung oder gegen Feindbilder, weil ein Mangel an Identität vorhanden ist.

Und wieder mal wird sich keine gesellschaftliche Schicht finden, die gegen diese Entwicklung etwas unternehmen kann. Und vielleicht wird sich der Zirkus wiederholen, den wir im dritten Reich schon mal erlebt haben.

Perspektive? Vielleicht gibt es hier keine! - und meine Insel, mein Alicudi, wird genauso wenig eine Lösung sein. Damit bliebe nur noch die Möglichkeit eine andere Perspektive irgendwo im Ausland zu finden, wo Lebensraum und Entfaltung möglich ist, falls es ihn dann noch gibt.

Persönlich bleibt mir nur noch übrig, mich mit aller Kraft gegen ein zu Hause zu wehren. Der Wunsch liegt wohl nahe sich zu integrieren, doch würde ich damit erliegen. Die Alternative im Ausland ist auch ein Problem. Sie hieße gespalten bleiben. Auswandern hieße Abschied von einer Kultur nehmen, dessen Problem getragen werden könnte. Wer nicht für sich ist, kann auch nicht für andere sein. Also doch ganz gehen und von außen helfen?! Ich will nicht in dieser Gespaltenheit leben, bin es aber selber, der sich gespalten fühlt und auch verantwortlich fühlt, wie jetzt für Bärbel oder die Gruppe der „Kunstmenschen“ um die Kopernikusstraße. Hier möchte ich eine Aufspaltung verhindern. Dagegen steht eine Masse und dagegen stehe auch ich, der sich als Gespaltener fühlt, der zu Hause will und Ruhe will und ohne dies nicht leben kann.

Zu Hause?! Die Gedanken sagen: Weg von hier! weil sie Angst vor der Situation haben, die kommen wird. - Mein Gefühl sagt: Hier bleiben! Ich habe Angst zu erliegen. Was ist zu Hause?



7 Die Geschichte um Bärbel

In diesen Teil des Tagebuches VIII ist die Geschichte um Bärbel aufgezeichnet. Es geht hier einerseits um Bärbel, andererseits aber auch um den Freundeskreis, der Bärbel umgibt. Hier eröffnet sich ein großes Spannungsfeld. Für mich ist nach dieser Geschichte ein Stück der Anschluss mit dem Leben in der Kopernikusstraße. Ich entschieße mich, ab hier wieder auf die Insel zu gehen. Die meisten dieser Aufzeichnungen auch die Briefe entstehen bei meinem Bruder in Bochum.

Erster Brief an Bärbel 17. Jan.

Bis es so weit ist, dass es so weit ist,
ist es soweit, nicht mehr zu wissen, wie es weiter geht, -
und trotzdem geht es weiter,
auch wenn man merkt, dass es nicht mehr so weiter geht.
Immer so weiter ...

Dienstag, der 17. Januar 1989

Dein freier Tag oder war es der Mittwoch?!

Hallo Bärbel!

Was bleibt mir über Bärbel, wenn es nicht mehr so weiter geht und man mit sich noch nicht fertig ist, was Dich betrifft. Da geistert immer noch eine Bärbel in meinem Kopf herum, und mit der muss ich fertig werden. Es dauert, und immer wieder fängt man an, träumt und denkt im Halbschlaf vor sich hin.

Jetzt ist man aufgestanden an diesem Abend des 17. Januars, hat Kaffee getrunken, Tabak besorgt, ein wenig Musik gemacht und beginnt zu schreiben, was man sich vorgenommen hatte. Musik begleitet.

Ich beginne am 13. Januar, diesem besagten bösen und Unglück bringenden Freitag, der scheinbar was Wahres in sich trägt. An diesem Tag kamst Du zu Gerda und mit all Deinen Sorgen.

Ich zitiere aus dem Tagebuch:

Freitag, der 13. Januar 1989

Da ist der Abendhimmel, die untergehende Sonne, das Rot auf schön Wetter hinweisend sagt: Alicudi ist hier. Die Vögel singen und ich spiele Gitarre, wie im Frühling auf Alicudi. Wärme kehrt ein und ich bin mir gewiss zu bleiben.

Bärbel rührt mich. Ihr weinen und ihre Traurigkeit lassen mich ein Lied singen. Ohne Gitarre singe ich ein langsames Negerlied.

Ich heize mit Abfällen, baue mir eine Tischimprovisation, braune Decke darüber, spiele wieder Gitarre, suche keine Lieder, lasse ihr nur Raum, - Sich fühlen, ohne Gedanken lebe und liebe ich.

Dies als Auszug aus meinem Tagebuch. Die Szene geht aber weiter, an diesem Freitag den 13.:

Nach 21 Uhr entscheide ich mich, nach Dir zu schauen. Du bist nicht da. Wieder im Atelier zurück, kommt wenig später Wolf. Er sucht Dich, fragt, wo Du seiest. Ich weiß es nicht. Wolf geht wieder.

Wenig später kommt Bernd. „Wo ist Bärbel?“ seine Frage. Wieder kann ich keine Antwort geben. Er geht einige Male durch den Raum. Auf meine Frage, wie es ihm ginge, geht er ohne was zu sagen. Nach einer längeren Zeit kommt er wieder, bleibt im Atelier. Ich gehe Bier holen. Vorher sprachen wir noch einige Worte. Ich erfahre, dass es ihm schlecht ginge, er aber nicht begreift, was los sei. Die Situation ist angespannt. Ich gehe, frage bei Gerda nach, ob sie noch Bier wolle. Sie bejaht. Nebenbei erfahre ich, dass Du mit Ulrike in einer Kneipe wärest. Damit Beruhigung, gehe ich Bier holen. Wieder im Atelier, nachdem ich Gerda ein Bier abgedrückt habe, ist Bernd immer noch da. Er sitzt da, sagt nichts. Bier will er auch nicht. Auf die Information, Du seiest mit Ulrike in einer Kneipe, haut er ab.

Ende der Szene.

Ergänzend muss man sagen, dass jeder von uns ziemlich aufgelöst und besorgt war. Die Angst, Du könntest Dich umbringen, ging wohl jedem durch den Kopf.

Schauen wir wieder in mein Tagebuch:

Samstag, der 14. Januar, 1989

Bochum in einem Café

Bin fast außer Kontrolle. Menschen neben mir im Café. Fast familiär nahe sitzt man da, wo jeder etwas anderes denkt. Zu Hause im Café?! Bärbel geht mir durch den Kopf, martert meinen Kopf. Da wiederholt sich das Drama eines Menschen, dessen Spiegelbild fast so ist, wie das meine. Ich erkenne mich in ihr wieder, komme mir fast so vor, als stünde ich neben mir und beobachte mich in meiner wirrwitzigen Verrücktheit und in der Wiederholung eigener Dramen.

Ich habe kurz angerufen und es beginnt in mir zu kochen. Wut, Liebe und wieder Hass. Fast könnte ich dabei wahnsinnig werden und im gleichen Moment fühle ich mich davon angezogen. Dieser gestörte Mensch Bärbel zieht an und gleichzeitig quatscht er das letzte bisschen Mitgefühl aus mir heraus. Das Verhältnis stimmt nicht. Die Bejammerte und Leidende, die alles an Gefühlen frisst, wird von den anderen ihrer Art wegen abgestoßen. So rennt sie ins Abseits und merkt es nicht.

Ich muss doch mit ihr reden. Gefühle auf dem Papier, das geht nicht.

Zu viel Unruhe.

Ich unterbreche das Tagebuch, um Dir kurz etwas zu sagen. „Ich muss mit Dir reden!“ steht dort, und das ist der Beginn des Dir helfen wollen. Dabei ist die eigene Betroffenheit, das heißt, der Anteil, den Du herüber wirfst, mit dabei. das kannst Du nicht sehen. Du sagst zu Gerda: „Wie könnt Ihr traurig sein? ich bin doch traurig!“ Dieser Satz schließt die Gefühle anderer aus. Diese von Dir übertragene problematische Spannung verdreht Du zu besserer Stunde in unsere Problematik. Du gibst ab und willst nicht wahr haben, dass Du es selber bist, der Gefühle verteilt. Wo sollen sie denn bleiben?

Ich gehe weiter im Tagebuch:

„Wieder bin ich im Café.

Ich habe Besuch in diesem Café in Bochum! Die wirren Gedanken aus der von Bärbel inszenierten Situation legen sich im Gespräch mit Freunden meines Bruders. Fast könnte man wieder von Hilfe in diesem neu gefundenen zu Hause eines Cafés reden, aber schnell habe ich mir abgewöhnt an Zufälle zu glauben. Hilfe kommt, wenn Hilfe notwendig ist. Fast schon ist mir klar, dass da eine Art Führung stattfindet, die den Bereich der Mystik anspricht, dessen Akzeptanz mir einstmals Schwierigkeiten bereitete.

Bärbel sitzt mir immer noch in den Nieren, und mir ist klar, dass die sich ergebende Situation noch ein Gespräch fordert. Ich bin befangen. Das weiß ich. Aber ich trage es mit einer gewissen Art von Ruhe. Die Begebenheit dieses Besuches in diesem Café trägt dazu bei, gibt den Abstand und andere Gedanken, neue Hoffnungen bei diesen inneren Wirren. Das Ausbrechen scheint immer eine vernünftige Lösung zu sein. Die richtige Betrachtung, nein das Erkennen schlechthin, findet nur im Außerhalb seine Wirklichkeit.

Außerhalb ist überall, nur nicht zu Hause. - “

18. Januar 1989:

Liebe Bärbel, ich komme zu dem Schluss, gleich geht es los, die Reise, die ich mir in den Kopf gesetzt habe. So sollen die Ausführungen des Tagebuches ein Ende haben. Es hat Zeit, ich kann sie Dir ein anderes Mal geben. Jetzt muss ich mich für mich entscheiden, was gestern klar geworden ist.

Da ist keine Zeit mehr für Dich. Ich habe die Sorgen abgelegt, die ich von Dir bekommen habe. Es hat eine Zeit gebraucht. Ich gebe Dir dazu den Brief, den Du eigentlich nicht wolltest, weil er scheinbar von anderen schrieb, was sie über Dich meinen. Das stimmt nicht. Er schreibt von uns und unserer Art, wie Du und ich es eben sind.

Dass die anderen es auch so sehen, wirst Du nicht glauben, aber wenn Du das Zeug hast, setz Dich mit allen zusammen und rede mit ihnen. Du würdest Dich wundern. Das ist aber Dein Bier, oder Deine Suppe, die Du löffelst oder nicht. Daran vorbei kommst Du nicht. Deswegen würde ich es einfach mal anpacken, sonst gehst Du ins Abseits, und das nicht meinetwegen sondern Deinetwegen. Ich habe nur eine Situation vorgefunden und darin gehandelt. Die Situation in Dir und Deinem sozialen Umfeld ist abschreckend und war es vordem auch schon. Mag sein, dass ich etwas mehr provoziert habe, aber ich war dabei ehrlich, was Du im Moment nicht mehr kannst.

Also mach's gut.

Tschüs, Vocki

Im Dunkeln 17. Jan.

Montag in der Kneipe nach Mitternacht.

Um Freunde zu kämpfen ist nicht einfach. Ein Stück kämpft man immer auch für sich. Ab irgendeinem Punkt schmeißt man alles wieder durcheinander und dann muss der zeigen ob er ein Freund ist.

Ich bin auf einer Reise, dessen Ende und Klarheit fast immer am Horizont liegt. Warme Wirklichkeit liegt oft so weit weg und man meint, eilen zu müssen. Daneben liegt so viel Kälte, erstarrt und Stehengebliebenes ohne Hoffnung. Kalte Straßen und viel Beton ist die Reise und hin und wieder ein warmes Licht. Das muss reichen. So gehe ich oft orientierungslos im Dunkeln stolpernd über Bordsteinkanten und über das nächste Licht erfreut.

Die Nacht um Bärbel 17. Jan.

Wir haben Montagnachmittag, sagen wir abends. Ich bin zwei Stunden wach. Es müsste der 17. Januar sein.

Es geht um die Nacht, die sich um Bärbel drehte, bei der einer fehlt, und das war sie, - Bärbel.

Ich hatte am gestrigen Abend immer noch keine Ruhe, schrieb Bärbel einen Brief, und schrieb ihn noch mal um, nachdem ich bei Gerda war und von diesem Brief sprach, den ich Bärbel geben wollte. Gerda zeigte kein Interesse. Sie meinte, darüber hinweg zu sein, und Bärbel wäre ihr jetzt egal, nach alle dem, was gelaufen war.

So zog ich von dannen, immer noch mit dem Gedanken, Bärbel diesen Brief zu geben und ein Gespräch mit ihr zu führen, um eventuell eine Freundschaft zu retten, die einiges an Kritik nötig hatte, um weiter zu bestehen. Bärbel nicht antreffend, zog ich nach Bochum, packte den Brief aus, um ihn noch einmal zu lesen.

Mit einer aufkommenden Rücksicht verfasste ich den Brief weniger vorwurfsvoll, nahm ihm die angreifende Schärfe. Danach entstanden die Zeilen „Im Dunkeln“.

In der Nacht entschloss ich mich noch mal nach Dortmund zu fahren. Bärbel sollte diesen Brief bekommen und meine Stellungnahme zu ihrem Verhalten hören, das natürlich in Freundschaft. So stellte ich es mir vor und dachte etwas an Einsicht bei Dir zu wecken.

Ich fuhr die alten mir von früher bekannten Wege nach Dortmund. Alt Krupp, der Puff, die Gußstahlstraße, früher der Weg zur Arbeit. An Tor 1 und an Tor 5 habe ich einige Jahre gearbeitet. Alte Bilder werden wach. Der Wagen meines Bruders rollt langsam die Alleestraße hinunter, deren Name schon nicht mehr stimmt, da die Bäume fehlen und Stahlbetriebe diese Straße ummanteln. Ich telefoniere an jeder kommenden Telefonzelle. Viele sind kaputt und Bärbel scheint nicht erreichbar. Es muss 1 Uhr nachts sein. Schlechte Musik verlässt das Radio und alles passt zu dieser alten Vergangenheit, die wenig Farbe hatte und jugendlich hoffend gelebt wurde.

Ich fühle mich wohl und bin mir der Worte und Gedanken sicher, die ich Bärbel sagen werde. Ich erreiche sie. Endlich das erhoffte Gespräch, zwar nur am Telefon, aber immerhin. Ich denke, etwas sagen zu können, aber alles wird dementiert. Nur Abwehr, - war auch schon andere mit ihr erlebt haben und was ich mittlerweile auch wissen müsste. Ich werde an meine Grenzen zurückgestellt. Mein Verhalten und Reden wäre nur so, weil ich von anderen gehört hätte. Klar ist auch, dass ich an allem schuld sei. Ich könne sowieso nur von mir und nicht von anderen reden, und außerdem wären das mein Gefühl und meine Schwierigkeiten, die da herüber kämen, höre ich von ihr. Also eine Absage auf ganzer Linie, und ich dachte vorher noch an Freundschaft, helfen oder klar machen zu können, aber der andere sieht nichts. Sie legt auf. B, ihr Freund, war da, den sie abgewiesen hat und der jetzt in ihrer steigenden Problematik wieder angezogen wird. Er wäre dagegen, dass ich komme, hatte Angst, da ich Konkurrent war und Bärbel war es recht, da sie mit sich nicht reden lassen wollte.

O.k. - ich fahre weiter, ein Bier trinkend und froh, eine Illusion begraben zu haben, dass sich Freunde etwas sagen lassen, und es trifft mich noch nicht einmal so. Noch nicht einmal ist es Wut, die von Enttäuschung spräche. Eher packt mich der Wille, jetzt einfach zu handeln. Konsequenz zahlt sich aus. Am nächsten Telefonhäuschen wird gehalten und ich rufe Gerda an, um sie zu einem Bier einzuladen. Dort ist die ganze Mannschaft versammelt, die eben mit dieser Situation zu tun hat. Gerda ist mit den Nerven fertig, sie, der scheinbar alles egal war, die Abstand zu haben schien, ging es total dreckig. Die anderen, W, der Bruder und Klaus, der vorherige Freund, waren nicht besser drauf. Es reichte. Ich schmiss mich ins Auto, holte Bier und hatte wieder Wut gegen Bärbel und mit taten diese Freunde leid, die sich gutselig und immer wieder hoffend auf Bärbel einließen und dann wieder Schiffbruch erlitten. Das war kein Spaß mehr. Es war Ernst, und ich konnte nicht so einfach gehen. Alicudi, meine Insel des Denkens und Schreibens, jetzt war dafür keine Zeit.

Gerda hatte während der letzten paar Stunden bei meinem Bruder angerufen. Völlig entnervt forderte sie, dass ich bliebe, nicht zur Insel fuhr, da ich mit alle dem viel zu tun hätte und die zugespitzte Situation ausgetragen werden müsse. Das ist klar, und das muss sie.

Ich komme an und da sitzt der Haufen Geschlagener, Bärbel nicht mit dabei, natürlich nicht, so kommt es mir vor, wie eine Beschwörung Betroffener im Orientexpress. Die Stimmung ist völlig überreizt. Gerda heult, Klaus heult. Sie fühlen sich beschissen. Gerda flippt aus und will zu Bärbel. Sie steht vor verschlossener Tür. Ich rufe an und bekomme auch nichts zu hören. Alles scheint zu platzen und allen wird gleichzeitig etwas klar. Es bleibt die Wut. Später gehen alle kaputt auseinander. Gerda heult sitzend auf

dem warmen Kohleofen. Ich warte, versuche zu trösten. Langsam tritt Beruhigung ein. Vieles ist raus über Tränen und Worte. Harte Szenen, aber sie erleichtern doch. Was zu tun ist, weiß man aber nicht. Es ist bald morgens. Der Wagen meines Bruders wird gebraucht. Ich komme aber wieder, das ist klar.

Zweiter Brief an Bärbel 18. Jan.

Kom. 19.02. 98: Der zweite Brief an Bärbel beginnt mir Seite 2. Die erste Seite ist nicht erhalten, da ich bei dieser ersten Seite das Kohlepapier verkehrt eingelegt habe. So war einfach kein Durchdruck vorhanden. Ich bin auch der Meinung, dass dieser Brief vorher entstanden ist und anschließend noch mal überarbeitet wurde. Der erste Brief spricht ja schon von diesem Brief. Also beginnen wir mit Seite 2:

18.1.1989:

Wir reden von der Freiheit und projizieren unsere eigenen Gefangenenschaften in die anderen hinein. Wir stechen in ihre Wunden und sind blind für diese Aktionen, die andere verrückt machen, durch unser Verhalten. Wir lösen Dramen aus, um die Reaktionen dem anderen vorzuwerfen, der sich irgendwann wehrt, weil ihn die Betroffenheit verrückt macht, und wir leben lustig weiter, als wäre nichts geschehen. „Ihr dürft ja gar nicht traurig sein. Ich bin es doch.“ Eine blindere Antwort kann es nicht geben. Deine Helfer müssen Götter sein, schnell zu gebrauchen und nach Belieben wegzustellen. Im Bedarfsfall müssen sie Dich tragen und selber sollten sie keine Reaktionen zeigen. Da Du keine Götter hast, wechselst Du, springst vom einen zum anderen und die Sorgenden wenden sich ab. Mit ihnen passiert auch was, und das siehst Du nicht. Die Türen gehen zu. Logisch. „Spiel mit wem Du willst, aber las uns in Ruhe.“

So waren die Abschlussworte von Ralf einem WG-Genossen zu mir. Seine harte Weise teile ich nicht, aber seine Entscheidung halte ich heute für richtig. Einiges habe ich mittlerweile verstanden und damit habe ich für Deine Verhaltensweise auch kein Verständnis mehr. Ich bin mir auch sicher, langsam einen Überblick über meine Person zu haben, den Du als der mir so gleiche Mensch noch nicht hast. Du bist an der Reihe. Tu was und schaffe Dir Klarheit. Mit uns so nicht. Das ist so ungefähr alles, was ich noch sagen kann. Das mag wehtun, aber ohne Schmerz geht nichts.

Ich habe noch ein wenig überlegt und denke, die Situation über Dein Kommen und Deine Sorgen hinaus weiter zu beschreiben. Das heißt, mein Empfinden zu dem ganzen.

Vorne weg, die Dir bekannte Sympathie, die immer noch herrscht, auch wenn sie jetzt in Wut und Abweisung umschlägt. Da ist der Rechtsverdreher, den man mag, der auf Grund seiner Schwierigkeiten Recht verdrehen muss. Dazu kommt seine mir gut verständliche Sensibilität, die er all zu oft gegen andere ausnutzt. Ungeliebt, wie er ist, bleibt ihm auch nichts anderes über. Er sucht, all zu gerne beim anderen, von denen weiß, dessen Situation er zu kennen meint. Er steckt aber all zu oft die eigene mit hinein. Er löst wo anders, wo es oft nichts zu lösen gibt. Aber es muss lösen, muss unter Auslassung der eigenen Person, was nicht geht, bei anderen lösen, aber er kommt nicht dran, wovon er Angst hat.

Ich habe genau das gleiche erlebt und habe es genauso wenig, wie Du durchblickt, habe alles bei anderen gesucht und auch vieles bei anderen gefunden. Erst auf der Insel ist mir klar geworden, bei den vielen Geschichten, die so bruchstückhaft und eben auch verdreht festgehalten waren, was ich mit der anderen Seite gemacht habe. Nach so vielen Jahren bekam ich einen Schreck vor mir, bei dem ich mich fragen musste, wie konntest Du so tun, und wie konntest Du so denken. Dazu, wie vielen Leuten hast Du damals weh getan, brutal weh getan, und damit Freundschaften zerstört, die irreversibel abgebrochen wurden. Ich bekam etwas quitiert, dessen Ursache ich erst auf der Insel erkannte. So blöd es sich anhören mag, ich war die Ursache und die scheinbaren Schlechtigkeiten, die ich zu erkennen meinte, hatten in ihrer Teilrichtigkeit den einzigen Zweck, mich zu entlasten und andere zu belasten. Vom Verständnis für mich und vom Verständnis für andere war da keine Spur mehr. Das war purer Nazismus, in dem ich mich zu dem Zeitpunkt bewegte.

Bei Dir verhält sich das, glaube ich, auf gleiche Weise. Am Ende ist nur noch von Schuldzuweisung die Rede. Dabei rede ich nicht von Schuld, aber Du verstehst Schuld. Diese Schuldzuweisung ist genau das, was man Dir angetan hat und was bis jetzt noch nicht aus Hirn und Herz heraus ist. Die Auseinandersetzung ist damit unmöglich. Die scheinbare Schuld im Nacken führt nur zur Abwehr. Das Telefon wird aufgelegt, der Brief verbrannt. Sie haben wieder mal nichts gelernt, meine Liebe. Die Ursache ihrer Handlung ist im Unklaren und die Wirkung in gleicher Weise. Keiner Kritik fähig, springen sie davon, meine Liebe. Es geht schon weiter, denken Sie. Ich sage, viel Spaß beim nächsten, meine Liebe und auf das Sie bald im Dreck landen, meine Liebe. Vielleicht werden Sie dann einmal wach, und man lernt nur durch viel Schmerz, meine Liebe. Alles fällt auf Sie zurück, meine Liebe und Tschüs, meine Liebe. - Ich wollte eigentlich etwas ganz anderes schreiben,

wollte noch einmal erklären, was um Dich herum läuft, aber es hat keinen Wert. Du würdest es wieder verdrehen wollen, und ich kämpfe nicht an, gegen Mechanismen, die zu vermeiden versuchen, was ihnen helfen könnte.

In diesem Sinne Tschüs. - Vocki

Kom 30.10.06: Heute finde ich es sehr schade, zu dem Zeitpunkt in die Rolle des Richters gegangen zu sein. Da wird man selber zum alten Vater und kann sich der Rolle nicht erwehren. Der Konflikt mit Bärbel war jedoch da. Alle haben unter ihr gelitten, und sie lies die Leute leiden, und machte die Tür zu. So hat sie ihr Leid weitergegeben.

Als sie jung war, hat sie die Freiheit gesucht, wahrscheinlich mehr als ich. Als sie älter wurde, kam das innere verborgene Leid zum Tragen. Mein Weg war anders. Ich komme auch an die Grenze, weiß von dem Leid, aber ich ziehe mich auf diese Insel zurück. Bärbel war auch in Portugal. Bei mir war es anderes. Ich habe mich zurückgezogen, um mich zu klären. Ich suchte mich in einem anderen Land. Dann jedoch den Moralisten zu spielen, ist falsch. Auch da spreche ich von einem meiner Unfähigkeit. Da bin ich als Pädagoge am Ende. Der Richter ändert nichts. Zum Ende wurde Bärbel ihr eigener Richter. Ihre Mutter hatte sie da eingeholt. Deswegen bringt sie sich um.

In Portugal ist sie noch einfach ihrer Wege gegangen und blieb Monate weg. Ihre Mutter rief mich an: „Was habt ihr mit meiner Tochter gemacht?“ Und: „Wo ist sie?“ Ich musste in gewisser Weise schmunzeln. Was war das für eine Frau und Mutter, die mit der Polizei ihre Tochter wieder heimbringen wollte. Diese Mutter hat sie, die Tochter trotzdem über die Jahre eingeholt. Also hat diese Mutter am Ende gewonnen. Dafür trägt sie das tote Kind, kalt, wie es nun mal ist, in ihrem Arm.

Abschluss nach der Bärbelnacht 18. Jan.

Im Nachhinein gehen mir diese Abhängigkeitsmechanismen durch den Kopf. Dabei geht es um die Frage, die Gerda stellte: „Warum muss ich an solche Leute geraten wie Bärbel?“ und „Das ist wohl ein spezieller Mutterinstinkt, der die Sorgen anderer trägt.“ Bärbel ist in meinen Augen krank. Sie braucht die Leute und ich meine fast sagen zu müssen, die anderen brauchen Bärbel auch.

Für eine Zeit gibt es eine Faszination, und dann kommt ein böses Erwachen, wenn die Hoffnung dahingehend ausgenutzt wird, dass man mehr gibt als man bekommt und man der Psychosomatik des anderen erliegt. Die Form des Angezogeneins bleibt, trotz der erfahrenen Enttäuschung.

Bestimmte Menschentypen ziehen sich an und sie gebrauchen eine Form der Abhängigkeit, die eine Lösung sucht. Diese Art Zusammentreffen findet aber keine Lösung. Es führt zu einem Drama. Gelernt wird nichts, da sich immer das Gleiche wiederholt. Die durch Bärbel Getroffenen durchblicken die Situation nicht. Sie können zwar besser als Bärbel eine Handlung verfolgen, doch der Zusammenhang ist auch ihnen nicht klar. Wenn sich überhaupt eine Veränderung der Situation erreichen ließe, dann nur, wenn sich Bärbel mit allen Betroffenen zusammensetzen würde oder gezwungen wäre, sich einer solchen zu stellen. Der Einzelne wird dort nichts verändern. Er fällt immer wieder auf die Spielereien von Bärbel rein und wird selbst zum Opfer der Kritik. In der Gruppe wäre die Behauptung, alles Geschehene stände mit ihrer Gesamtsituation nicht in Zusammenhang, nicht haltbar. So wäre sie vor die Situation gestellt, die sie ausgelöst hat und nicht sehen will. Das wäre schon mal ein Schritt für beide Seiten.

Gelassene Musik Saxophon jetzt um 17.57 Uhr.

Ich könnte Tage schlafen, um all das Erlebte, endlich die letzten Bärbelfetzen aus dem Kopf zu bekommen. Die Träume im Halbschlaf greifen Bärbel immer wieder auf. Es dauert noch. Ich brauche Zeit und habe Zeit.

18.04 Uhr.

Meine Schwester hat übermorgen Geburtstag, eigentlich nichts Wichtiges. Was sind schon 31 Jahre. mal sehen, ob ich vorbeigehe, übermorgen, Donnerstag. In der Margarethenhöhe sind an diesen Tagen die Billard Weltmeisterschaften. - Auch das scheint nicht wichtig zu sein. Aber was ist wichtig.

Im Café.

Denk immer daran, dass Du mit allen und mit allem nichts zu tun hast, dann kannst Du leben. Das Beste und das Schwierigste loslassen, da fängt so was wie Freiheit an.

Dortmund ist vorbei. Bochum zeigt noch das eine oder andere ... und dann?

Man zieht sich wieder zurück, konzentriert sich auf eine neue Reise! - Auf keinen Fall zurück. Wer den Flug in die Hand nimmt und schaut zurück, ist es nicht wert ... ist sich selbst nicht wert.

Sich selbst erleben, immer ein Stück Heimat überall, im Café, im Atelier oder irgendwo. Immer bist Du, ganz, manchmal bei anderen, aber nie von Dir weg.

Oft finde ich mich wieder in Bildern und Schriften, denke daran festzuhalten, aber es ist nur der Spiegel. Du gehst schon weiter, löst Dich von dem Anblick. Wege, Wege und neue Wege, - alles wirst Du finden.



8 Die vermeintliche Reise zur Insel

In diesem letzten Teil des Tagebuches VIII bin ich wieder auf der Reise. ich möchte zur Insel, lande aber über München in Ravensburg. Dort findet noch eine wichtige Begegnung mit einer alten Liebe statt. Auf der Weiterreise treffe ich jemanden, der mich darauf aufmerksam macht, dass ich mit meinem Vater sprechen sollte. Es geht zurück über Reutlingen, wo ich noch einen Tag Aufenthalt habe. Ich lande wieder bei Gerda, wo ich noch einmal über die Stadt nachdenke. Bei Bärbel zeigt sich, dass sich nur etwas wiederholen würde und auch dort kein Weiterkommen ist. Die Zeit bei Gerda endet damit auch. ich ziehe mit all meinen Sachen zu meinem Bruder, wo wieder mal Zwischenstation ist und ich rückwirkend über mich nachdenke. Damit endet auch das Tagebuch VIII.

Dorro 21. Jan.

Ich bin mal wieder in Staig gelandet. Gestern hatte ich einen Tag bei Hans im Allgäu verbracht. Mein Wunsch, dort noch mal Dorro zu besuchen, erledigte sich von selbst. Dorro kam zu Hans und so konnten wir das eine oder andere besprechen. Wie sonst nie erzählte mir Dorro aus ihrem Leben, sprach von ihrer längsten Beziehung seit Jahren und einiges hörte ich über ihre Schwierigkeiten. Früher sprach sie nie davon. Ihr Misstrauen gegenüber mir und den Leuten allgemein hat sich gelegt. Der Menschenhasser der alten Zeit scheint gestorben zu sein. Blicke ich zurück, so sehe ich mich fast immer als den Menschenverbesserer, damals bei Dorro genauso wie heute bei Bärbel. ich wollte am anderen etwas knacken, was Widerstand auslöste. Dorro als große Geliebte begegnete ich mit Härte, weil auch sie hart war, und ich erreichte nichts außer Abkehr. Genauso finden sich Uwe, Jasmin und andere Menschen, die ich nach der Insel verbessern wollte, an denen ich Kritik übte, im härtesten Sinne bei Uwe, mit dem gedanklichen Mord.

Den Menschen sein lassen können, ist etwas, was ich nicht beherrsche.

„Den Orgasmus würde ich gerne noch einmal erleben“, so Dorro jetzt auch in Ihrer Beziehung. Den Bauch den man liebte, den Bauch der Dorro, er scheint immer noch Wunsch zu sein, unterliegt aber keiner Notwendigkeit. Alles ist freiwillig, ist Traum. So ist es leicht um uns, und jeder weiß einen großen Traum in sich zu tragen. Es war das Beste und es war das Größte, was wir erleben durften, allen Worten erhaben, schlicht und einfach Auflösung

beider Menschen, in einem Flug von Gefühlen. Man könnte ja sagen, wieder zu diesem Gefühl zurück wollen; man könnte...

Wir sehen uns jetzt sie mit Freund und ich lasse, weiß unsere Zeit zu schätzen, gönne und bin froh über die Auflösung ihrer Härte. Da fehlt jede Eifersucht. Worauf auch? Wir hätten alles und wir hatten einmal alles gehabt. Das verbindet und lässt gleichzeitig. Mag sein, dass jeder diesen Traum an den anderen übertragen möchte. Sie mit ihrem Freund, ich mit anderen, wie Jasmin oder Bäbel. Es geht nicht. Eine Übertragung zerbricht.

In einem Café in Reutlingen 25. Jan.

Nepomuk

Auf dem Rückweg von Alicudi, der fiktiven Insel, die nicht erreicht wurde.

Außerhalb habe ich gesucht und innerhalb finde ich.

Der Vater, der leibliche, der so viel beschriebene ist es, dem ich einiges zu sagen habe, und zwar jetzt bevor er stirbt, wie Mutter. Ballast abladen. Ballast abladen, dort wo er hingehört. In welcher Form? Das wird sich zeigen, auf dem Weg eines Gespräches. Es schreit nach Freiheit: Das Lachen der Leute, die Ausgelassenheit wieder finden. Nicht mehr kämpfen und nicht mehr rennen. Bewusst alles Tun und Bewegung mit sich erleben, nicht mehr getrieben sein auf eine Insel, sondern leben mit Menschen. Gelassen lassen, was ist: Die Reise, diese Reise. Wege, unbequeme Wege. Ich möchte dort hin, ich möchte Reisen. Das heißt Packen abgeben, Ballast abwerfen. Den Seelenballast eines Vaters, der nicht mehr alleine, der nie mehr alleine getragen werden soll.

Dieser Schrei nach Gelassenheit, fehlend wie er in mir nur in der Arbeit Ansätze findet, tut sich auf. Nicht mehr alleine sein mit all dem Kampf, der eher ein Krampf geworden, so möchte ich leben, Schönheit genießend, Hass verlierend, wie Dorro von sich sagte und spürbar machte, so möchte ich sein.

In mir immer noch der Schrei gegen Freund oder Feind, bekämpfend, auch kraftlos werdend, so findet man keine Ursache. Doch die Haltung bleibt. Tief in mir will sie kämpfen, immer und immer wieder. Das Leben verderbend, lässt sie mich nicht.

Das äußere Zeugnis von gestern, dieses Zeigen, Freiheit wollen. Ich hatte sie nicht. Mich trieb nur Bewegung. Getrieben blieb es gestern. All zu oft weg von der Seele. - Bleiben können ohne zeigen zu müssen, ist der Wunsch, egal wie viel man hat.

So war nichts weiter als Gefangenschaft, diese zeigen könnend, gut gelernt war doch nur Last im Muss, verstrickt, befleckt, an sich vorbei gehört. Fern der Seele hielt man durch, jetzt ganz in sich verstockt, leergepumpt, auf Aktionen verzichtend, fiel man gänzlich in die Leere. Fragend nach allem hielt man an, stürzte fern von der Welt allein gelassen auf eine Insel Fragen an sich stellend. Frage um Frage hatte man Worte gefunden, aber keine Antworten. So verbrannte man Geschichte! Nichts lösen könnend, ließ man von Gedanken gedrückt, ab. So kehrte man zurück, hilflos, nichts anderes als dies, trieb wieder zu neuem Gang, gleichem Gang in gleiche Leere. Alte Wege wiederholten sich und würden sich auch in Zukunft wiederholen. „Soviel Energie!“ sagt so manch einer. Woher hast Du so viel Energie? und Warum so viel Energie? Nur um ihrer selbst Willen?

Rückwärtsgang! Zurück nicht weiter weg von allem. Heimweh ohne Heim ist das Schlimmste. Ich habe es, fasse mir an den Kopf, kopflos nach vorne getrieben, schreit es: Rückwärtsgang! So trieb es mich wegzugehen. Wieder trieb es mich in die Einsamkeit, ins bäuerliche Dasein ohne Mensch. Beruhigung hatte man festgestellt, das schon auf der Insel, jetzt wieder im Allgäu, in einem Staig am Kachelofen, da war alles beruhigend. Wieder würden Gedanken kommen, erreichte man die Fiktion einer Insel. Wollte man dort arbeiten? Nie hatte man es geschafft. Die Gedanken kamen, Vatergedanken, Angstgedanken. Sie müssen das Vorhaben stoppen. Integration in Italien? - ohne Sprache, nur für die Arbeit anderer. Hier unerreichbar, - auch dort wäre ich nicht zu erreichen, nie erreichbar. Sprachlos und arbeitsunfähig würde man gehen. Man ist noch nicht fertig mit sich, wie die auf der Insel, die Deutschland verlassen hatten, um sich vor eigenen Fragen zu retten. Die Endstation zwingt fertig zu sagen und die Natur soll Antwort geben.

Ich liebe Mensch und Lachen, wünsche wieder ausgelassen zu sein, etwas mehr Abstand von mir. Im Leben leben und nicht Inselflüchtling sein.

Da ist eine Kneipe, ein Café, was beobachtet wird, wo ich Menschen sehe -. Mag Alleinsein gut sein, so doch nicht dauernd ohne den Menschen. Ihn spürend, sieht man den Spiegel, - braucht ihn. Worte nach draußen schreibend, versucht man anzufassen, und bleibt unberührt von dem, was man liebt; den Menschen.

Ende eines Tages. Es ist 0.01 Uhr.

Betrachte ich mich in meiner Geschichte, so hat sich seit meiner Kindheit nicht viel verändert. Immer bin ich weggelaufen, habe dafür Gründe gesucht und gefunden. Den Vater im Nacken und die schwache Mutter weit weg von mir, treibe ich immer noch. - kein Standbein! - 30 Jahre geht das so. Heute,

wo ich weiß, laufe ich immer noch davon. - 30 Jahre das Gleiche! Das ist eine Leistung?!

Etwas ist passiert 28. Jan.

Bei Gerda.

Fast kommen mir die Tagebücher langweilig vor. Seelenwühlerei, - wozu? Scheinbar gibt es nur mich. Schreiben, malen, denken und ein ständiges Handeln schließt sich um mich herum, bildet eine Art Vakuum um mich, weg von der Welt. Ich gehöre schon nicht mehr dazu, und dies in einem unangenehmen getriebenen Zustand. Da entsteht Einsamkeit, weltfremdes Dasein. So bohre ich in mich rein, schon diese Zeilen sind schade, weil sie mich ablenken, das Leben zu sehen.

Plötzlich wandelt sich was. Ich lese wieder, - lese gerne. Weltabgeschlossen verkrieche ich mich in ein Buch und bin mir trotzdem bewusst, in dieser Welt zu sein. Ich träume durch meine Heimatstadt, laufe neue Wege. Das Abendrot, Stimmungen auf einer alten Eisenbahnbrücke fallen mir auf. Mir kommt es vor, als könnte ich alles in mich hinein fließen lassen.

Ich denke an Frauen, könnte mich sofort verlieben. Der Zustand ist wieder da, der Zustand der ineinander fließt. Grenzen zwischen Menschen aufhebt. Ich möchte spielen. Ausgelassenheit packt mich. Menschen, denen ich begegne, begegne ich anders. Leicht, wirklich leicht scheint das Leben zu sein.

Warum wollte ich zu meinem Vater? Es täte mir nicht gut, so wie mir Bärbel nicht gut tut. Fertig aus und Amen. Ganz einfach Hände weh. Wozu quälen, das ganze Leben nur quälen, - nur weil es die Geschichte von mir erwartet?!

Zurück in der Stadt 30. Jan.

Bin bei den Bullen gewesen. habe meinen Stolz und stehe nicht um 7 Uhr auf, trabe um halb elf ein. Der Bulle schmeißt mich raus. Ich möchte eine Bescheinigung, da gewesen zu sein. Nichts! - ich wüsste schon Bescheid. Richtig, und ein Grund mehr zu gehen. Die Krankenkasse teilt mir mit, dass ich wohl nicht mehr versichert sei. Nun, ja. - Fast könnte es zu gefährlich auf deutschem Boden sein. Als ich zurückkomme von meiner vermeintlichen Alicudireise, hatte ich wieder Mut, - Mut für die Stadt, wo alles so schwierig

ist. Der Entschluss zurückzukommen, war schon richtig. Jetzt treibt es mich noch weiter weg.

Auf einer Fete in Dortmund bestimmt jemand sehr autoritär, ob Fernsehen geguckt wird oder nicht. Er schaltet den Apparat einfach aus. Keiner wehrt sich. Es ist zum Kotzen.

Ich sitze auf einer Bank, die Füße auf den Sitzflächen, den Arsch auf der Lehne, lese Satre, „Der Ekel“ und warte auf den Zug. Eine ältere Frau kommt, meckert mich an, dass dort wohl noch einer sitzen wolle. Ich ignoriere sie. Sie meckert weiter. Wenn sie jemanden hätte, sie würde einen unordentlichen Burschen wie mir sicher das Messer in den Rücken rammen lassen. Ich sehe ihren Hass. In Berlin zieht der Faschismus das erste Mal in das Parlament. Wir sind bald wieder so weit. - Ich habe mit einer Freundin über den Orgasmus geredet, - richtig, - er fehlt. Mir kommt es vor, als gäbe es diesen in Deutschland schon lange nicht mehr. Stattdessen lebt die Isolation, in die man hinein rennt.

Kälter werdend, wehrt man sich gegen alles, was beflügeln könnte und kennt und weiß es nicht mehr. Ich bin in Deutschland, diesmal nicht kaputt, sondern gefüllt mit Wut, die hilflos bleibt. Die Chance, neutral zu bleiben, ist verloren. Der Außenstehende wird wirklich zum Eremiten, erkaltet in sich, so wie Bärbel, baut er sich langsam sein Grab.

Die Kultur hat versagt. Die Stereoanlage wird verkauft, ein Eichentisch wird zersägt, - selbst gebaut, wollte er am Leben bleiben. Am Verfall der Werte dreht sich alles um und Elektrochips sind mehr wert, als alte Eiche. Schon fast goldbraun geht sie der Zeit zum Opfer und es ist Hass, der mich treibt sie zu zersägen, einem Hass, der auf Mensch und Gesellschaft schießen wollte. Dies zu vermeiden, gehe ich, bevor mich die Wut zum Handeln zwingt, obwohl ich nie dachte, so denken zu können. Es ist das Temperament, was in die Psychiatrie führt, was in den Knast bringen kann. Das stelle man sich vor! „Hau ab!“, sage ich mir, „Hau ab, Alter! Du hast genug gesehen.“ 4 ½ Monate Deutschland sind fast schon zu viel. Die Reserven würden sich verbrauchen, warte ich, und wieder käme man sich schuldig vor. Das Gewissen würde schreiben: Du hast versagt! Jetzt sieht man noch das Gegenüber, was reizt und langsam Ideale zerstört, sieht vielleicht für alle. Der Mensch stirbt jeden Tag. In unserer Gesellschaft scheint er mir schon lange tot und wartet nur noch, geschlachtet zu werden. Endlich erlöst geht er nichts verstehend unter, ist blind, kriechend froh, das dunkle Ende gefunden zu haben. Er ist nicht anders, als der Mensch des Altersheims, oder der Mensch in der Psychiatrie, der gänzlich verblödet dem Tode das Händchen reicht und Dankeschön! Ich dachte, das Altersheim wäre eine Ausnahme, aber das ist Deutschland schlechthin, unsere ganze Kultur.

Ich kann nur für Deutschland sprechen, da ich hier schon halb gestorben bin, so wie der Indianer ganz und gänzlich.

Ich hole den Eichentisch und die Säge. Von den Beatles höre ich „Nummer 9“. Das passt.

Das Buch ist bald voll. Ich denke, dann, wenn es so weit ist, bin ich wieder auf der Reise, bin Immigrant ohne Exil. Die Indianer sind tot, - und ich bin einer von den letzten.

Ich werde alle Bücher und Schriften mitnehmen. Es ist besser.

Ich habe Angst.

Erleichterung?! - Ja, - es geht mir leichter.

Vielleicht sehe ich nur etwas klarer, auch für mich.

Die Menschen tun mir leid.

Eigentlich sollte ich heulen.

Dortmund Süd 31. Jan.

Vielleicht schwingt doch mehr als nur die Einsamkeit mit. Es entsteht doch wieder Sehnsucht. Vielleicht nur aus der schlechten Einsamkeit, oder besser gesagt aus der gestohlenen Ruhe. Dieses gelassen sein in der so eigen entwickelten Form wird gestohlen. Das tut weh, wenn die alte Dame gegen mich meckert, und es tut weh, den Polizisten mit Bulle zu beschreiben aus Wut, weil er mich nicht als Spätaufsteher versteht. Man kann nicht miteinander reden. Es wird gemeckert, und dahinter steckt mehr. Ablehnung gegen einen Fremden, fast möchte ich sagen Ausländerhass, obwohl ich noch Deutscher bin.

Eine Freundin sagte: „Du willst ja nur auffallen!“ - Vorsatz?! - selbst wenn, dann sollte toleriert werden. Aber es ist nicht so. Ich bin über Jahre so geworden. Anderssein liegt mir in der Wiege und im Blut. Ich akzeptiere mich, und andere haben ihren Schrecken. Was ist so schwer daran? Ich versuche gelassen zu sein, die Dummheiten der anderen zu tolerieren, auch wenn ich sie nicht akzeptieren kann. Alles überhörend, selbst dem Polizisten gegenüber möchte ich nichts an mich heran lassen. Und es bleibt etwas Sensibles, was selbst die Armut der alten Dame versteht.

Ich denke daran, wieder zu malen. Vielleicht bleibt dort ein Raum, diese Sensibilität zu zeigen. Viele erschrecken, wenn sie mich und die Bilder sehen. Da scheint ein großer Kontrast zu sein. Das Bild des Malers hier an der Wand erschreckt mich in seiner Krassheit und Farbe. Fast tut es weh. Mir

tut es weh. Wohlfein, wie er sich als Künstler auf der einen Seite gibt, im Auftreten und mit Fotos, so stellt das Bild auf der anderen Seite etwas Unausgewogenes dar. In sich stimmt da was nicht. Wohl bemerkt auch ich habe Zweifel, aber diese stehen klar da, - in einer Außen- wie in einer Innenwelt.

Angst bewegt mich, zum Beispiel erstochen zu werden. Ich merke, was in der Luft schwingt, und in meiner Raumschale steckt etwas Verletzliches. Da ist ein klarer Spürsinn zwischen Außen und Innen. Ich will mich nicht rühmen, schon sind meine Worte zu viel, mir zu viel, aber ich kenne den Orgasmus bei Dorro. Das mag jetzt blöd gesagt sein, aber das hält mich, weil Dorro selbst in einer funktionierenden Beziehung beteuert: Was wir erlebt haben, ist besonders und scheinbar nicht wiederholbar. Kunst und Liebe. Sensibel in beidem scheine ich weiter machen zu müssen, meinetwegen und aller wegen.

Ich gebe zu, etwas zeigen zu wollen, etwas in mir, was man mir nicht glaubt. Ich weiß es. - Vielleicht schreibe ich, um mich zu bewahren.

Der Morgen 1. Feb.

Am Mittwoch.

Das Telefon hat geklingelt. „Ist Gerda schon losgefahren?“ Eine freundliche Stimme tut gut an diesem ersten Februararmen. Zäh ist er, dieser Morgen, und ich bin unwillig ihn zu beginnen. Ganz langsam und in aller Ruhe muss er in Bewegung kommen. Das laute tosende Gekrache, die schnellen hastigen Bewegungen, die fliegenden Löffel ins Spülbecken. Das Zong, Peng, Gong von Gerda regen mich auf. - Der Morgen, wo bleibt der Morgen. Ruhe, habe ich gesagt, Ruhe!

Das Wetter ist schön. Ich kann es noch nicht genießen. Erst muss ich aus dem Dunkeln krauchen. Wie die tagelange Nacht eines Höhlenaufenthaltes scheint das Licht zu erblinden. Die Seele braucht Zeit, um sich dem Grell zu öffnen. Stan, diese Morgenmusik, dieses Buch, um zu schreiben, öffnen langsam die Türen zum Licht, das Licht eines beginnenden Februar, von dem ich erfahre, dass die Tage beginnen schneller länger zu werden. Sollen sie sich ruhig Zeit lassen. Piano, Piano! sagt man in Italien.

Anschluss bei Gerda 2. Feb.

Die Zeit auch hier bei Gerda findet ihr Ende. Ich schlafe schlecht, denke an die Insel: Eleonora und Giovanni. Immer wollte ich zu Eleonora, die Frau

oder Freundin von Giovanni. Gerda wollte ich nicht, auch wenn sie der einzige Besuch auf der Insel war.

Hier verhalte ich mich anders, komme mir fast fremd vor, ich meine fremd vor mir. Nicht wohl sein, nicht bei sich sein.

Gestern lief ich wieder zu Bärbel rüber. Das gleiche Spiel, - schon einmal ausgespielt, sollte nicht wiederholt werden. Ich muss gehen, - bin schon trübe genug.

Gestern Morgen habe ich mich aufgeregt. Das unruhige Gehampel von Giovanni ging mir auf die Nerven. Die Nähmaschine, die ich Gerda vorführte, sie weckt in mir eine alte Art von Perfektion. Das ist so, wie mit den Bildern, wie mit meiner Stereoanlage, es ist die Art, wie ich meine Flicker von Hand auf die Hose nähe und wie ich mit meinem Drumherum Ordnung schaffe. Das Nähkästchen ist systematisch bestückt, funktionsgemäß aufgebaut. Nur so kann ich arbeiten. Ich bekomme einen Schreck, wenn ich sehe, wie Gerda ihre Flicker auf die Hose näht. Mein Gott! - Das ist Vandalismus, denke ich. Alles einfach machen, aber Übersicht und Vorstellung bleiben hinten dran. Die Dinge nicht wirklich in die Hand nehmen, so dass sie bestimmt geformt werden. Ist das nicht schon Lebenshaltung? Ich denke wohl. Eine Zeit mag es wohl gelingen, andere um sich herum zu haben, aber dann drängt es mich, drückt es mich und ich schlafe nicht. Die Menschen regen mich dann auf.

Das Fahrrad ist neu bemantelt. Ich muss fahren!

Von Dortmund nach Bochum 3. Feb.

Gestern.

Ich habe Dortmund verlassen. Auf dem Fahrrad stelle ich eine gewisse Erleichterung fest. Trotz eines Rucksacks auf dem Gepäckträger und einer Gitarre mit Koffer in der Hand schien die Fahrt unbeschwert. Bei steilen Bergen steig ich ab. Den Koffer, nun auf Lenker und Mittelstange dieses Herrenrades, brauchte ich nicht zu tragen. Mein Erscheinungsbild war sicherlich seltsam, abgesehen von dem riesigen Rucksack und diesem schwarzen Koffer, in dem eine Gitarre stecken könnte, war da noch dieses unrasierte Gesicht mit dem bunten Käppi an Juden oder Südländer erinnernd, eine schwarzweiße Tigerhose, diesmal hatte ich sogar Socken an, und die grauen Fingerhandschuhe taten den Rest zu meinem Aussehen dazu. Ich komme mir schon fremd vor in dieser Stadt, die Arbeit schreit und keine Arbeit hat, die Anstand predigt und frühes Aufstehen gebietet. Mütter mit Kindern, Männer mit Alkoholgesichtern an den Buden, alt und grau

gewordene Menschen, die durch die Stadt noch viel älter wirken, sehe ich an mir vorbeiziehen. Fremder, ich bin fremder geworden zu all dem hier. Ein Fremder auf dem Rad mit Rucksack und Gitarre bepackt, so bewege ich mich langsam davon. Von Dortmund nach Bochum geht die Reise. Einige Felder liegen noch zwischen den Städten, eine schmale Straße Asphalt ohne Autoverkehr. Etwas weiter, ein Autobahn, die alte B1 und direkt daneben, die Eisenbahn zur Rechten. Ich mache Halt, genieße den Überblick, der mir in der Stadt nicht vergönnt ist. Das bisschen Grün, diese doch begrenzte Weite wirft neue Hoffnung auf. Frank, der Däne vom Schiff, kommt mir in den Sinn. Der Traum von der Seefahrt. Etwas sehr Angenehmes kommt in mir auf. Ich rauche eine Zigarette. Das Fahrrad an einen gestutzten Baum gelehnt, schaue ich mich um. Schön sieht sie aus, diese Stadt von weitem. Silos gegen die Menschen. Das schöne Wetter gibt dem Ganzen eine Weite, die nicht nur von außen kommt. Über mir Strommasten, der zweite Baum zur Linken, wegen dieser Masten noch mehr gestutzt. Entfaltung in der Stadt? - Wachsen ohne beschnitten zu werden?! Sommer und Winter normal erleben? Sein lassen, sich sein lassen? Alles wieder in Ruhe lassen? - Da ist die nächste Stadt, Bochum, meine Heimat- und Geburtsstadt.

Ich fahre wieder, etwas freundlicher gesonnen, kann ich wieder in Gesichter schauen. Eine Frau lächelt zurück. Das Fahrrad drückt den Berg hinunter. Am tiefsten Punkt ist die Grenze von Bochum.

Einmal tanken 4. Feb.

Draußen scheint die Sonne. Es ist ein Samstag im Februar. Das Fenster ist auf. Im Hintergrund spielt BAB. Leichter Wind kommt ins Zimmer. An den Beinen unterhalb des Schreibtisches ist es noch kalt. Im Gesicht zeigt sich schon spannende Wärme. Gut für die Haut und hell und grell das Papier. Die langen Fingernägel der rechten Hand sind nicht ganz sauber. Hände werden warm. Ein Flugzeug brummt. Vögel zwitschern weit von mir. Musik aus alter Zeit spielt hinter mir. Martin kommt.

Gestern, es war eine seltsame Stimmung, die mich befiel. Plötzlich war ich traurig. Etwas Weiches kroch aus mir heraus, quoll und quoll. Ich konnte nicht lesen, kein Satre, kein Tagebuch. Die Musik erinnerte mich an früher. Vieles, was einmal warm war, Frauen, Freunde, ein zu Hause fehlten mir jetzt, waren vorbei. Ich kam mir doch alt vor, wusste so wenig behalten zu haben, so wenig von all den Menschen fühlte ich an meiner Seite. Jetzt brauchte ich sie, sitze im Sessel, zusammengefallen, hilflos. Wo sollte ich hin? Wo will ich immer hin? Immer weg und das Herz erstickt. Hatte ich es überhört? Wie oft, wie lange hatte ich es überhört? Gemacht, getan, rutsche

ich in den Wahn von allen weg. Einsam? - Einsamkeit sollte einmal, so lange wie auf A. reichen.

Ich hatte die Bücher doch noch mal herausgekrepelt, fand ein Foto von mir: der Einsame mit der Lamadecke, bei Vollmond und weg von der Gruppe sitzend. Inselfituation, der Stolz mit sich zu sein. Erst später taue ich auf für Jasmin, Harry, Tina Tulpe und all die anderen. Da ist mein 32. Geburtstag, der schönste, den ich seit Jahren erlebt habe und vor allem Jasmin. Ich finde noch ein Foto mit allen, die da waren. Jasmin, - die letzten Tage hatte ich sie wieder vor Augen. Sie war da, als wäre es gestern gewesen. Ihr Gesicht, ihr Blick, ihre Art, alles war ganz klar vor meinen Augen. Sie, jetzt fast vergessen, lässt mich doch nicht los, und die anderen auch nicht, wie Harry und Tina. Sie, Jasmin vermisse ich am meisten, und ich sehne mich nach unserer Ruhr. Wir hätten sie, wenn wir sie wollten. Ein Moment würde mir schon reichen. Ich könnte für Ewigkeiten tanken. - Warum will ich weg?

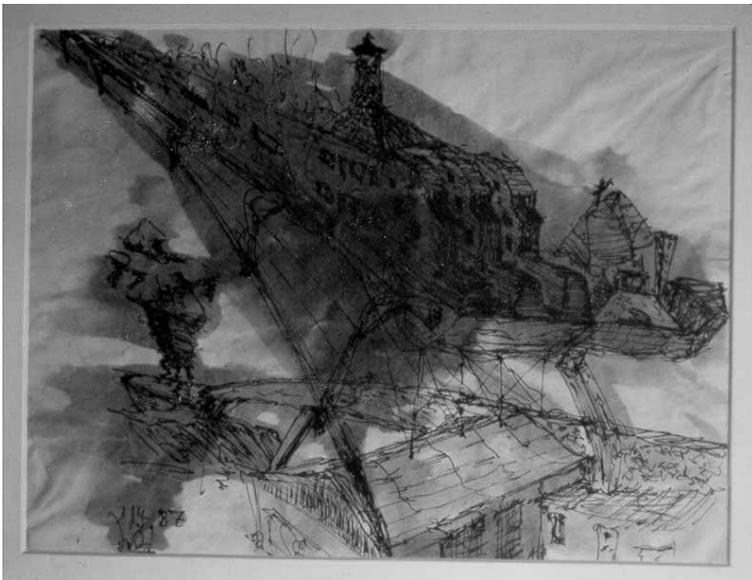
Bochum, meine alte Heimatstadt.

Am Ende von Tagebuch VIII 4. Feb.

Hier möchte ich das Tagebuch beenden. - Keine besondere Wende, eher eine innere Haltung, die das Gefühl berücksichtigt, das heißt die Sehnsucht. Ihr zu folgen, heißt doch bei den Menschen zu bleiben und mit ihnen hoffen. Enttäuschungen kassieren, aber auch neue Wirklichkeiten finden. Hoffnung, das heißt, ich und Mensch finden statt. Illusionen werden ausgetrieben. Eine verkehrte Form von Vertrautheit, wirkliche Begegnungen, - ich denke, es gibt sie. Das ist es, was ich nicht vergessen möchte. Eine gewisse Liebe zum Menschen findet wieder statt. Er begeistert mich wieder, wie gestern in der Kneipe. Selbst im anlaufenden Karneval findet man das Reizvolle am Menschen. Etwas, was ganz normal und einfach anziehend ist.

Kom. 23.2.98: Diese ersten 4 ½ Monate in Deutschland sind schon eine recht spannende Zeit. Es ist die Begegnung mit Deutschland nach einem langen Inselfauna. Man sollte hier zudem nicht vergessen, dass ich vordem die Jahre in Süddeutschland auf dem Lande verbrachte. Also habe ich schon seit Anfang der 80er Jahre einen anderen Lebensstil begonnen. Hier mit dieser Rückkehr von der Insel setze ich mich viel mehr dem Stadtleben aus, und den Menschen, die darin leben. Es ist klar, dass das zu einem Spannungsfeld führen muss. Und doch sieht man aus dieser Zeit, wie schnell ich bestimmte Probleme aufräume. In einem kurzen gedanklichen Spannungsbogen wird die Liebe zu Jasmin noch mal aufgerollt und abgeschlossen. Ich bleibe also nicht in irgendeiner Problematik stecken. Nicht anders verhält es sich mit dem Konterpunkt, den ich in Bärbel finde. Sie ist mir wohl ein sehr verwandter Mensch und

Bärbel steht zu dem Zeitpunkt schon in einer sehr hohen Problematik, aber auch bei uns findet sich ein Abschluss. Ich sage Bärbel, was ich sagen muss und ziehe weiter. Sicher ist bei dem Gesagten vor allem in den Briefen eine Problematik beschrieben, die eher von mir redet, wo ich das, was ich an mir erlebt habe auf Bärbel übertrage. Bärbel war sicher noch ein anderer Mensch. Aber indem ich gehe, beschreibe ich Bärbel schon als sterbenden Menschen. In diesem Sinne habe ich Recht. Der Spürsinn, auch mein spekulatives Denken trifft ein. Bärbel bringt sich gut 4 Jahre später um, und man findet sie nach 11 Tagen in ihrer Wohnung. Bärbel hatte, was sie mir auch sagte, nicht die Fähigkeit zum Wanderer. Dadurch, dass ich das habe, überlebe ich. Und so schließen auch diese ersten Monate in Deutschland ab. Ich bleibe dieser Wanderer.



9 Der Weg zum Vater

Mit dem Beginn des Tagebuches IX halte ich mich wieder bei meinem Bruder auf und schaue zurück. Die Frage der Integration steht offen, also bleiben oder wieder gehen. In dieser Zeit lese ich die Inseltagebücher und reflektiere diese Zeit. Anschließend entschieße ich mich zu diesem schweren Vatergespräch. Ich treffe auf einen wehrlosen Menschen und zweifle an der eigenen Person und seiner Art der rückwirkenden Betrachtung.

Etwas Neues 4. Feb.

Das Tagebuch Nummer 9 beginnt am 4. Februar 1989 in Bochum bei meinem Bruder. Etwas Neues fängt an, das konnte ich bis vor ein paar Tagen noch nicht sagen. - Ich schwankte! Weg von dieser Welt war immer mein Gedanke. Leben bewahren, - das noch mehr. Mein Leben retten! Menschen und Freunde übersehend trat ich zur Flucht an. Sie reichte bis Süddeutschland, einer alten Heimat, und genau dort hielten mich wieder Menschen fest. Begegnungen, wirkliche Begegnungen, sagten „Halt! Nicht weiter in die Einsamkeit, nicht weiter in das Abseits.“

Ich habe getankt, bei allen meinen Freunden, und so bin ich wieder zurück, - gefüllt -, mit dem, was man Hoffnung nennt.

In Afrika habe ich in der Wüste festgestellt, wie kaputt wir Deutschen sind. Zurückkommend schrie alles nach Veränderung. In wenigen Wochen zerbrach dieses Träumen und Wünschen. Es konnte sich nichts verändern.

Gut, ich habe die Kunst gefunden. Das war sicher mein Weg, aber ich konnte ihn nicht ummünzen, konsequent Schritte zu neuer Umgebung mit verändertem Verhalten finden. Immer noch bin ich weggelaufen, vor mir und meiner Konsequenz. Nach Alicudi stand ich genauso da, wie vor der Insel. Jetzt heißt es Dortmund oder Berlin, Alicudi oder Berlin. Vorher war es Ravensburg oder Berlin?

Dies sollte sich jetzt ändern. Nicht ein erneutes Weg von dieser Welt, sondern ein Ja zu einem Ort und einem zu Hause. Reisender kann ich immer noch sein, aber erst heißt es, ein zu Hause schaffen. Das ist meine Sehnsucht, wahrscheinlich die größte.

Das Tagebuch IV von der Insel 4. Feb.

Die letzten Tage in Bochum, - schon kann ich mir selbst nicht mehr glauben, denn so viel habe ich gesagt, was ich dann doch nicht tat, - geben mir die Gelegenheit, die Tagebücher durchzulesen. Dies scheint mir wichtig. Das eine oder andere Signal gibt es mir. Im Übrigen verstehe ich mich besser, wenn ich diese Bücher verfolge, das heißt zurückverfolge. Es entsteht ein Reim aus dem Hin und Her in den ich lebe. Mir scheint als hätte alles seine spezielle Bedeutung, als läge dahinter eine besondere Form der Logik. Etwas wie Mystik fließt mit ein, und so unerklärlich ist das Leben doch wieder nicht. Es hat seine Gesetze! - oder ich habe so meine ganz eigenen.

Im Blick auf die Tagebücher 5. Feb.

Ich denke, es ist lästig mit so vielen Menschen um sich herum. Man fühlt sich erschlagen sieht man diese Anderen. Not und lebloses Ächzen, jagen alles in die Leere. Gegen diesen Strom zu schwimmen nimmt jede Kraft. So verfliegt, was auf der Insel wertvoll war: Langsames und gelassenes Leben!

Ich lese in den Büchern, bekomme Respekt. Die eine oder andere Weisheit zeigt sich wohl. Noch etwas Geduld zum korrigieren. Schreiben, und Neues wird kommen, Besseres wird kommen. Es ist der Anfang. Arbeiten, mit mir arbeiten! Wenn, dann nur so!

Die 7 ruhigen Jahre fallen mir ein. - Seit ich 30 Jahre bin, brauche ich das, Ruhe, und ich nehme sie mir.

Es werden wieder andere Zeiten kommen, doch jetzt zählt die Zeit der Ruhe.

Also Piano, Piano ...

Bilder der Vergangenheit 5. Feb.

Im Café. - Habe heute Jasmin angerufen. - Warum? -

Die Karten sprachen von Kampf, Schmerz und Liebe. ich habe die Nacht vorher von Jasmin geträumt. - Falsch! - Es waren Morgenträume, Bilder im Halbschlaf, die halb bewusst Unterbewusstes an mir vorbeigelaufen sind. Bilder von Jasmin. Eines hatte ich wieder mal im Tagebuch gesehen. Es sind Bilder von Jasmin und anderen Personen. Dieses Foto von Jasmin hat mich auf der Insel fasziniert. Jaida gab es mir. Jetzt ist dieses Foto nicht mehr so wichtig. Jetzt sind es die eigenen Bilder eines Menschen, die ich von allen

Seiten betrachten kann, wo ich eine Gestik abspielen kann, wo bestimmte Blicke für ewig fest sind. Vielleicht übertreibe ich. Petra, auch eine Liebe, - ich weiß nicht, ob ich sie „erscheinen lassen kann“. - Doch, es geht. 15 oder 16 Jahre sind vorbei, und wir waren nur drei Wochen in einem Urlaub. Also glaube ich doch, dass diese Bilder ein ganzes Leben halten. - Was soll das? -

Ich bin müde, habe schon zwei Bier getrunken und den Vormittag mit Tagebuchlesen verbracht. Später bin ich auf das Kartenlegen gekommen. - Ja! -

Ich war unentschlossen. Immer noch dachte ich nach Alicudi zu gehen. Heute kam der Gedanke Deutschland wieder zu verlassen. Gestern war es noch klar, dass ich ein zu Hause und Ruhe brauche, - jetzt -, wie ich dachte in Berlin. Das Drama am Anfang des Buches finde ich dazu unpassend. Es ist Quatsch. Viel zu viel alte Geschichte wird aufgesetzt, bestimmt scheinbar ein Leidensverhalten der ständigen Wiederholung. Das ist zu einfach. Das Leben ist komplexer und mein Leben in seiner Art eigenwillig. Ich sage nicht, ich bin verrückt. Das ist oft nur die Antwort der anderen, die in ihrer Gleichförmigkeit ersticken. Was steckt schon hinter ihnen, - die verrückt sagen, - zu mir, - und brav daher leben?! - Ich will nicht arrogant sein, aber ich sehe einen Unterschied. Ihr Schuh passt mir nicht und ich habe ihn mir zu oft angezogen. Was bleibt auch, lebt man jahrelang auf dem Land, wo alles Normalität schreit. Das Leben ist ein Widerspruch! Kindliches Drama oder nicht, - das mögen die Psychologen beantworten. Ich grabe es nicht aus, aber erhebe es zur Gemeingültigkeit unserer Kultur. Unsere Kultur ist ein Widerspruch und ich gehöre dazu. Damit lebe ich auch nicht dagegen, sondern zeige eine andere Seite.

Wo war ich stehen geblieben?! Ich erlebte heute noch diese Unentschlossenheit, die Alicudi sagte und gestern war es noch Berlin.

Ich habe Berlin gesagt, München angerufen, Uli abgesagt, und hier sind es die Tagebücher, die mich beschäftigen und von der Insel erzählen, - ein halbes Jahr Einsamkeit in meinem Leben auf einem Berg, dem Berg einer Insel bei Sizilien. Mit jedem Zeitabschnitt ist die Sprache dieses Buches klarer. Am Anfang ist alles noch wirr und behaftet durch den Zusammenbruch in Deutschland. Dann klärt sich vieles, wird zunehmend klarer und gewinnt eine präzise und eigene Form. - Ich lese, bin mitten in dieser Einsamkeit, die eine seltsame Intensität bekommt. Es muss noch ein bisschen gefeilt werden, braucht noch ein bisschen Schliff, aber es enthält schon etwas sehr Wichtiges. - Es ist etwas geschehen, und alles durchlesend, jetzt, wo ich Alicudi verlassen habe, kommt etwas hoch, was sich in mir verankert hat.

Ich grabe also in diesem Buch und in mir. So wie bei Jasmin erscheint ein Bild, ein eigenes Gedankenbild und Gefühlsbild über das, was war, und was sich verändert hat, von da bis jetzt, oder noch mehr, nämlich von der Situation vor der Insel bis jetzt. - Ich brauche also nicht auf die Insel, denn Alicudi ist gerade hier. Eine eigene Welt breitet sich aus, - hier in Bochum. -

PS: Übrigens habe ich Jasmin nicht erreicht. Ach ja, der Ehemann hat abgenommen. - Ein Schreck! - Ich habe aufgelegt.

Der Vater auf der Insel 5. Feb.

Habe wieder eine Weile gelesen und bin von neuem von der Leichtigkeit dieser Insel fasziniert. Fast fühle ich mich dort. Musik begleitet. Die Stimmungen von Alicudi sind wieder da. Das ist ein Traum, der immer wieder wach wird.

Später kommen die Vätergeschichten. Sie fallen in diese harmonische Landschaft ein. Gebrochene Kindheit wird wach, und selbst hier im Café, befällt mich eine Beklemmung, die schreien will. Die Gelassenheit der Insel ist weggewischt, düstere Wolken, Regen, - oder sind es Tränen?

Auf der einen Seite Harmonie, diese Schönheit der Insel und auch Jasmin, die geliebt unerreichbar bleibt. Dagegen steht dieser Vater, viele Bilder der Kindheit, Träume, Alpträume. Hier durchschreite ich Tiefen. Das zeigt mein Leben. Quälendes und Glückliches stellen sich so nah beieinander.

Auf der Insel wollte ich von diesem Leid Abschied nehmen. Das Alte sollte abgelegt werden. Daher mussten auch die 12 Jahre Tagebuch verbrannt werden. Es war ein symbolischer Akt, der abschließt. Die 3 Inseltagebücher habe ich verschont.

Jetzt sind sie wieder hier und sie quälen mich nach langem Lesen von neuem. Die Vergangenheit ist nicht lösbar. Immer läuft sie mit. jetzt in den Büchern von Alicudi, aber auch in mir. Hilflos und erschlagen landet man auf der Insel, baut sich wieder auf, und doch fängt diese Vergangenheit an, von neuem in die Tiefe zu ziehen. Wo ist da eine Lösung? Was sollte das Verbrennen der Tagebücher?

Der Ventilator an der Decke eiert. immer im Kreis dreht es sich, scheint sich zu bewegen, und doch kommt er nicht von der Stelle. dazu spielt Tom Waites seine traurige Musik.

Es verändert sich nichts.

Gegenwart ohne Vergangenheit gibt es nicht.

Die Vergangenheit spielt mit unserer Gegenwart. - Schreckliche Spiele!

Besoffene auf der Straße schreien den kommenden Karneval ein. Ich verstehe den Ekel von Satre.

Der Wunsch nach Harmonie zerspringt. Die Menschen, die kommen sind nur Marionetten. Sie helfen nicht, sind selbst behindert und laufen nichts sagend an mir vorbei.

Waren Kirche, Altersheim, Gesellschaft oder Insel, Gefäße in denen ich erstickt bin, in denen jeder ersticken muss?!

Ich lebe noch, - und ich schreibe weiter. Schreiben zwischen Qual und Schönheit. Wo sind die Lösungen?

Die Inseltagebücher 5. Feb.

Manche arbeiten die ganze Woche und sind am Wochenende kaputt. Ich lese und schreibe am Wochenende und bin am Montag kaputt.

„Leistung, das zählt!“ lese ich auf einem Plakat, und denke, was für ein Blödsinn. Aber was habe ich am Wochenende gemacht?

Der Tag war anstrengend, auch wenn es ein guter 5. im Monat ist.

Ein Lachen hilft, ein Lächeln noch mehr.

Da draußen ist eine Welt und die bewegt sich. Etwas geschieht, und an manchen findet man Gefallen. Das hält mich am Leben.

Ich muss abschalten, was schwer ist, - will ein Stück von dieser Welt.

Trost. Das reicht, um zu leben. - Ich werde zu Ende lesen, aber dann muss ich raus, und die Tagebücher wieder für eine Zeit vergessen.

Irgendwo brauche ich einen Halt, sonst erdrücke ich mich selber.

Ein neuer Morgen 6. Feb.

Ein neuer Tag. Ein neuer Morgen.

Mir kommt es vor, als wäre ich jung geworden.

Irgendetwas lebt und bebt. - Gestern ist vergessen.

Der Schlaf nimmt alles mit. Die Lebensskepsis ist zerronnen.

Ich werde in den Stadtpark fahren. Schon gestern hatte ich diese Idee.

Das Vatergespräch 6. Feb.

Kom. 13.1.1998: Diese Seiten (29.1. bis 29.9.) sind aus einem anderen Tagebuch herausgenommen worden und anschließend in dieses Tagebuch IX eingeklebt worden. Wie man dem Text entnimmt habe ich wohl ein verkehrtes Tagebuch mitgenommen und darin die aktuellen Gedanken festgehalten.

29.1. – 29.4.

Das verkehrte Buch, stelle ich fest. Das Gespräch mit meinem Vater, dieser eingefallenen Gestalt, gealtert, aber kraftvoll und doch so hilflos, kommt mir genauso verkehrt vor.

Auf der Rückreise von Ravensburg nach Dortmund traf ich diesen Zen-Typ, der mir mitteilte wie wichtig es sei mit meinem Vater zu reden. Das war der Gedanke, der mich bewegte als ich in diesem Pott zurückkam. Bester Dinge dachte ich diesen Vater zur Rede zu stellen.

Freunde sprachen dagegen. Die Idee zerfiel, blieb aber im Kopf.

Heute war der berühmte Tag!

Farblos, fast deprimierend war dieses Gespräch. Dieser scheinbar all zu mächtige Vater alter Zeit brach zusammen. Rote Augen, Schuld und Wehrlosigkeit stiegen in sein Gesicht. Da war nichts, was sich wehren konnte. Es war eine Jammergestalt, die meine Worte und Dialoge, Erklärungen und Begründungen, die tausendmal gedachten Gedanken noch nicht einmal abwehren konnte. Da war nichts außer ein wehrloser Haufen Vater.

Meine Gedanken, die kämpfen, mich martern und quälen, erschlagen ihn. Mit dem Abschied bedankt er sich fast für die Schläge. - Ich brauchte eine Luftpumpe. - Nein, ich verzichte. Er hätte alles für mich getan. Ich bin sein Sohn, um den er sich jetzt kümmert, dem er Kaffee macht, so wie er für seine neue Frau alles macht, den Waschlappen spielt, wie ein Hund nach seinem Frauchen springt. Wozu hat er sich nach dem Tode von Mutter entschlossen. Der Patriarch, was war aus seiner Autorität geworden?! Der Hund hat sich aufgegeben, brach jetzt zusammen und spielte diese eingefallene Figur in dieser neuen Ehe. Er muss um sein Auto betteln, und zum Schluss bekommt er es noch nicht einmal. Ich hätte ihm mein Fahrrad geschenkt, diesem aufstrebenden Hausbesitzer in einer Beamtiensiedlung, der sich damaliger Zeit nur Hilfsarbeiter und Laternenanzünder schimpfte. „Feuer Kaka!“ also „Feuerscheißer“ rief man ihm hinterher, der mit gewissen Stolz doch sein Geld machte und Anfang der fünfziger Jahre das erste Auto vor die Kirchengemeinde fuhr. Was war er stolz, etwas erreicht zu haben. - Jetzt

nahm man ihm alles weg. Die Kinder, also wir, nahmen das Erbe von Mutter. Die zweite Wohnung wurde verscherbelt. In seinem Haus bestimmt die zweite Frau und er hat nichts mehr zu sagen. Seine Tochter stellt sich gegen ihn, und dann kommt noch sein Sohn, der Älteste, der nun einmal ich bin, und übergießt ihn rhetorisch überlegen mit einer überschäumenden Flut von Enttäuschungen. Vater, Vater, es ist zum Heulen, für alle, für uns, für Dich, - Mein Gott! - Ich werde noch verrückt, und fahre mit zu wenig Luft nach Hause, - nein, - ich habe ja keines! - Heimatlos! -

Vocki

29.5.

Leere! - Nach all dem könnte man heulen, heulen über die Zeit, diesen Jammergehalten unserer Zeit. Vater, oh Vater! Seine Hände sind noch ein oder zwei Zentimeter breiter als die meinen. Trotzdem, ich könnte nur heulen über diese Jammergehalt.

Dein Sohn Vocki.

29.6.

Da liegt man nun im Bette, Sieger gegen seinen Vater. Welch ein ungleicher Kampf!? Wie leicht dieser Sieg ohne Antwort! - Antwort?! - Verloren bleibt sie. - Ich muss sie mir selber geben, - wieder mal ich allein, ich nur ich allein. Da ist keiner, der sich wehrt, dagegen hält. Die Partner sind zu schwach, das Spiel gegen den Vater so jämmerlich gewonnen.

29.8.

Das Leben spielt ein komisches Spiel! Den Sinn zu erforschen, - für wen?! Ich komme mir lächerlich vor, ein lächerlicher Denker, der wühlt in einem Dreck, den keiner mehr gewillt ist zu betrachten. Die Zeit ist schneller. Lauf doch mit! Denk bloß nicht nach. Leb' bloß, was zu leben ist. Leb' leer und schnell! -

Ich komme mir vor, wie Don Quichotte. Ein Kampf ohne gleichwertige Gegner. Ja, ein Kampf gegen Windmühlen?! - Was war meine Insel?! - Der Traum eines Vaters, den es nie gab?! -

Mein Gott, das ist doch alles verrückt!

29.9.

Ich werde trinken, den Abend ertrinken, - auf Rosenmontag, wo keiner mehr denken kann. - Können sie es überhaupt, und haben sie es je gewollt?! - und bin ich denn der Depp??!

Die Welt will leben, - nicht mehr, aber vor allem weniger!

29.7.

Da stehe ich stolz und voll Würde, kein Mittelweg, ich nur ich allein.

Ich trage mit Stolz, bin schlechter Sieger, aber weiter, viel weiter, was ich nie dachte in einer hilflosen Welt, bin ich.

Rosenmontag, ein ernster Tag.

Ich lache wieder, aber die Sache ist ernst. Das Leben trägt wieder eine, Leichtigkeit. Ich trage Verantwortung! - Breite Schultern gerader Gang!

Kom. 13.1.1998: Die Reihenfolge der Seiten ist anders. Das bedeutet, dass die Seiten aus dem Tagebuch herausgerissen worden sind und später erst nummeriert wurden.

Vater 7. Feb.

Ich glaube, dass mit diesem Gespräch eine weitere Unterhaltung über Kindheitsdramen und -ängste, wie Bezüge zur Vergangenheit ein Ende gefunden haben. Die Kritik am Vater über sein Verhalten vor dreißig Jahren trifft ein Wrack, was sich nicht wehren kann, nicht wehren konnte und nie gelernt hat über das zu reden, was in ihm vorgeht. Seine Reflexion hat nie stattgefunden. Er ist bei Ordnung und Sauberkeit geblieben. Damit geht er unter. Damit lässt er sich jetzt zum Narren machen. Da ist etwas Gutseliges in ihm. Seit seiner zweiten Ehe ist er brav geworden, tut was man von ihm erwartet, lässt sich alles gefallen. Vater?! - Er ist ein Spielball seiner Ehefrau, so wie wir damals die Spielbälle seiner steifen Autorität waren. Mutter und Kinder ordneten sich ihm unter, damals, und keiner hatte etwas gelernt. So auch heute, nur haben sich die Personen gedreht. Der Chef ist jetzt seine Frau, dahinter die Verwandtschaft und er spielt den Depp.

Mich befällt so etwas wie Mitleid. Das Gespräch war eine Farce. Seine Augen sind rot, fast denke ich, dass er heulen wird, schärfe ich den Ton meiner Kritik um einen Deut. Ich schaue ihn an, sehe diesen ewig hilflosen Blick. Ich weiche nicht aus. nie konnte ich ihm in die Augen sehen. Jetzt sehe ich, da ist nichts, was einen Willen hat, nichts von Profil. Der starke Mann mit den breiten Händen, seine Bäume, die er bekletterte und auch heute noch beklettert, die zwanzig Klimmzüge mit dem Fahrrad unterm Arsch, den großen Stein, den Kurt bezwang, all das zeigt nichts voll Wille und Durchsetzungsvermögen. - Wogegen trat ich an zum Kampf? - Es ist lächerlich, schlicht weg lächerlich.

Ich höre auf mit diesen Dramen, höre auf zu buddeln und zu bohren.

Verlorene Zeit ohne Aussicht auf eine Lösung. - Vocki

Kom. 13.1.98: Nach dem Vatergespräch endet der weitere Gedankenablauf im großen Zweifel. Man muss aber eines sehen, dass sein Schweigen doch bestätigt, etwas ist in der Kindheit geschehen. Alles bleibt unausgesprochen, so wie es immer in diesem Elternhaus war, und das ist das Erschreckende. Dieses Gespräch zu führen, was eine ungemeine Überwindung gekostet hat, ist damit doch ein Schritt, und ein sehr wichtiger, da er das ewige Schweigen gebrochen hat. Bei solch einer Begegnung geht es auch nicht um Lösungen, oder gar Vorwürfe. Es liegt darin der Wunsch nach Offenlegung, und dann bleibt nichts weiter über, als dieses Stück geschehenes Leid zu tragen, wohl bemerkt aber bewusst zu tragen.

Eine Szene, die erst Jahre später folgte, war auf der Hochzeit meines Bruders 1997. Dort wollte ich diese Situation noch einmal offen legen, eben dieses Verhältnis von Vater und Sohn, und hier kommt genau das, was kommen musste. Eigentlich hatte ich wieder Worte im Kopf und wollte mit Vater sprechen. Ich konnte es aber nicht. Ich sah ihn nur an, drückte ihn ganz feste, und wir beide begannen zu weinen. Für uns beide war diese Umarmung eine unheimliche Erschütterung. Hier wurde ein Durchbruch geschaffen, der diesen gegenseitigen Schmerz einfach offen legte.

In diesem Text vom Februar 1989 schreibe ich davon, ich könnte nur weinen. Achteinhalb Jahre später tritt das ein und wird zu einer Sprache, die wirklich bewegt und damit Sinn macht, auch wenn 40 Jahre in einem Leben verstrichen sind.

Hier tritt der Zeitpunkt ein, wo man mit dem Schmerz seiner Geschichte leben kann. Mit diesem Zeitpunkt wird ein Kreis durchbrochen. Das Schreiben als solches über seine Geschichte ist damit nur ein Prozess, und sicher ein sehr wichtiger. Zu dem lösenden Prozess gehört jedoch die emotionale Begegnung, die über lange Jahre reifen musste. Dies überspringt das alte Vaterbild und kann den gegenwärtigen Vater wieder in den Arm nehmen. Das ist ein großer Schritt. Dort ist der Kampf vorbei, von dem ich in diesem Februartext noch schreibe.



10 Auf der Reise

Nachdem ich mich plötzlich dazu entschlossen habe, meinen Rucksack zu packen und zu gehen, bin ich wieder ohne viel Geld, nur mit einigen ungedeckten Schecks auf dem Weg zu meiner Insel. Der Weg dorthin ist ein sehr schöner, unorthodox, wie er begangen wird, zeigt er verschiedene Begegnungen. Vor allem spüre ich wieder das Gefühl für die Zeit. Es findet sich aber auch ein Rückblick auf die Erlebnisse der letzten Zeit, wo Bärbel und Vater eine wichtige Rolle spielten. Vor allem ist bei der Reise, der Geist freier, um das Erlebte besser zu verstehen.

Neapel 8. Feb.

Gestern habe ich mich wieder zum Reisen entschlossen. Plötzlich nicht mehr Berlin, sondern alles verkaufen und nach Alicudi. Ich bin Morgen um 5.10 Uhr in Messina. Von da geht es nach Milazzo und dann ab auf die Inseln.

Kann kaum schreiben. Bin gestern um 18 Uhr los. Jetzt haben wir 19.39 Uhr.

Im Zug von Mailand nach Rom konnte ich etwas schlafen, so ist mein Zustand nicht ganz so schlecht. Auf der Fahrt hatte ich einen Rattenschwanz von Zweifeln. In Deutschland waren sie am größten. Was sollte diese Tour nach Alicudi? Der schnelle Entschluss wankte, trotz einer lebhaften Diskussion mit einem handlungsbewussten und zielstrebigem Lastkraftfahrers. Dann Schweigen und zweifelnde Gedanken. Der Fahrer tröstete mich dann doch. Er hatte so eine klare Linie.

Mit dem Aussteigen in Como fehlte erst einmal italienisches Geld. Es war morgens um 5.30 Uhr und die Banken hatten noch nicht auf. Ich wollte warten, etwas, was man Italienern lernen muss, und mit diesem Warten, war ich froh, denn ich merkte, ich bin unterwegs. Ein junger Mensch von etwa 20 Jahren winkte mir zu. Ich sollte einfach in den Zug einsteigen. Ich erklärte wohl, dass ich kein italienisches Geld hätte. Er wiederum machte mir verständlich, dass er das regeln würde. Im Zug bot er mir für 100 DM 25000 Lire an. Ich lehnte ab. 75000 Lire bekommt man für diesen Geldbetrag. Als der Schaffner kam, hielt ich ihm die deutschen 100 DM unter die Nase. Meine paar Brocken italienisch waren sinnlos. Er ließ mich dann auch in Ruhe. Die Karte würde ich mir in Mailand holen.

Jetzt sitze ich in der Ecke eines Wartebereichs zweiter Klasse. Um mich herum Menschen mit Tüten. Menschen ohne Ziele, auf einem Bahnhof der vielen Bewegungen. Sie sind am Ende ihrer Reise. Die Heizungsrohre an den Wänden, das ist ihr Ziel.

Ich spreche mit einer Französin neben mir. Erzähle vom „Häuseraufbauen“, von dem, was ich auf meiner Insel vorhabe. Ich baue also auf, und diese Menschen um mich herum, sie bauen ab.

Warum suchen wir immer wieder Ziel? Warum brauchen wir so etwas? Können wir nicht einfach sein?

21.51 Uhr.

Der Zug kommt in einer Stunde und 17 Minuten. Die Beutelmenschen sitzen herum. Irgendetwas geschieht immer. Einige reden. Eine Frau mit roten Augen, schläft in ihrem graumelierten Mantel, Arme auf der Heizung, den Kopf in den Händen und mit dem Körper, den Menschen abgewandt zur Wand. Eine andere Frau zu meiner Linken schläft. Der Kopf hängt nach vorne. Manchmal wird sie wach schaut um sich herum, dann hängt der Kopf wieder. Auf einem Kofferwagen vor ihr, zwei Kartons, eine Plastiktüte.

Die Pariserin denkt auch, hier im Warmen zu bleiben, in diesem ziellosen Wartesaal, wo man auf nichts mehr wartet, sondern alles geschehen lässt, wie es geschieht.

Vielleicht ist das wichtig, - denn wir, die wir uns noch bewegen, und meinen etwas zu verändern, verändern wir wirklich etwas zum Guten?

Plötzlich tauchen sie auf, die die etwas wollen. Motiviert stehen sie in ihrem Handeln. Checker! Am Schritt merkt man, dass sie es brauchen. Einer von ihnen hat Kaffee dabei, der andere verteilt belegte Brötchen.

Die vorherige Ruhe ist gestört.

Die Frau mit dem herunter hängenden Kopf wird angesprochen. Man hält ihr ein Brötchen unter die Nase. - Worte!

Sie wehrt ab, spricht undeutlich. - Er bettelt weiter.

Die Pariserin: „A Christian!“

Bei ihrem Englisch und meiner Müdigkeit verstehe ich Christian. Also, ein Christian. Die Kappe, eine Art Kapitänsmütze zeigt einen ähnlichen Schriftzug; - also doch ein Christian.

Er bettelt immer noch. - Sie reagiert nicht mehr. Auf seinem Gesicht, enttäuschte, - er will und er muss doch helfen.

Unzufrieden arbeitet er sich zum nächsten Ziel.

Die abgewandte Frau an der Heizung wird gerüttelt. Sie erschrickt aus ihrem tiefen Schlaf. Jetzt ist sie wach, und muss alles wieder sehen.

Warum hat er ihre Ruhe gestört, warum die Träume geklaut. Für diese dreckige Realität, für sein Butterbrot, oder für seinen Gott?

Wieder Worte!

Sie jammert. Die Augen röten sich, noch mehr Geplapper der Christlichkeit. Immerhin er, dieser Christian ist zufrieden als sie isst und trinkt.

Worte,- Brot und Kaffee. Warum nehmen die anstatt des Kaffees keinen Wein? Das haben die doch früher immer so gemacht? Die Italienerin sagt, dass die Christen auf den Bahnhöfen in Frankreich nichts geben würden. Die rennen noch mit dem Klingelbeutel herum.

Ich war auch einmal Christ, musste glauben, musste helfen und musste meine große Wahrheit erzählen. Und um wie viel mehr war ich damals unsicher. Wie gut kenne ich die Gefühle dieses komischen Kapitäns?

Sie, mit ihren Antworten auf alles, auf alle Fragen.

Ich brauche solche Antworten nicht.

Die großen Antworten haben die Lügen hinter sich hergezogen. Sie wollten die Unsicherheit vertreiben, - und ich bin froh darum, diese mit mir herumzutragen. Diese einzige Konstanz habe ich.

Lassen wir das. Ich habe mich weggesetzt, weil ich mich schäme vor den anderen und über sie zu schreiben.

Es ist 22.36 Uhr. - Der Zug kommt in 33 Minuten.

Milazzo 9. Feb.

10.45 Uhr, das Schiff in Milazzo ist mir vor der Nase weggefahren.

Es dauert alles immer länger als man denkt. So ist halt Italien.

Der Süden hat besonders viel Zeit. Der Zug in Neapel kam natürlich viel, später als ich mir dachte, und an irgendeinem Berge auf dieser Strecke blieb er auf offener Strecke stehen, rollte sogar zurück, bremsen und wieder rollen in die verkehrte Richtung. Dieses Spiel hielt einige Minuten an.

Die letzte Nacht hatte ich kaum geschlafen. Der Zug, der mich von Neapel nach Reggio führt, kam erst um 1.30 Uhr. In den 23.69 Uhr durfte ich

nicht einsteigen. Den Grund habe ich nicht erfahren. Die Schaffner ließen keinen rein, der nicht neben der Fahrkarte einen besonderen Schein hatte. Es hieß also wieder warten. In Reggio war es nicht anders. Das Schiff fuhr erst in einer Stunde. So ist es auch klar, dass ich tot müde bin, mich in einer Art Halbschlaf, Dämmerzustand befinde mit verfremdeter Wahrnehmung. Nachteil? - nicht unbedingt.

Die Schreibfähigkeit ist eingeschränkt. Sie hakt, stottert. Die Hand, die den Füllfederhalter hält, klemmt. Es ist so als müsse sie nachdenken, bis sie den nächsten schnörkeligen Schwung bekommt.

Der Süden Italiens denkt nicht nach. Er handelt, und das ziemlich schnell, so stelle ich es im Autoverkehr fest. Würde dort einer überlegen, wäre das Unglück schon da. Sie handeln unterbewusst, und das in einem Affentempo, und man wundert sich, wie dieser ordnungslose Ameisenhaufen funktioniert.

Dazu scheint hier alles offen zu sein, lebendig. Ein Trubel bis in die Nacht. Es ist eine angenehme Art, trotz so vielem Fremden, seine Umgebung wahrzunehmen. Ein Berliner U- Bahnschacht mit seiner Anonymität, wäre der typische deutsche Kontrast, wäre eine Kälte, an die ich die letzten 5 Monate Deutschland glauben musste, wieder annehmen musste, und die auch schon wieder verinnerlicht ist. Ich lebe nicht gerne in Deutschland. Es lähmt, lähmt auch meine Gedanken.

Lieber sitze ich hier im Regen und warte auf ein Schiff, das erst in 9 1/2 Stunden kommt. Das könnte ein deutscher Arbeitstag sein, der mit viel weniger aufhört, als er angefangen hat. Ich mag hier einschlafen, aber jemand wird mich schon wecken oder ich werde selber wach. Gelassenheit schon hier auf dem Weg.

Ich habe ein gutes Gefühl hier in diesem Regen, nicht nur weil sich die Zisternen von Alicudi füllen. Etwas wächst, zu dem ich Bezug gefunden habe. Tagträume treiben mich zu den Pflanzen, die ich vor einem halben Jahr gepflegt und geliebt habe. Ich werde ihnen viel zu sagen haben. Hier in Sizilien hat der notwendige Regen etwas Gelassenes.

Die Menschen tun unwichtig, vielleicht ist es das, was wichtig ist.

Rückblick 9. Feb.

Die Insel ist schwer zu erreichen. Wer weiß ob ich morgen da sein werde. Liparie könnte noch mal einen Wartetag ergeben. Die Schiffe fahren nicht so oft im Winter. Vor allem fahren sie nicht so oft nach Alicudi, der letzten kleinen Insel im äußersten Westen.

Diese Zweite Reise ist eine andere. Das erste Mal kam ich aus Not. Ich brauchte diese Insel. In Deutschland hätte ich es nicht mehr geschafft. Diesmal ist es was anderes. Ich komme freiwillig, bin nicht getrieben. Ich habe es in Deutschland ausgehalten. Es hat sich auch etwas Positives entwickelt.

Sicher hat das Gespräch mit Vater etwas damit zu tun.

Was sich in den letzten Wochen verändert hat, ist der Gedanke des totalen Abschiedes. Die Endgültigkeit einer Situation schaltet sich aus. Vater stirbt nicht. Er wird auch nicht beseitigt, gedanklich ermordet. Er bleibt.

Das Vaterbild revidiert sich. Der Vater vor 5, 10, 20 oder 30 Jahren ist tot. Heute steht nur noch der hilflose Vater vor mir.

Die damalige Unnahbarkeit durch Autorität schützt ihn nicht mehr. Meine alten Ängste sind vorbei. Ich schaue ihm in die Augen. Damit ist Kritik und Verstehen erst möglich.

Sie könnte etwas aufbauen.

Vielleicht gibt es einmal die Beziehung Vater und Sohn.

Das jahrelange Schweigen ist auf jeden Fall gebrochen, aber das schon nach Mutters Tod. Jetzt kann ich sagen: „Ich bin froh mit dir zu reden, Vater!“

Vielleicht half da auch ein Herr Zimmermann, der Künstler von Alicudi. Er war Spiegel für den Vater und diese Gespräche, die wir führten erleichterten das Gespräch mit dem richtigen Vater.

Die Vaterfigur Zimmermann war aber leichter zu nehmen, Diese Figur war weltoffen, der Sprache begabt, diese Figur wollte spielen. Ich erinnere mich noch an die stundenlangen Darts. Er in Pyjama - Hose, und genauso sein Interesse für die Philosophie. Mein Vater wird nie so sein. Es ist und bleibt der Vater voller Ängste.

Ist damit eine Beziehung zwischen ihm und mir möglich? Was will ich mit einem Menschen, der Auseinandersetzung und Kritik nicht versteht, deren nicht fähig ist?

Trotzdem heißt es, diesen Vater verstehen.

Mir fällt gerade Bärbel ein, die verurteilt von mir abgeschoben und auch von anderen weggestoßen wird. Sicher, Bärbel ist sehr kompliziert, aber unser Akt ist auch eine Form von Unreife. Es gibt keinen absoluten Bruch. Das hieße Tod oder Mord. Das vermiedene Wort oder die Trennung ist damit gleich einem tödlichem Gift, - einem Kopfschuss.

Entwicklung, braucht damit den Anderen, benötigt die Akzeptanz (auch, wenn sie noch so schwierig, ist). lebt von der Auseinandersetzung und erwartet von uns die Fähigkeit zu fragen: „Wo drückt der Schuh!“ Auf beiden Seiten soll etwas geschehen. Auf beiden Seiten ist Gefühl und dies muss in Gegenwart der Beteiligten auf den Tisch.

Diskussionen, wie der Abend gegen Bärbel mit Ralf, Klaus, Wulf, Gerda und mir, bringen nichts. Genauso scheint mir die Vaterdiskussion auf der Insel sinnlos. Sie wühlt nur auf, und damit ist die Chance einer Veränderung für ein Jetzt verloren.

Jede Unterhaltung über einen anderen, im Speziellen wenn sich darin eine Eigendynamik ohne den anderen entwickelt, ist falsch!

Die Unterschiede zwischen Menschen können gigantisch sein, Vater und ich stellen solche Unterschiede da, und genau damit muss ich arbeiten und werde Schritte machen.

Mir fällt noch Karl ein, mit dem ich durch die Sahara fuhr. Er war auch so eine harte Vatergestalt. Vor ihm habe ich geschwiegen. Ich habe ihn die Fehler machen lassen, die er machen musste und die Fehler haben auch die anderen gesehen, und in Arlit, als es der Fehler genug war, habe ich ihn ganz einfach verlassen. Er hatte keinen Beifahrer mehr, und keiner wollte mehr mit ihm fahren. Alle fuhren weiter und er kam nicht mehr vom Fleck. Ohne Beifahrer war es mit dem LKW zu riskant. Ich hätte damals nicht schweigen sollen, hätte ihm gleich die Meinung sagen sollen. „Du gibst diesen Algeriern verdammt noch mal Wasser, wenn die keines haben und Du 300 Liter in Deinem LKW hast!“ Das Wasser gaben die anderen im Konvoi (?), die viel weniger Wasser hatten als wir. So bin ich eher davon geschlichen. Genauso hat er den Konvoi in der Wüste hängengelassen, weil ihm das alles zu langsam war und das war genauso eine Sauerei, weil er die beste Karre hatte. Der alte Marxist lässt die schwächere Gruppe in der Wüste und haut ab. Er sei ja geschäftlich unterwegs und könnte sich solche Urlaubsspielereien nicht erlauben.

Ich habe vor ihm geduckt, wie vor Vater, das 1986. Ich weiß nicht, ob ich ihm heute eher in die Augen schauen könnte und sagen: „So geht das nicht?“ Es mag sein, ja ich bin mir sogar sicher.

Was mache ich mit Vater? Mit ihm ist sehr schwer umzugehen. Dorro fällt mir ein. Die Geliebte und dann der jahrelange Feind. Bei ihr entsteht jetzt auch eine neue Offenheit. Ihre alte Härte, und sie war hart, baut sich scheinbar ab. Also verändert sich doch etwas über die Jahre?!

Die jahrelangen Brüche zwischen Menschen, die traurigen Wiederholungen an anderen können damit doch ein Ende finden?! - Der Vater spielt dabei die zentrale Rolle!

Auf dem Schiff nach Liparie 9. Feb.

Ich stehe zwischen Schlaf und Halluzination.

Wortfetzen in Italienisch begleiten mich bei geschlossenen Augen. Schlaf ist nicht möglich. Der Geist schaltet nicht ab. So höre ich Schiffsgeräusche, dieses italienische Wortgeplapper. Für Sekunden kommt es mir vor, als würde dort Ruhrgebietsplatt gesprochen. Dazu läuft ein Fernsehgerät, mit Sendungen, die ich schon aus meiner Kindheit kenne.

So kommt es mir vor, als würde ich jetzt in unserem Fernsehzimmer sitzen. Wir Kinder, Vater, Mutter alles schweigt und glotzt gespannt in diese Kiste. Im Schiffsraum ist es viel zu laut. Das passt nicht. Bei uns wurde geschwiegen. Falls einer dieses Gebot brach wurde ihm sofort übers Maul gefahren. „Jetzt sei doch mal ruhig ich kann nichts verstehen.“ Oder wenn einer am Apparat vorbei lief „Kerl, bist Du eigentlich blöd, Du stehst mitten im Bild.“ Hier schert sich keiner um den Apparat. Einige schauen wohl, aber es wird viel mehr geplappert. Für die Italiener gibt es wichtigeres. Hier scheinen auch die Familien zu funktionieren. Hier sind die Traditionen noch nicht gebrochen. Hier lässt man das Fernsehen damit sein, was es ist: „Eine Begleiterscheinung“.

Für uns zu Hause war es anders. Dieser Kasten musste ausgesaugt werden. Man hechtete dem Gefühl nach, was dort vorgespielt wurde. Ein Drumherum existierte dort nicht mehr. Wenn dann so ein Fernsehabend zu Ende war, fühlte man sich sonderbar. Es war so kalt. Man wusste, dass man sich mit den Menschen, mit denen man dort gegessen hatte, überhaupt nicht verstand, dass dort keine rechten Verbindungen stattfanden. Vielleicht war Mutter noch die einzige, die jedoch trank, und damit auch zur Unerreichbaren wurde.

Und dagegen steht die Macht dieses Apparates. Er reißt mit, vermittelt ein Stimmungsbild, elektronisch akustisch perfekt. Er zieht raus aus dem Desaster der Familiensituation. Spätere Jahre habe ich diesen Kanten gehasst, gehasst für die verdrehten Gefühle, gehasst weil es einem nicht wirklich warm wurde. Vielleicht habe ich indirekt auch darin meine Eltern gehasst, die so wenig gaben.

Die süditalienischen Familien gefallen mir damit umso mehr, obwohl ich nie glaube, so leben zu können. Familienleben wird bei mir nicht mehr

möglich sein, ich bin viel zu sehr in meinem eigenen Zustand, schaffe meine eigenen Wirklichkeiten, die jetzt Dämmerwirklichkeiten sind. Man würde zu viel von mir verlangen, zu viel Aufmerksamkeit von mir fordern, und damit wäre meine eigene Welt verloren, und diese gebe ich nicht auf. Vielleicht ist dieses mein Leben das Sitzen vor dem Fernsehapparat, dem Apparat, den man einst mal hasste, nur ist aus ihm der Gedanke, der Text, das gemalte Bild, die darin liegende Kontur und Farbe geworden. Ich habe mir also meinen eigenen Apparat geschaffen, von dem ich nicht mehr loskomme.



11 Der zweite Inselaufenthalt

Dieser zweite Inselaufenthalt ist etwas ganz anderes als der erste fünf Monate vorher. Beim ersten Mal war ich in mir versunken, kam mit einem hohen Berg an Probleme, die auf der Insel besprochen werden mussten. Beim zweiten kommen ist mir klar, dass ich diesen Prozess nicht mehr brauchen werde. So lebe ich auch im Dorf und nicht auf dem Berg allein. Ich lebe nicht direkt bei Uli. Das wäre mir zu nahe geworden. Ich halte mich im zweiten Haus von Uli auf, bin aber jeden Tag mit Uli zusammen und wir arbeiten an seinem Haus. Dieser Inselaufenthalt ist keine komplette Aufzeichnung von allem was ich dort schrieb. Es sind nur Auszüge von Texten, die meine Situation auf der Insel beschreiben.

Ab diesem zweiten Inselbesuch sind die Texte nicht mehr komplett. Es handelt sich hier nur noch um Auszüge aus den Tagebüchern.

Gegen das Schreiben 13. Feb.

Ich wollte auf der Insel das Schreiben vermeiden. Diese introvertierte Art des Denkens, die sich in Vaterdramen veräußert, darf sich nicht mehr wiederholen, - habe ich gedacht. - Richtig! - aber das hat sich jetzt erledigt. Was bleibt ist doch das Denken, was die Welt, diese äußere abtastet und befühlt. Es bleibt nicht aus Situationen festzuhalten, die Gegebenheiten von sich aus zu beleuchten.

Ich bin müde. Der Hahn kräht. Die Dämmerung kommt. Ich möchte noch etwas schlafen. Ich schlafe viel auf dieser Insel, und es tut gut.

Muttertraum 16. Feb.

Heute fehlt der Muskelkater von der Arbeit. Ich kann mich mühelos bewegen, trotzdem ist ein gewisser Unwille vor dem Aufstehen da. Plötzlich höre ich Musik. Neben dem Haus wird gearbeitet. Gerade fangen die Bauarbeiter an. Ich liege noch im Bett. Aufstehen? - Noch nicht. - Der Geist braucht seine Zeit. Gedanken drehen sich im Kopf, leichte und schwere.

Ich denke an die letzte Nacht. Wieder war ich wach. Draußen Pinkeln, - viel Wind. Das übliche bei Nacht, dann schnell in den Schlafsack zurück. Ein Traum, ja - da war ein Traum.

Jemand hatte mich angerufen. Ich glaube es war meine Mutter. Ja, sie sagte wohl etwas, - dann wieder nichts. - Schweigen! - Ich hielt den Hörer hilflos in der Hand. Etwas wollte ich noch wissen. Etwas Wichtiges hatte die andere Seite, die irgendwo herkam, zu sagen, konnte oder wollte es aber nicht. Das beklemmende Gefühl, der wichtigen Information eines nahe stehenden Menschen nicht habhaft zu werden, quälte mich. Ich war ganz nahe dran, und fast sicher diese Antwort zu Gehör zu bekommen, - nein, es folgte Schweigen. Ich konnte nichts machen. Der Kontakt brach einfach ab.

So lag ich im Bett, hell wach. Der Schlaf war wie weggeblasen. Ein Kissen im Rücken, saß ich fast senkrecht. Mit folgenden Gedanken fühlte ich mich unwohl. Es ist Nacht. Der Kopf war voller Reize, also eine bekannte Situation, wie in so vielen wachen Nächten.

Wieder versuchte ich die Vergangenheit aufzurollen. Die Gitarre lag neben mir. Eben noch war sie mit dem Kissen zugedeckt. Ich spielte. Saiten zupften die eine oder andere traurige Melodie. Gedankenlos spielten sie, und der Kopf litt an etwas Verlorenem.

Frühere Freunde, die immer wieder verlassen wurden kamen in den Sinn, durchquerten mich. Immer bin ich gegangen. So viel Vertrauen blieb in anderen Leuten verlassen von mir liegen. „Weiter!“ hatte ich gesagt. Zu schnell, oft unüberlegt, rastlos, hatte ich immer wieder gesagt: „Es - geht - weiter!“

So zerfiel ich in all dem Allerlei, was sich immer wieder über mich erging, und das bot mir immer wieder zu wenig. In die Zukunft denkend, wird es mir immer weniger bieten, werde ich immer mehr auf mich zurückfallen, - von mir leben müssen, und damit Betrachter als ständiger Wanderer sein.

In dieser Nacht tut dies wieder weh, die Rolle, dessen Spiel ich so gut gelernt habe zu beherrschen. Von Kindesbein an ist sie tief in mich hinein gewachsen. Manchmal hasse ich sie. Damit, keine Ruhepause, kein zu Hause. Alles ist Warteplatz, eine Bahnhofshalle mit allen ihren Aktionen, oder ein Sofa in einer Wohngemeinschaft, dessen Umgebung von früher vertraute Signale gibt. Manchmal tut es weh, wenn ein Ehebett fehlt, Kinder fehlen und eine mehr oder minder angenehme Arbeit schmackhaft oder nicht...

Die Bauarbeiter machen Pause. Ich werde zu Uli hinüber gehen und arbeiten. Es ist Mittag und keine Wolke am Himmel. Ich sitze in der Sonne, genieße etwas in dieser Rastlosigkeit, die sich Leben nennt, und schaue auf das Meer unter mir.

Der Professore und ich 17. Feb.

Ich bin ganz froh die Vormittage für mich zu haben. Die Nachmittage verbringe ich bei Uli. Wir sind dabei die Decke zu verputzen. Eine Mischung aus Kalk und Gips wird an diese geworfen. Das heißt für den Anfang, Muskelkater im Genick, Schmerzen in den Handgelenken und Blasen an den Fingern.

Gestern hat es besonders wehgetan. Davon ab, ist man von oben bis und unten mit Kalk verspritzt. Als Improvisatoren, anders kann man von uns ja nicht sprechen, kommt manches was eben oben bleiben sollte gleich wieder herunter. Dieses Anwerfen will gelernt sein. Unsere Trefferquote ist noch nicht so gut. In den letzten Tagen haben wir uns gesteigert. Mittlerweile ist mehr an der Decke als auf dem Boden. Das beruhigt und man hat das Gefühl auch als Ungelernter seine Arbeit auf einfache Art zu bewältigen. Dazu gesellt sich unsere Solidarität, die es gemeinsam leichter macht. Der Professore und ich, beide wohl der Kategorie der Vielschwätzer entsprungen, sind jetzt einfache Arbeiter, die viel Dortmund und viel trinken und die dieses Leben trotz einer gewissen Härte doch zu genießen wissen.

Meine Bauarbeiter haben heute Morgen die vordere Wand des Nachbarhauses eingerissen. Gestern geschah das gleich mit den Resten des Daches. Es donnerte, und doch schien die Arbeit dieser Italiener eine Spielerei. Für mich war das auf eine andere Art schmerzhaft, da ich mit einem dicken Schädel zu kämpfen hatte. Aus dieser hinteren Schädelhälfte hörte ich noch so etwas, wie schlechtes Gewissen, was mich darauf hinweisen wollte, dass diese Trinkertaten doch nur unnötige Dummheiten sind. Ich verzichte jedoch auf dieser Art Gewissen und schwanke langsam in den Tag, der dann doch schnell zu seinem Schwung findet. So schlimm konnte es gestern gar nicht gewesen sein. Immerhin habe ich noch gekocht, die Pfanne ausgespült und alles in allem in einem ordentlichen Zustand hinterlassen. Als ich beim Herausragen des Abwassers diese Ordnung vorfinde, frage ich mich, was in diesem Alkohol so schädlich sein soll, und mir fallen viele Vorbilder ein, die diese Scheins so schädliche Flüssigkeit ihre Sympathie gewidmet haben, und das sind keine Entschuldigungen für die Trinkerei, sondern hier wird eine wirkliche Lebenseinstellung vorgeführt. Außerdem, wenn die Zeit schwankt, warum nicht auch wir. Schwankt man dann im richtigen Takt, so versteht man und sieht eventuell mehr als der Nüchterne.

Ich habe den Bauarbeitern einen Kaffee gebracht. Etwas verdutzt nehmen sie ihn und verstehen meine Geste, die unnötiger Worte nicht bedarf.

Am Strand 19. Feb.

Am gestrigen Tag diesem Samstag habe ich noch eine Weile am Meer gesessen und bin dann spazieren gewesen. Barfuss über Steine stellte ich die alte Unsicherheit fest in der ich einstmals auf diese Insel gekommen Fuß und Körper bewegte. Schwankend und stolpernd ging ich ein Stück über diese felsige Unebenheit. Es war diesmal doch anders als bei diesem ersten Mal, erinnere ich mich. Die Mystik, die jeden Schritt analysierte und mit dem Innenleben verglich, sie war nicht mehr. Der Wunsch nach Ausgewogenheit, die Balance des Fußes auf dem Stein hatte nicht mehr das Zwingende einer Ganzheit, eines Klarseins von innen nach außen. - Man war der man war, - jetzt akzeptierte man die Unsicherheit beim Überspringen eines steilen Felsens. Es war nicht mehr wie vorher. Die Sicherheit am Ende der Insel hat sich verloren. Man sucht ihn wohl, diesen sicheren Standpunkt, und doch spürt man ihn nicht beim Lösen vom letzten Stein, und beim Berühren des nächsten schwankt man wieder. - Auch der Bimsstein vom Strande aufgehoben wird weggeworfen. Das Gefühl zum Tetraeder ist weg. Die Winkel, schlechthin die ganze Form im Gefühl erfasst, sind wieder fern. Suchen hilft nicht, und wollen hilft nicht. Eines Tages wird man sie wieder finden ohne diese beiden. Im letzten Winkel der Seele wünscht man doch, möchte man Klarheit, die einst so selbstverständliche und jetzt verlorene. Sie wird kommen, aufs Neue kommen. Das weiß man, jetzt. - Auch weiß man, dass man alles in sich trägt.

Es geht nicht um den Stein auf dessen Schwerpunkt man stehen kann oder um das Tetraeder dessen Zentrum man fühlen könnte. Es geht um das Zentrum in mir. Ist das gefunden, so hat der rohe Bimsstein in der Hand, sein Tetraeder und sein Zentrum schon gefunden.

Meine Gedanken formulieren, und doch ändern sie nichts, weder den Jetztzustand noch den zukünftigen. Zu dem, was geschieht tragen sie nichts bei. Sie sind eher hinderlich. Das Tagebuch ist nur Papier mit Tinte beschrieben, - ohne Weisheit. Wenn Weisheit, dann in uns, nicht in einem Buch.

Wie Jonas... 2. März

Ich komme mir vor wie Jonas, der nach der Erfüllung seines schwierigen Auftrages, wohl den Erfolg vermelden konnte, aber hilflos wird. Zurückgezogen auf einem Berg befahl ihm der Zweifel, und er wurde seines Lebens müde. Es war vollbracht und er fiel in die Leere. Ende eines Auftrages, Ende einer Arbeit bei Uli unserem Professore und Ende der Einsamkeit der verheißungsvollen Insel. Noch einmal musste ich diese Insel besuchen, und als wäre es der zweite Tag, als dem Jonas die Pflanze stirbt,

stelle ich fest, der Mythos der Insel ist verloren. Der Ort zeigt nicht mehr das, was er einmal war. Illusion vormals? - Gleiche Dinge haben zu verschiedenen Zeiten andere Bedeutungen. Das, was man einst glaubte an diesem oder jenem zu haben, ist plötzlich nicht mehr da. Bedeutungen verschieben sich. Alles ist Weg auf dem ich mich befinde. Die Leere zeigt das Ende an. - Resignation?! - Nur kurz, - und es bleibt Traum eines Jakobs an ein Israel.



12 Nach dem zweiten Inselaufenthalt

Der April ist sehr stark gekürzte Fassung der Tagebücher. Ich bin nach dem zweiten Inselaufenthalt nur kurz im Ruhrgebiet, dann in der Eifel, bei Rudolf Baro und anschließend in meiner alten „Staiger“ Wohngemeinschaft. Diese liegt in der Nähe eines Städtchens in Süddeutschland. In der Zeit habe ich handwerklich an Häusern gearbeitet. In der Eifel, wo ich die letzte Zeit des Aprils war habe ich mich nicht wohl gefühlt.

Wieder in Deutschland 30. März

Mir wird schlecht von der Stadt und diesen Menschen hier. Zu viel Verdrehtes und Gordisches. Jeder in sich ist gegen sich, so kommen sie mir entgegen. Was war die Insel da einfach. Nur die Depression eines einzigen Deutschen war zu ertragen, - wie übersichtlich und klar.

Scheinbar bekommt man nur das eine oder das andere. Entweder Du gewinnst die Wahrheit und verlierst dabei den Menschen, oder Du gewinnst den Menschen und die Wahrheit ist dahin. - So bleibt man immer leidend.

Man sagt mir ich solle Verantwortung tragen und „Ordne Dich endlich ein!“. Ich jedoch leide unter dieser Welt. Je mehr ich sehe, umso größer wird der Schrecken. Von Zwängen besetzt wollen sie Ordnung schaffen, und das mit ihren Waffen. Von Freiheit und von Freiwilligkeit ist da keine Spur, und mir geht dabei die Luft aus. Ich habe schon Angst und warte auf den nächsten Anschlag. Das ist wohl der Zustand des Außenstehenden.

Ich muss Schreiben, sonst macht mich diese Zeit kaputt.

Zwei Tage bei meinem Bruder 5. April

Sollte man diesem verregneten, um 14 Uhr begonnenen Tag, einen guten Morgen wünschen? Trübe, wie er ist, fragt man sich, ob er überhaupt beginnen soll. Doch jeder Tag beginnt irgendwann, einfach so, und er ist Fünfter oder Zehnter eines beliebigen Monats, heißt Freitag oder Montag, Geburtstag oder Hochzeitstag. Die Zeit vergessend sollte man jeden Tag beginnen, wie man möchte, und langsam sollte man ihn angehen. Lassen sollte man ein Ruhrgebietsgrau, so ermüdend, wie die nassen und ebenfalls

grauen Dächer, die bei trockenem Wetter einen Stumpfen Ton zeigen, und jetzt mit leicht feuchtem Glanz: „Du bleibst zu Hause.“ sagen.

Ich warte, warte bis diese Dächer trocken werden, und dann wird diese Reise weitergehen. Jetzt sitze ich in diesem Raum, warte noch nicht einmal richtig, sondern bin einfach nur hier. Das nasse Dach ist letztendlich nur ein Signal, was von innen kommt, wie ein Zeichen. Man erkennt es oder man erkennt es nicht. Jede Situation kann ihr Bedeutung haben und wirken, wenn man sie wirken lässt. Zu schnell zerstörte Momente machen blind und taub und müssen schimpfen über nasse Dächer, die Ärger in uns hervorrufen. So, bleibe uns nur die Zukunft, die wenigstens schön sein sollte.

Der Entscheidungstag 6. April

Dieser Hochzeitstag war genau vor zehn Jahren. Ja, - aber es war kein Entscheidungstag. Wohl fiel dort ein Ja, aber ein ungewisses, ein sich nicht kennendes. Aber konnte man sich zu so einer Zeit schon kennen? - Briefe erinnern mich daran, dass da schon eine Ahnung war, ein Gefühl war, das zweifelte an Frau und Ehe. Da war schon der Eindruck, der auf ein Gefühl pochte, was anders, feinsinnig, in sich schwingend eine ganz andere Frequenz hatte. Ich hatte zu dieser Zeit noch Angst vor einem ganz normalen Nein, was zu sich und seiner Welt ja sagte. Im Innersten war demnach schon alles klar, wie gesagt, ich habe mich nur nicht getraut das zu sagen.

Gehen wir in meiner Geschichte noch weiter zurück. Da war ich wohl erst siebzehn Jahre, und es gab einen Menschen zu dem ich wirklich Ja sagen konnte und in den meine Gefühle flossen. Dieses wirkliche Ja konnte ich meiner Ehefrau nicht schenken, denn dort habe ich nie so gefühlt.

Dieses verkehrt geschenkte Ja, vor zehn Jahren hob sich erst im September 1981 auf. Dort habe ich zu jemand Ja gesagt, wo ich wirklich mit dem Gefühl dahinter stand, den ich liebte. Das besiegelte auch das Ende meiner Ehe, war aber im eigentlichen Sinne ein Hochzeitstag. Somit war das Ende für mich eigentlich ein Anfang. Man könnte auch sagen dieses Ende ist der Anfang einer Ehe mit mir selber, weil ich ab da meinen Gefühlen glauben schenken konnte.

Und trotzdem ist auch diese Ehe immer wieder gebrochen worden, weil andere etwas sagten, zeigten und wollten, was ich nicht bin und was ich nicht fühle.

Diese Entgleisung und Verfremdung wird in diesem Sinne nicht bestraft. Man tut nur sich selber weh, wird sich selber fremd und fühlt sich allgemein fremd. Dann heißt es wieder stehen bleiben und auf sich warten. Oft fehlt

dort die Geduld und man lässt sich nicht auf den Punkt den man selber ist. So lebt man bis man endlich zurückkommt zu einer Ehe mit sich selbst.

Kom. 23.6.06: In diesem Zeitraum des Aprils war ich bei Rudolf Baro in der Eifel. Manche finden es wichtig dort gewesen zu sein. Ich habe mich dort nicht wohl gefühlt. Es gibt auch keine besonderen Aufzeichnungen. Die Art und Weise des Umgangs der Leute miteinander erinnerte mich an meine christliche Welt. Es war aus meiner Sicht keine realistische Welt. Sie war zudem von der umgebenden Bevölkerung völlig abgekapselt. Meine Aufzeichnungen dazu sind nicht erwähnenswert. Der einzige Spruch den mir dazu einfällt besagt: Wenn reden zur Pflicht wird, ist das Gefühl am Arsch.

Die alte Wohngemeinschaft 20. April

Ich bin wieder in meiner alten Wohngemeinschaft, einer alten Heimat der normalen und vor allem der einfachen Menschen, genau wie ich. Sie scheinen wohl eher auf dem Boden einer schwerer werdenden Realität zu sein, und dort findet man noch eine urwüchsige Kraft die verbindet. „Zu Hause“, habe ich gesagt, auf diesem alt bekannten Klo, und ich habe gerochen und mich sitzend wohl gefühlt. Es zieht mich wieder hier hin, also nicht nur aufs Klo, sondern allgemein hier in diese Region, und ich freue mich. Das bisschen Dreck um mich herum, dieses Wohlige, Einfache und Ungeformte, lässt mich aufatmen.

Hier möchte ich eine Weile bleiben, mit einfachen Gedanken und Gefühlen.

Worte sind keine Gefühle und Gefühle sollten nicht zu Worten gemacht werden. Sie sind spürbar. Allein das reicht. Jedes Wort der Erklärung erschlägt. Ich fühle aus mir und ich weiß aus mir, und ich brauche keine Gruppeninstanz, die mir das ersetzt, und brauche vor allem keine Ideen, die leitend zusammenhalten und ersetzen wollen was wir nicht selber werden könnten. Vor allem, wenn wir selber wirklich sind, dann sind wir auch zur Gruppe fähig ohne sie im Übermaß zu brauchen.

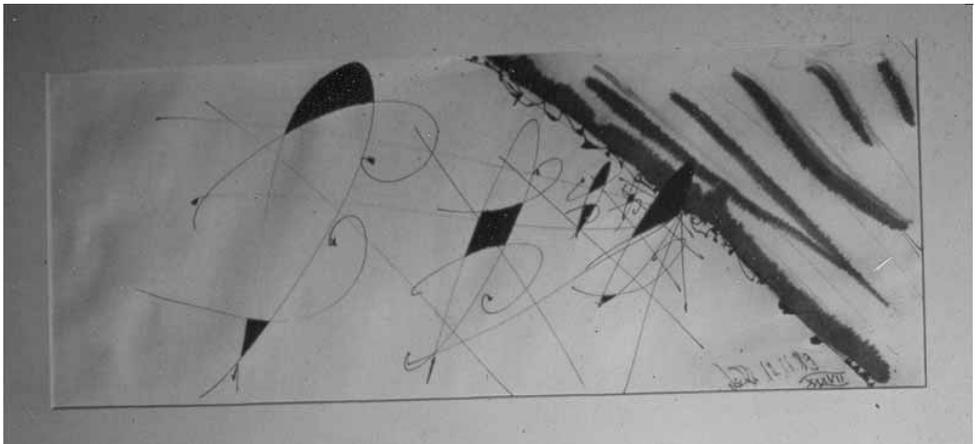
Sprüche 22. April

Ich komme in die Heimat, und die Heimat ist zu Haus geblieben.

Vergleiche eines Wanderers 27. April

Wenn man etwas Neues sieht, weiß man was am Alten fehlt. Auch Altes wird neu, wenn es nach vergessener Zeit wieder gesehen wird. Nach einer weiteren Zeit sieht man das Alte, wie man es immer schon sah.

Genauso verhält es sich mit Orten, die man einmal verlassen hat. Sie erscheinen nach langer Zeit wieder neu. Etwas Besonderes ist, was man in ihnen wieder findet, und gleichzeitig zieht man etwas, was man am vorigen Ort nicht wahrnehmen konnte. An diesem neuen Ort sieht man für einige Tage, was an diesem vorigen Ort fehlte. Nach kurzer Zeit lebt man sich ein, das Vorige wird vergessen und auch der neu erlebte bekannte Ort wird schnell zum gewohnten Alten. Die eine oder andere schlechte Seite dieses Ortes zeigt sich wieder. Auch hier zeigen träge Gesichter ihr Grau, ob im Allgäu oder in der Großstadt. So hat das kurzfristig neu Erlebte schon einen Strich, und die Unschuld der frischen Farbe ist verloren. Noch weiß man den neuen Ort zu schätzen und hat gefallen an ihm, aber man wird gehen, bevor die letzte Farbe verloren ist.



13 Die Wohnwagenzeit

Im Mai bin ich im Wohnwagen von einem Freund. Ich bin zum Schluss im Streit von Staig gegangen. Im Wohnwagen habe ich meine eigene kleine Welt und mehr Zeit zum Schreiben. Damit tritt auch wieder eine Ruhe in mein Leben. Dort erlebe ich eine Lebensform, von der ich spüre, dass ich sie so leben will. Die spätere Hinterhofwohnung mit der eigenen Welt hat den Vorläufer in diesem kleinen runden Wohnwagen hinter einem Bauernhaus mit Wohngemeinschaft.

Kinderspiel 2. Mai

Aus Gefangenschaft kann man nur ausbrechen. Die Lösung für andere zu suchen oder sie finden zu wollen, ist eine Illusion, denn der Mensch sucht nicht die Lösung sondern den Erhalt seiner Situation.

Da sind die Kinder. Jetzt sind sie Monster und ich eigentlich auch. Ich werde gefangen genommen von diesen Monstren, gefesselt und entwaffnet. Befreiung ist angesagt. Eine Wasserpistole, ein Seil und eine Scherbe als Bombe und dazu großes Geschrei. So befreie ich mich. Das ist unser Spiel. Aber, wie die Kinder sagen, bleiben wir trotzdem Freunde, denn das was wir da spielen ist ja nur Spaß und gar nicht wirklich.

Im Wohnwagen 3. Mai

Langsam bin ich aus dem Bett, sitze im Wohnwagen, die Sonne scheint und die Depressionen lassen nach. Auch wenn ich in meiner alten Wohngemeinschaft einiges verdient habe, ist eine sehr traurige Stimmung in mich gesunken. So brauche ich meine Tage der Erholung. Ich hätte dort wohl doch nicht wohnen sollen. So quält empfindlich mein Selchen, was dem Drama einer Wohngemeinschaft zum Opfer fiel. Die Schmerzen lassen nach. Der Wohnwagen ist Ruhe- und Rückzugsort. Ich freue mich wieder eine Art zu Hause zu haben. Hier denke ich auch schreiben zu können und mich in meiner eigenen Welt zu entfalten, so wie ich es brauche und möchte. So kann ich die Gedanken meiner Tagebücher zusammenfassen und mich vor allem um die Auswertung der Inseltagebücher kümmern. Sie reizen mich.

Ein Freund hat mir diesen Wohnwagen angeboten. Ich denke dieses Angebot anzunehmen. Dort habe ich wieder Zeit, ewig viel Zeit. - Jetzt erst

mal einen Kaffee. Ich merke wieder zu mir zu kommen, und heute werde ich noch nach Arbeit schauen. Es ist dort wohl ein kleiner Auftrag.

Der Anruf 4. Mai

Da ruft also jemand an und quittiert dir, was für ein schlechter und intriganter Mensch du seiest. Dies wäre so und das wäre so, - und ich wäre so und so. Ein Wichser wäre ich, so wie es meine Bilder schon zeigten. - Nun weiß ich endlich wer ich bin. Der Hörer wird aufgelegt. Ich sage dazu nichts, - und ich glaube ich wäre auch nicht dazu gekommen.

Es sind zwei Tage vergangen seit ich meine so vertraute Wohngemeinschaft verlassen habe, und ich hatte mich wieder erholt von der Atmosphäre dieses Hauses, die ich wohl als gefangen beschreiben müsste. Alles liegenlassend, wohl aber meine Arbeit beendend, bin ich davon gewichen. Im Häuschen an der Bushaltestelle fand ich Schutz, musste erst einmal eine Zigarette rauchen, und anschließend spielte ich Gitarre. Eigentlich zitterte ich innerlich, war aufgewühlt von diesem Hass, der mir entgegen sprang.

Drei mal hätte ich wohl diesen Schlüssel verlegt. Beim dritten Mal hätte man mir die Werkstatt verschlossen, mit einem neuen Schloss dessen Schlüssel an anderer Stelle versteckt wurde. Damit konnte ich nicht heizen. Der Zugang zum Kachelofen war versperrt. Einstmals hatte ich ihn selbst gebaut und dieser Wohngemeinschaft vermacht. Jetzt hatten die Damen des Hauses ihn abgeschlossen, so wie übrigens alles verschlossen Depression erhalten sollte.

In meiner Not hatte ich ganz einfach den Gasofen angemacht und drei Flammen brennen lassen. So wurde es warm. Dann traten sie ein. Wie fast jeden Morgen begann das Gezeter dieser Weiber. Das sei doch unmöglich. Ich wäre hier schließlich nicht zu Hause, und könne doch nicht mache was ich wolle. Ich legte zehn Mark auf den Tisch und sagte: „Das ist für das Gas.“ und sie mögen doch bitte mit dem Gemecker aufhören. Wie ich dann vernahm, ginge es nicht um das Gas, sondern um ein unerklärliches Prinzip, was ich bis heute noch nicht verstehe. So packte ich und ging, wehrlos. Die Rechnung legte ich noch auf den Tisch. „So und so viel Stunden Arbeit, für dies und das Getane, zu einem bestimmten Lohn, macht ...“ - Draußen zitterte ich, meinem Traumhaus fern. Wie viel hatte ich an diesem getan und gemacht, - und nun ist auch dort die Freiheit verloren.

Ich werde wach, und denke jetzt wieder an diese Damen, die mir Scheins so klar vorführen konnten wer ich sei. Und genau von ihnen hörte ich vordem noch, dass man wach werden müsse, um seine Träume zu verwirklichen. Ich

gebe ihnen Recht, auch wenn sie mit verschlossenen Augen reden. An bestimmten Plätzen sind die Träume eben vorbei, und ich gebe zu, - das tut weh.

Menschen besprechen... 6. Mai

Manchmal laufen die eigenen Worte weg, ohne den anderen zu sehen, den man bespricht. Menschen scheinen dann wie Bänder auf die man etwas sagt, und die man abschaltet, wenn man fertig ist. - Das Gesagte gibt in sich nicht mehr die Möglichkeit zur Frage. - Das ist schrecklich.

Widersprüchlicher Morgen 7. Mai

Dies ist widersprüchlicher Morgen mit groß gedachten Schritten, Plänen, die so weit gehen, und doch den jetzigen Moment nicht zulassen. - Ich brauche Musik. -

Vielleicht sollte ich studieren. Das wäre doch was. Ich kann nicht nur aus mir heraus schöpfen. Das ergebe einen Weg in die Isolation? - Wohin geht es überhaupt? -

Das Reisen macht keinen Spaß. Ich warte, dass etwas passiert, und doch scheine ich handeln zu müssen. - Eine kleine Stadt gefällt wieder. Sie hat mehr Gelassenheit als die großen, ist vertraut, - alt vertraut, - aber neue Wege?! - Entscheidungen?! -

Manchmal ist ein Morgen leer. Alles zerfällt. Freiheit ist aber doch etwas, was will. Es bleibt immer noch ein Traum von Afrika, und die Kunst ist noch nicht verdorben. Sollte ich zur Kunstschule gehen? - Das interessiert mich mehr als das Handwerk. Oder sollte ich Arbeiten, um nebenher meine Kunst zu tun? Man braucht Scheins Geld, um das zu tun, was man selber tun will? Damit hieße es, nicht gehen, sondern tun, was man selber will?

Guten morgen!

Die Weite so vieler Möglichkeiten ändert nichts an dem, was hier ist. Zufriedenheit finden wir nicht hinter den weißen Bergen. Sie, die so schön sind, werden einen Teil ihrer Schönheit verlieren, wenn wir sie erreicht haben. Wir stehen hier und blicken durch eine Lichtung, wo diese weißen Berge glänzen. Wir sitzen auf der Wiese der gelben Blumen, und das ist hier. Am Ende der Wiese wird das Gelbe der Blumen mehr. Das Grün tritt zurück. Im Vordergrund ist das Gelbe nur vereinzelt. - Es lockert auf. Direkt vor uns sehen wir in der Wiese Stücke von Erde. Kurz vor den Füßen hat die Erde sogar Risse, - und da hinten, - die weißen, gleisenden Berge.

Heute Morgen habe ich die Küche geputzt. Ein schmutziger Herd wurde gereinigt, und das verwirrt herumliegende Geschirr und Besteck gespült - All das ist, was uns begleitet, und zum Handeln bestimmen kann, wenn wir, was ich sehe, zum Handeln machen. Mit einem Mal ist alles klar.

Vorher hatte ich über das Leben nachgedacht, über das nachgedacht, was ich tun sollte und möchte. Damit entstanden Sorgen und Wolken vor den Bergen. Sie haben den Moment verdorben, und dazu kommt, - die Wolken waren selbst gemacht. Ich habe sie mir dahingestellt und den Herd vergessen, oder die Hose vergessen auszuwringen. Damit entstanden Unzufriedenheit und meine Morgenwolken. Dann habe ich geputzt, gewaschen und alles vergessen und den Weg gefunden. Ich bin von der brüchigen Erde zur Wiese gekommen, habe die gelben Blumen gesehen und geschmeckt, und über die Lichtung führte mich der Weg zu den gleisenden Bergen.

Ja, - immer ist jetzt. Immer werde ich Erde, Wiese, Blumen, die Lichtung und gleißende Berge sehen, und der erste Schritt, - dieser erste Schritt ist entscheidend.

Die Rolle des Außenseiters 10. Mai

Im Anfang dieses Jahres schreibe ich von der besonderen Rolle des Außenseiters, die ich mit meiner Figur finde, die in meine Figur gewachsen ist. Sie wird hervorgehoben und ich nehme gleichzeitig Bezug auf den jahrelangen Nachtdienst und den zurückgezogenen Inselaufenthalt. Dort wird erklärt, dass dies logische Folgen ist. Die so genannte Gefangenschaft des Nachtdienstes bedingt die Gefangenschaft auf einer Insel. Der Nachtdienst war nach zwei Jahren verhasst, und nach fünf Jahren noch mehr, aber, - und das sollte man nicht vergessen, er war ein zu Hause, oder ein konstant, vertrauter Ort. Das zu Hause von Ehe und Familie brach nach einem Jahr des Nachtdienstes zusammen. Zu diesem Zeitpunkt war die Arbeit noch nicht verhasst. Aber später hätte ich gehen soll. Ich ging nicht, auch wenn erste Liebe nach der Ehe sagte ich solle gehen. Sicher, da waren auch finanzielle Verpflichtungen gegenüber der Familie. Damit entstand dieses Zwangszuhause, eine Gebundenheit aus der zu lösen ich viele Jahre brauchte. Hier könnte man natürlich sagen, dass die Konstanz, die von einer Familie erwartet worden wäre, auf das Heim übertragen wurde.

Gelöst wurde dieses Arbeit durch den Zusammenbruch und der folgenden Flucht auf die Insel. Die zweite Reise zu dieser Insel, ein halbes Jahr später, macht mir dann klar, dass die dortige Einsamkeit, über viele Monate erlebt, wohl eine Wiederholung, aber auch eine Auflösung war. Der zweite Besuch stößt mich von dieser Insel weg. Das Haus auf dem Berge wirkt befremdend. Die Frage kommt auf: „Wie konnte Du so lange hier sein?“

Erklären lässt sich das nur aus der Geschichte des Altersheims, die gelöst werden musste. Diese jahrelange Konstanz und das Festhalten werden mir erst dort klar.

Ich meine hier beginnt wirklich die Auflösung einer Gefangenschaft, auch wenn ich mich später immer wieder darin kritisiere und Angst habe ein Gefangenwärter bis zum Tode eines Menschen zu sein.

Bezüglich dessen, was ich im Januar schreibe, muss ich revidieren. Der Außenseiter ist keine fest geschriebene oder zwanghafte Rolle. Sie ist wohl gewachsen aus etwas, was man nicht wollte aber sie ist nun bewusst.

Es bimmelt 12. Mai

Es bimmelt. Die Situation hat sich verändert. Nicht nur, dass es jetzt regnet, es schlägt mir auch die Stunde, wenn ich diese Glocken höre. So öffne ich meine Wohnwagentür und pinkle in den morgendlichen Regen, der beruhigend meine Urinspur wegpült.

Das Glockengeläute, ortet sich übrigens als eine Herde von Kühen, die in einer ungefähren Stückzahl von fünfzehn Viechern nichts Besseres zu tun haben als mir schweigend beim Pinkeln zuzuschauen. Starr, als wäre ein Wunder geschehen stehen sie da. Ich ziehe mich in den Wohnwagen zurück und stelle fest, die Dummheit dieser Blicke begeistert mich. Vielleicht hätte ich ihnen eine Rede halten sollen, zum Beispiel über den bevorstehenden Untergang der Natur und die ihnen zustehenden rechtlichen Möglichkeiten. Das wäre ein gutes Training für spätere Zeiten, falls ich mich mal als Künstler vortragen sollte. Da ich nicht auf der dummen Seite der Zuhörer sein möchte, sondern lieber selbst spreche, sollte ich hier vielleicht schon mal üben. Also, warum nicht bei den Kühen anfangen? Außerdem sind sie auf der anderen Seite des elektrischen Zaunes und damit ungefährlich.

Jedoch mein Magen knurrt, und ich werde erst einmal Kaffee trinken gehen und etwas zu mir nehmen.

Die Blockade 13. Mai

Ich bin reserviert. Das Schreiben lässt mich vergessen, dass ich lebe, - ich meine von Herzen lebe. Ich verliere den Bezug zu dieser äußeren Welt. Was ich früher zu viel hatte, habe ich jetzt zu wenig.

Ruth schnippt und zeigt mit dem Finger eine Schere, als wollte sie meinen erstarrten Blick durchschneiden. Ich kapiere wohl, aber nur langsam taue ich auf, Argumente, Urteile und Blockaden abstreichend. Man kennt die Leute,

weil sie einstmals das und das sagten, und man kennt ihre alte Abwehr. Jetzt kommen sie einfach lachend mit einem Wunsch der Erwidernng. Das Alte scheint vergessen. Das sollten wir wohl lernen. Ich habe es nicht gelernt, lebe in beurteilendem Reservismus, der abwartend keine Nähe zulässt, aber vor allem, wartend, mit Altschulden im Kopf Barrikaden baut. So starrt man in seine Eitelkeit, mit dem Gefühl etwas Besonderes zu sein, und ist alleine, jämmerlich alleine, zwischen einfach lachenden Gesichtern. Da schnippt die Schere, - zwei Finger, - wann wird es endlich anders.

Der Dummkopf 26. Mai

Er hatte sich sehr viel Freiheit für sein Leben genommen, und doch zweifelte er. Etwas trieb ihn immer zu diesem Zweifel. Er sagte: „Hü!“ und er sagte: „Hot!“. Er tat dies und er tat das. Er kam vom einen zum anderen und von diesem zum übernächsten. Dabei hatte er sich viel Zeit genommen, aber nie zu lange Zeit gelassen. In diesem Tun zweifelte er natürlich an sich. Über die Jahre zweifelte er mehr. Wenn er etwas anfang, und das tat er sehr oft, wusste er dies bald wieder aufzugeben. Im Moment der Begeisterung seiner anfänglichen Tat glaubte er seiner Empfindung, aber schon kam wieder etwas Neues. Das Alte machte ihn nicht mehr zufrieden, also gab er es auf und nahm das Neue. Oft dachte er dann zu sein wie ein Kind, was immer wieder ein neues Spielzeug fand und das alte weglegen musste, um eben mit diesem neuen in der Hand beschäftigt zu sein.

Die Leute lachten ihn aus. - Sie, die erwachsen und vernünftig geworden waren, blieben bei ihrer Sache, und quälten sich meistens ein bisschen damit. Aber sie hatten was zu lästern, über den, der aller Tage Tage mit etwas Neuem kam und späterer Tage Tage wieder etwas Neues fand. Was sollte man mit ihm machen? Wie sollte man ihm beibringen zu tun, wie alle anderen taten? - Man wusste es nicht. - So ließ man ihn und er tat wie er tat, Jahr um Jahr.

Er war müde geworden, nicht etwa an seinem immer neuen Tun, sondern an den Menschen, die ihn nicht verstanden. Zu viel hatte man über ihn gelacht, und es war ihm genau so, wie man es bei Kindern sieht, die zu viel und zu oft ausgelacht wurden. Sie ziehen sich zurück und werden komisch und finster.

Das Spielen und Probieren machte ihm keinen Spaß mehr, und so dachte er auch erwachsen zu werden. Er hatte zu grübeln begonnen. Das war in der letzten Zeit mit den Erwachsenen, und so dachte er, er müsse da weiter machen um richtig erwachsen zu werden wie sie.

Er ging also in die Einsamkeit, begab sich auf eine kleine Insel von der er wusste nicht so schnell wieder wegkommen zu können. Und er bestieg auf den Berg, wo er ganz alleine über alles richtig nachdenken konnte und wollte. Er dachte und dachte, quälte sich mit seinen Gedanken und er hörte auch nicht auf, weil das ja zum Erwachsensein dazugehört. Monate hatte er sich gefragt, was an ihm verkehrt sein müsse, und mit kaum einem Menschen gesprochen sondern nur mit sich über sein Dasein nachgedacht. Immer wieder, auch wenn er aufgeben wollte und ganz unglücklich war, hatte er weitergedacht.

Als er einmal ganz dramatisch über sich nachdachte, wurde er von dieser Krankheit befallen. Das verstand er nicht. Er musste sogar die Insel für kurze Zeit verlassen damit ihn ein Arzt heilen sollte. Das komische war, der Arzt konnte ihn nicht heilen. Man ließ ihn wieder gehen und er ging zurück auf seine Insel.

Jetzt hatte er Angst vor dem Denken und vor den Erwachsenen bekommen. So dachte er bei sich, was sie wohl denken würden, wenn er zurückkäme und eingestehen müsste, mit seinem Denken nicht fertig geworden zu sein. Und er wüsste auch nicht, ob er jetzt erwachsen ist, oder ob er noch mal krank werden müsse, um dann endlich erwachsen zu sein.

Gedanke am See 27. Mai

So wenig höre ich anderen zu und weiß damit so wenig über sie. Aber alle scheinen immer alles über mich zu wissen. Manchmal meine ich, sie wissen mehr über mich als ich. Ich erschrecke, weil so viele dies wissen und mir trotzdem kalt ist.

Die Rolle des Clowns 28. Mai

Ich sitze im Wohnwagen. Die Kühe bimmeln. Die Luft ist drückend warm. Vor einigen Minuten hat es zu regnen begonnen. Draußen wird die Luft kühl.

Ich bin seit einigen Stunden wach und finde mich. Etwas ist vergessen worden. Der zweite starke Kaffee steht vor mir. Die Gedanken warten schon.
- Konzentration -

Die Menschen beruhigen mich. Ich stehe nicht mehr so weit weg von ihnen. Eine ganze Weile halte ich es unter ihnen aus, - halte es gut aus. Der Eine oder die Andere werden mir warm. Langsam zerschmilzt diese Distanz und ich taue auf. Viele sind es die leicht um mich herum auf diesem Fest

leben, und ist das ein Grund zum Schrecken, für den der immer noch seine Begrabensein hütet?

Sie sind leicht und beschäftigt mit ihrem Dasein. Sie tragen einander und sind für eine Welt offen, die scheinbar klar ist. Man merkt wie ihr gesundes Sein Gesundes hofft, vielleicht weiß, oder danach sucht und tut. Ihre Welt scheint in Ordnung. Diese Welt, diese kleine, die sich im Moment um mich herum geschart hat, ist demnach im Gleichgewicht. Es gefällt, schaut man ihnen zu. Die Atmosphäre macht warm. Als Unbekannter ist es leicht hineinzugehen, und selbst der kühl veranlagte Mensch fühlt sich dort wohl. Man braucht sich nur berühren lassen, leichte Worte wählen, und schon ist man dabei, als wäre man immer dabei, und man kommt dahin zu glauben, dass das was dort ist, ist wie es ist. -

Ein gewisses Befremden packte diese Festgemeinschaft schon, als er, der Clown, besoffen wie er zur späten Stunde war, mit samt seinen Kleidern in die Badewanne stieg, sich setzte, eine Zigarette anzündete und die Dusche betätigte. - Das war keine Vorstellung. Eher war es so, dass dieses Badezimmerklima, offen und bei ausgehängter Tür, eine erschütterndes Bild vermittelte. Wenn ich so hinschaue, ist es wohl doch eine Darbietung, bei der man aber lieber nicht hinsieht.

Vorher, als der Clown seine Rolle spielte, war alles so begeistert. Es war ein Mitmachen und großes Klatschen. Doch diese zweite Vorstellung war demnach schlecht. Alles schaute weg, - aber diese Vorstellung war echt. Da war nichts mehr gespielt. in diesem Badezimmer ohne Türen. Und draußen tanzte die Leichtigkeit.

Die Zigarette vom Clown war nass, erloschen, und er schien weiter zu rauchen. Die anderen waren sich ihrer Stimmung genauso sicher und sie tanzten. So konzentrierte sich jeder auf das, was er zu spielen hatte.

Seine Rolle, die Rolle des Clowns als Lokomotivführer war gut, - war wirklich gut gespielt. Das Beste war die Szene der Angst, die Angst des Lokomotivführers vor dem Hindernis auf einem so schnell fahrenden Zug. Er, dieser Zug wurde von den Zuschauern mit Geräuschen angetrieben. Das hatte der Clown ihnen beigebracht, und so war der Zug kaum zum Halten. Er raste dahin, auf ihm der Clown. Dann musste er bremsen und auch dazu machten diese Zuschauer entsprechende Geräusche. Natürlich kam dieser Zug rechtzeitig zum Stehen, und wurde mit leichter Hand zurückgeschoben. Auch den Vogel hob der Clown von den Gleisen und ließ ihn davonfliegen. Dann folgte euphorisches Klatschen vom Publikum.

Der Clown hatte Badewanne verlassen. Durchnässt kauerte er auf dem Boden. Zerschlagen und nichts sagend saß er da, wie es ein Clown gelernt

hat. Eine Frau kniete vor ihm, umarmte ihn. So sah man ihn kaum, diesen Clown ohne Gesicht.

- Die Luft im Wohnwagen ist kühler. Regen, Hagel, ein letzter Donner, das Ende des Gewitters, noch einige Tropfen. Wieder höre ich die Kühe bimmeln, da draußen vor dem Wohnwagen einen Tag anläuten, der bewusst wird, wenn man wach wird.

Ich habe mich nicht gewehrt 30. Mai

Da fährt man und durchquert eine süddeutsche Landschaft, die schön und verträumt sein könnte und trifft nach vielen Kilometern auf diese alte, ehemals so vertraute Wohngemeinschaft. An diesem Ort fährt man einfach vorbei, und das erfahrene Signal der Ablehnung, nun schon eine Zeit vergessen, reißt von neuem einen Schmerz ins Herz. Mit jeder Pedalbewegung bohrt er sich tiefer und breitet sich über alles aus was man ist. Aber was ist es?

Da könnte ich manchmal schreien. Warum habe ich mir so viel gefallen lassen? Warum habe ich so viel mit mir machen lassen? Ein gequältes: „Ich habe mich nicht gewehrt! „ würde jetzt gerne Nein schreien, ganz laut Nein schreien.

Das Fahrrad rollt weiter. Es ändert sich nichts. Die Qual bleibt.

In einer Kneipe, und ich finde keinen anderen Ort, wo ich anhalten konnte, erzählt mir dann einer, wie beschissen das Leben sei, und ich versuche ihm noch zu erklären, dass dieses Leben schön ist und man nur geneigt sei die schlechten Seiten zu betonen. Dann höre ich mir eine ganze lange Geschichte von einem Krieg an, in den dieser Mensch fast hätte ziehen müssen. Und er erzählt wie viel Polen er verscharren musste, von denen er heute noch wüsste, wo sie liegen würden. - Zu späterer Stunde und wieder in einer anderen Kneipe, erzählt jemand über die Leichtigkeit des Lebens in Südamerika. Ich denke an Afrika. Dort hatte ich einmal gesagt: „ Ganz Deutschland wäre eine einzige Neurose! „

In der Nacht fahre ich mit dem Fahrrad nach Hause, einen langen Berg hinauf, und das mit krummen Pedalen.

Spruch 31. Mai

Es gibt nichts Dümmeres als zu schreiben. Reparieren sie lieber ein Fahrrad, dann können sie wenigstens sehen, wie andere damit wegfahren.

Ein neuer Zustand 3. Juni

Es verändert sich was. Die Wahrnehmung ist eine andere, und so sieht man auch die Welt als eine andere an, obwohl es die gleiche ist in die man vormals hinein platzte.

Ich beobachte, begeistere mich an der Vielfältigkeit des Menschen zu dem ich immer noch gerne Masse Mensch sage, obwohl, so zu sprechen abschreckend ist. Aber der Mensch ist manchmal abschreckend und ich habe Angst vor den Vielen, wie hier vor Menschen die hüpfend und ausgelassen tanzen und toben. Dies selbst einmal voll mit gelebt, stocke ich, weiß nicht was los ist, warum die Beine stehen bleiben und ich nur schaue. An sein Früher denkend sieht man noch den Schrei, den Knall mit dem man sein Leben austobte und sich in sein Extrem warf. So ist man heute ein fremder Beobachter dieser verloren gegangenen Person und auch Beobachter seiner jetzigen, die dort einfach steht und die Szenen an sich vorbeilaufen lässt. Da möchte man sagen: „Nun geh schon Junge und tob´ Dich aus, wie Du es früher mit aller Kraft tatest.“

Jetzt tobt man sich eher auf dem Papier aus, weiß seine Kräfte in bestimmte Bahnen zu lenken, weiß sich anders zu verhalten. Und doch heißt es Vorsicht. Vielleicht bricht ja der Alte wieder aus. - Ein neues Leben?! - Es scheint so zu sein. -

Viele mögen sagen, wer so introvertiert ist verliert die Begeisterung am Leben. Es kann aber durchaus sein, dass die Dachkonstruktion einer Mensa mehr Interesse weckt als das darunter tobende Konzert.

Denke an früher, so wird mir klar, wie sehr ich darauf bedacht war zu zeigen wer ich war und was ich konnte. Dieser wilde Aktionismus, wohl vom Unterbewussten gesteuert, veranlasste viele von mir Abstand zu nehmen, und das sicher mit recht. Jetzt, wo sich die Erlebnisebenen verlagern tritt dieses Temperament in den Hintergrund und ich finde zum Stillen zurück, was auch seine Bedeutung zeigt.

Greife ich noch mal in die Vergangenheit, so hatte ich zu dieser unruhigen Zeit wohl nur eine Ebene, die in die Tiefe ging, und das war die Erotik. Dort zeigte sich an einzelnen und ganz seltenen Personen, dass ein besonderes Einfühlungsvermögen auf die versteckten Gefühle einer Frau vorhanden war. Komme ich damit ins Heute zurück, so finde ich es nicht verwunderlich, dass mit der Beruhigung meiner Psyche, diese ehemals Vertrauten wieder an meine Seite rücken. Jetzt beginnt wohl ein Prozess der zu differenzieren weiß, dass diese Menschen nicht gegen mich gerichtet waren, sondern gegen mein damaliges Verhalten. Damit erklärt sich auch meine Vorsicht Gefühle auf der Tanzfläche zu zeigen. Früher einmal habe ich andere mit diesem Extrem überrannt oder sie gar nicht gesehen. Damit

entstand dieses Misstrauen. Damals habe ich die Rolle des Betrachters nicht verstanden, und heute tut es auf eine Art weh, und ich könnte eigentlich heulen, da ich meinen Gefühlen misstraue. Sie wollen ja raus, uns so ist man traurig, noch keinen Weg gefunden zu haben. Dass Gefühle neue Wege finden zu müssen, braucht sicher seine Schritte und seine Zeit. Es ist wie das Laufen auf dem felsigen Untergrund meiner Insel, erst nach längerer Zeit tritt die Entspannung ein, die das Gehen zur Selbstverständlichkeit macht.

Mit einer Person, die mich auf dem Konzert begleitete sprach ich ein paar Takte, und wie es der Zufall sollte, erfuhr ich etwas über meine alte chaotische Person. Diese Person hatte mich auf einem Fest beobachtet. Ich war dort besoffen, laut und hatte mich wohl ohne groß zu fragen einfach über den Kühlschrank hergemacht und alles gegessen, was ich dort fand. Er sah mich in dieser Szene als Schmarotzer an.

Dieses plötzliche Bild kam mir in diesem Moment des Gespräches so fern vor. Dazu muss ich gestehen, dass ich bei all dem Alkohol oft nicht wusste, was ich da manchmal tat. Verteidigen wollte ich mich dabei auch nicht. Es stimmt einfach, und viele werden sicher warten und sich fragen: Wann flippt der wieder aus?

Von diesem Gesprächspartner hörte ich aber auch eine andere Geschichte. Es war ein Gespräch bei einem Freund, was ihm wohl sehr imponiert hatte.

- Das Wichtige scheint mir dieses gestiftete Chaos zu sein. Es hatte die Leute abgeschreckt und mir die Türen verbaut. Diese sind bis jetzt noch verschlossen und werden nur zögerlich geöffnet. Man wird also andere Signale abwarten und schauen. Mein immer noch hoher Aktivismus wird nichts ändern. Die Ruhe und Zurückhaltung könnte die Schritte auf mich zu möglich machen. Demnach ist die nächste Zeit Bewährungsprobe mit der Möglichkeit neue Bilder zu vermitteln. Bis jetzt jedoch hängen noch die alten in den Köpfen vieler und lassen mir keine Chance.

Grenze der Kunst 4. Juni

Kunst ist sicher auch die Begabung zum Wahnsinn. Dieser ist in der Lage das eigene Leben zu zerstören. An die Grenze zu kommen, sich dort zu bewegen ist, was mich reizt. Die Frage nach dem Warum ist meines Erachtens nicht so wichtig. Und manchmal denke ich doch, zu weit zu gehen. Die Vernichtung meiner alten Tagebücher finde ich schade. Es gibt demnach doch eine Vernunft, die erhalten möchte. So sind viele bemüht ihr Leben zu bewahren, es zu erhalten. Andere wiederum, und zu denen gehöre ich, werden ihr Leben extrem belasten und mit dieser bewahrenden Art brechen. Erst am Bruch erkennt man, wie stark der Stahl war. Genauso ist das

Zerfallen der Blume der Aufschluss über ihr Inneres. So versteht man auch ein Van Gogh, der mit der Zerstörung innere Möglichkeiten freimachte. Sagen wir, sein Drang zu zerstören zeigt den ungemeinen Willen von dem sein Leben bestimmt war. So etwas ist anziehend. Dagegen langweilt mich unentfaltetes Leben. Eine Normalität, bekleidet egal wie schön, ist belanglos. Damit erklärt sich auch mein Kontakt zu extremen Menschen, die gehasst und geliebt werden, oder meine Sympathie zum Mörder. Er macht die elementarsten Erfahrungen, die dem Normalen unbekannt sind. Und bekäme man Einblick in so einem Menschen würde man sicher sehr viel erkennen.

Ich habe mich im Zug noch mal umgesetzt, wohl nur um eine Zigarette rauchen zu können. Der alte Platz ist frei und wird kurz danach von einer Frau besetzt, die mir erst ins Auge fällt, als an einem anderen Bahnsteig jemand einsteigt und ihr Blumen schenkt. Ab diesem Moment scheint sich ausgelassene Stimmung im Zug breit zu machen. Die Luft wird leicht und das Lachen löst auch mich. Eine Bedienung in diesem Esswagen bringt ein leeres Glas, um die Orchideen mit Wasser zu tränken. Sie werden auf den Tisch gestellt. Andere freuen sich. Die Plätze um mich herum werden frei, und ich wähle nun einen Platz am Fenster. Das Blumenpärchen wechselt an meinen Tisch. Der Platz mir gegenüber ist noch frei. Eine weitere Truppe lustiger Menschen kommt in den Esswagen und setzt sich auf die Plätze, wo vorher das Blumenpärchen saß. Eine Person findet jedoch keinen Platz und nimmt mir gegenüber Platz. Ich bin in der Zeit dabei zu schreiben. Es fehlt jedoch die Konzentration bei dieser Ausgelassenheit. - Der Mann gegenüber ist sehr freundlich. Sein aufgeschlossenes Gesicht blickt mich an, und ich finde es schade im Moment so beschäftigt zu sein. Er spricht mich an und bewundert den Schwung meines Füllfederhalters. Ich erzähle ihm, dass die Beschäftigung mit der Malerei meine Schreibweise gelockert hätte. So kommen wir ins Gespräch. Weil er wohl etwas von Kunst hört, erfahre ich von ihm, dass er Opernsänger ist, und schon in den verschiedensten Orchestern gesungen hätte. Seine Art zu sprechen gebraucht viele geflügelte Worte, und er meint dann, wir seien ja die Verrückten, aber die Welt braucht uns Verrückte.

Im weiteren Gespräch gesellt sich auch das Pärchen zu uns. Der Blumenmann erzählt von einer romantischen Szene am Bahnhof. Sie beginnt plötzlich über ihr schwieriges Verhältnis zu ihrer Mutter zu sprechen, und dass sie zu der Romantik ihres Freundes eigentlich keinen Zugang hätte, diese aber bewundere. Unser Gespräch geht weiter, und ständig wechselten die Themen, die wichtig wie sie sind, wohl nur verrückten Leuten durch den Kopf gehen konnten, und es vergehen Stunden, die einfach glücklich zu nennen sind.

Plötzlich müssen wir uns verabschieden, weil es Zeit ist zu gehen, und mit einem Mal sind diese leichten Momente vorbei, die das Leben so aufblühen lassen. Noch schüttelten wir uns die Hände, aber dann schließt sich die Blume.

Jetzt sitze ich wieder in diesem anonymen Zug, aber Kopf und Herz sind noch voll. Beim Verlassen des Esswagens grüßt mich plötzlich die Bedienung mit der ich kaum ein Wort gesprochen habe. Unsere verbreitete Stimmung schien ihr wohl so gefallen zu haben.

Die Idee einer Insel 11. Juni

Der Gedanke mich zurückzuziehen, war etwas, was mich vor zwei Jahren im September beschäftigte. Ich hatte in dieser Zeit damit begonnen das Tagebuch IV abzutippen, befand mich oft in Berlin, und lebte in der Wohnung einer Freundin. Mein Ziel war diese gesamten Tagebücher zu überarbeiten. Der Hintergrund dafür lag sicher darin, dass ich mir bewusst war ein recht komplizierter Mensch zu sein. Mir war zudem klar, dass ich Gefahr lief meine Tätigkeit als Künstler schnell wieder aufzugeben, wenn ich mit meiner Person keinen Klärungsprozess beginnen würde

Der erste Plan sich zurückzuziehen war ein Urlaub in Portugal über den Januar und Februar des folgenden Jahres. Dort sollte diese Reflexion stattfinden. Im Januar liefen jedoch die ersten Ausstellungen, einerseits in Berlin und auch in der Umgebung von Ravensburg. Dazu hatte ich mich verliebt und die Wochen, die ich mir frei genommen hatte vergingen einfach so. Meine Situation war zudem so gelagert, dass ich in Ravensburg arbeitete und in Berlin noch keine Wohnung besaß.

Um diesem Ziel der Zurückgezogenheit folgen zu können kündigte ich meine Arbeit zum Juni. Ich wollte die letzten drei Monate tags wie nachts in meinem Altersheim arbeiten. Gewohnt war ich nur den Nachtdienst, - dies über viele Jahre. Mit dem Reifen dieser Entscheidung hatte sich der Kontakt zu Freunden aus Berlin ergeben, die einen großen Teil ihrer Zeit auf einer einsamen kleinen Insel verbrachten. Das Ziel stand damit fest. Dort wollte ich hin.

Mitte März begann die Arbeit im ungewohnten Tagdienst, und nur sieben Tage später war ich mit den Nerven am Ende, und hörte sofort auf.

Ein zusätzlicher Hintergrund war sicher auch der Tod eines Freundes. Er fuhr mit einem Kind in einen Reisebus. Dies erfuhr ich kurz vor Beginn meiner Arbeit, und die Beerdigung fiel genau in dieser letzte Woche. Dies

war sozusagen die erste Erschütterung, und mit dieser Arbeit im Tagdienst brach dann alles zusammen.

Die letzten Tage in Deutschland waren dann Zeremonien, wo ich mit meiner Welt abzuschließen versuchte. In der Zeit war ich sehr angegriffen und labil und in einem Zustand wo mir Vertraute nicht mehr helfen konnten, obwohl ich die Hilfe eigentlich brauchte. Gleichzeitig formulierte sich eine Anklage gegen diese Zeit, wo Freunde starben, und ich wusste, dass sich mehrere Bekannte umgebracht hatten.

Nachdem ich merkte, dass mir keiner helfen konnten, begann ich meine Wohnung in Süddeutschland abzuräumen, spielte aber immer noch mit dem Gedanken nach Berlin zu gehen. Die Vorgehensweise dabei, war jedoch eher so angelegt alles zu vernichten. Die selbst gebauten Möbel wurden mit einer Kreissäge zersägt, aber nicht alles zerstörte ich. Eine gute Autoladung persönlichster Dinge blieb übrig.

Ein wichtiges Ereignis dabei war die Entmarterung des Hochzeitsanzuges. Dieser Anzug war Bestandteil meines ersten Bildes was anderthalb Jahre vorher entstanden ist. Er wurde auf eine Holzplatte geschraubt und mit der Kreissäge eingesägt. Die Kreissäge blieb in Anzug und Brett. Bei der Zerstörung meiner Möbel, sie ergaben übrigens sehr gutes Brennholz für meine Wohngemeinschaft, wurde dieser Anzug wieder von diesem Brett gelöst, noch einmal angezogen. Ich stellte mich damit vor den Spiegel, sah die eingeschnittene Seite, die halb abgetrennten Hosenbeine und erkannte diesen Menschen, der so nicht weiterkam. Anschließend verbrannte ich diesen Anzug, und dabei kamen Gedanken hoch, wo ich alles, und auch mich vernichten wollte. Ein Schrecken, alleine von diesen Gedanken hielt mich zurück.

Mit dem Rest meiner wenigen Dinge ging es nach Berlin, und ich spielte noch mit dem Gedanken dort bleiben zu wollen. Die Probleme bei einer Freundin ließen mich gleich weiter fahren. Ab diesem Zeitpunkt war mir ganz klar, dass ich gehen musste.

Meine Sachen brachte ich zu meiner Schwester, und ich begann mich von allen wichtigen Leuten in Deutschland verabschieden. Dabei spielte wieder der Gedanke die Rolle, mit dem Leben gänzlich abzuschließen. So sprach ich mit diesen Freunden als würde ich sie zum letzten Mal sehen, und ich bin mir gewiss, diese Gespräche waren eine der wichtigsten, die je geführt hatte.

Irgendwann landete ich bei Freunden in Süddeutschland, wo ich gestartet bin. Dort fanden weitere Gespräche mit Menschen statt, die mich einmal sehr enttäuscht hatte. Wichtige Unterlagen wie die eines Arbeitsamtes, oder die der Krankenkassen, ließ ich von einem mitgenommenen Tramper aus dem Seitenfenster meines Autos werfen. Das alles ging mich nichts mehr an, war

unwesentlich für den Zustand in dem ich mich befand. Dieser war einerseits von Depressionen bestimmt, andererseits von klaren Vorstellungen darüber, was ich tun müsste. Ich wechselte Geld und genauso dachte ich daran mehrere Sätze Gitarrensaiten mitzunehmen, weil mir ganz klar war, dass ich sehr lange wegbleiben würde.

Am letzten Tag in Deutschland fuhr mich ein Freund ins Ausland. Ich war nicht mehr in der Lage dieses Auto zu bedienen, aber auf eine Art doch mit Gleichmut bestimmt. Bei dieser Reise hatte ich Rucksack, Gitarre, Tagebücher und ungedeckte Schecks dabei. In Mailand steckte mich dieser Freund in den Zug. Zum Abschluss gab ich ihm meinen Platinring. Er war einstmals mein Verlobungsring. Dann ging meine Reise alleine weiter und führte mich zu dieser Insel.

Spruch 25. Juni

Nur wer am Rande steht
kann mit einem Blick sehen,
wie groß die Eisscholle ist
auf der wir uns noch bewegen können.

Hannes hat gesagt... 2. Juli

Hannes hat gesagt, dass mein Hemd
kaputt sei. Schon Tage trage ich dieses Hemd,
was mehr Loch als Hemd ist,
trage es gerne, mit mehr Loch und weniger Hemd.
Hannes sagt, das sei nicht recht. -
Hannes ist fünf Jahre alt. -
Ich frage: Wer hat ihm das gesagt?

Der Rückzug des Krebses 7. Juli

Wenn ich eine Weile unterwegs war, Menschen und neue Eindrücke gesammelt habe, brauche ich wieder den Rückzug des Krebses in seine vier

runden Wohnwagenwände. Ruhegewinnung, Musik und ein Bett in dem man so ewig lang liegen kann, sind dann von Nöten. Es wird gemütlich. Ich krauche in mich hinein. Stunden vergehen. Die Menschen sind vergessen, auch wenn ich sie manchmal brauche. Ich komme zu dem punkt bei mir sein zu müssen.

Unter Menschen nimmt das Leben die Geschwindigkeit eines Autos an. Hier im Wohnwagen, der fahruntüchtig von Autowracks eingerahmt ist, wird die Zeit wieder zur Zeit, und ich glaube, es gibt Momente, wo sie wirklich steht, oder gar, es gibt keine Zeit, wenn man das Leben Leben sein lässt.

Manchmal habe ich auch Angst in diesem Wohnwagen zu versinken und völlig Weltfremd zu werden, aber ich stelle immer wieder fest, dass diese geschaffene Welt des Rückzuges so reich und so voll ist. Fast staune ich über mich, wenn ich mich so schreiben „höre“. Das so geführte Lebe ist so wertvoll.

Der Sommer? 11. Juli

Für mich hat der Sommer spät begonnen. Eine winterliche Verborgenheit zog sich über das letzte Jahr und spielte den Steinbock, obwohl ich eigentlich der Krebs bin, der die Welt will. Schon über ein Jahr, seit dieser Insel bin ich der Versteckte und der Verkleidete.

In der Sommerhitze von Sizilien war es die Insel und vor allem der Berg, der mich vom Menschen schützte. Dort wurde ich braun, obwohl ich versteckt war. Jetzt, seit dem letzten Winter bin ich blass geworden, nicht nur von Deutschland, sondern weil ich die Nächte in Räumen wachend verbrachte und damit lichte Tage verpasste.

Diese Zeit ist zu Ende. Der Sommer hat mir den ersten Sonnenbrand beigebracht. Der freie Körper verträgt noch nicht so viel. Diese Freiheit will geübt sein. Teilbarkeit, Nahbarkeit und Sichtbarkeit sind noch keine Gewohnheit. Sie gefallen wohl. Auch ist Sehnsucht da. Wunderbar ist es, wenn Menschen erfreut sind, und ich dem Lächeln eine gleiche Antwort geben kann.

Wenn ich zurückschaue denke ich, warum habe ich eigentlich nicht gelebt wie heute?

Das Leichte scheint immer zu leicht und das Schwere ist ein gewohntes Anhängsel. Die Stärke muss sich wohl gegen sich selbst beweisen und dem Fluss des Lebens zu einem trüben Kanal machen, der sich träge trägt.

Ich muss vorsichtig sein 12. Juli

Du solltest vorsichtig sein, wenn ein Mensch zu mir sagt: Tue doch dies, oder tue doch das. - Schnell bist Du dabei ihm zu folgen, oder ihm gar zu glauben, was der größte Fehler wäre. - So spielt man mit und übersieht die Dummheit, die befällt, und schnell verliert man den Punkt der einstmals Mittelpunkt war. Teilnahme nur aus Einsamkeit darf nicht dem leichten Lachen Raum geben. - Zu leicht mitgespielt ist oft weggespült.

Die Wirklichkeit verbirgt sich hinter den Attraktionen, und Größe versteht gerade im Dunkeln zu stehen. Außerdem, langes Licht macht müde. Manch einer schlief sieben Jahre und merkte, dass er stark geworden ist. Aber keiner kann behaupten, dass er anschließend nicht mehr schlafen muss.

Es kann also nicht um Anpassung gehen. Es geht um Schritte, die langsam aufbauen und nicht blind machen, und zu viel Nähe macht blind. So sitze ich doch lieber alleine und schaue zu.

Da, - das Pärchen, was Unternehmer spielt. Ich weiß früher einmal waren sie die echten Anarchisten. Jetzt ist ihre schöne Welt abgeschlossen. Ihre ständig sich wiederholenden Phrasen machen müde. Dem Ungewissen fremd sehe ich ihre Bahnen schon präzise das gleiche tun, was andere, uns bekannt, schon vorher taten.

Ein schlechter Zug 15. Juli

Wenn ich mir eingestehe: Ich bin am Ende! - ist das eine wunderbare Feststellung. Die Kritik an unserer Kultur, die das gleiche von sich sagen müsste wäre Unsinn. Unsere Kultur kann das nicht. Der Einzelne, der nun einmal ich bin und der sich im Zusammenhang mit dieser Kultur lösen möchte, kann keine Lösung antreten. Auch wenn der Einzelne es wollte, - die Kultur würde es ihm verbieten. Und damit ist klar, dass die, die unter dem Zweifel leiden ausgeschieden werden müssen, oder sich selber ausscheiden werden.

Suchte ich eine Lösung, die sich der Selbstkritik aussetzt, brauchte ich Zeit. Denke ich an eine grundsätzliche Kritik in der ich mich tiefgehend verändere, ja dann brauchte ich sehr viel Zeit. Dort reichten nicht Wochen oder Monate, nein, es müssten Jahre sein.

Allein, dass unsere Kultur nur für einen Tag stehen bliebe, nur um sich zu betrachten ist undenkbar. Vielleicht liegt ja darin die Ursache unseres Sterbens?!

Ich frage mich warum ich auf einer Insel war? Warum wollte ich klären? Warum schrieb ich Monat für Monat an verschiedenen und versteckten Orten? Und warum wollte ich mehr sein, als ich sein durfte? - Egal welche Wahrheit darin stecken mag. Im Rennen unserer Zeit wird sie überrollt.

So komme ich mir vor wie eine Fliege, die auf den Gleisen sitzt und glaubt der Zug würde anhalten, bliebe sie sitzen. Auch wenn die Fliege neben den Gleisen säße, der pfeifende Wind des Zuges würde sie mitreißen. So kann ich die Fliegen verstehen, die den Vorteil nutzen im Zuge zu bleiben. Dort haben sie wenigstens die Chance die Entgleisung mitzuerleben.

Leicht geblieben 15. Juli

Der Abend hatte so etwas Leichtes. Auf der Straße sprang Lebensfreude von Mensch zu Mensch. Quer über die Straßen sah man Gefühlsbänder. Sie spannten sich von diesem zu jenem und jenem wieder zu einem anderen. Die Paare waren leicht und offen als wollte sie alle in ihr Glück einbeziehen. In dieser Nacht schien all das möglich, was die Tage uns vordem nicht erlaubten. Meine Härte war verflossen. Diese gefühlsneutrale Weise in mir existierte nicht mehr. Etwas Weiches wie meine Mutter wollte heraus. - Ein leiser Mensch begegnete mir, und ich stellte ein leichtes Streicheln fest, was in verstehenden Worten und Tönen einen Ausdruck fand. - Kindlich leicht war mir, so kindlich leicht.



14 Der Spektralienmarkt

Mit diesem letzten Teil des Tagebuches XI und dem ersten Teil des Tagebuches XXII endet die Wohnwagenzeit und ich bin wieder, wie schon im März des gleichen Jahres auf der Zeche Karl. Diesmal geht es um einem Spektralienmarkt bei dem ich mitwirke, und auf dem ich mit Kindern und Jugendlichen Gebäude baue, die für diesen Markt gebraucht werden. In dieser Zeit baue ich ein Grottenlabyrinth und wohne auf dem Zechengelände.

Ein neuer Ort 18. Juli

Dortmund.

Das Ende der Wanderschaft war der Gedanke, die Idee, die mich seit dem Aufenthalt in Ravensburg begleitete. Regelmäßigkeit und Ortsgebundenheit habe ich mir in den Kopf gesetzt und plötzlich ist wieder Bewegung da.

Die Entscheidung, nun einige Wochen im Ruhrgebiet zu bleiben, ist spontan, zumal man vorher nur daran dachte, sich umzumelden und eine Ausstellung in Bochum zu beenden.

Im ersten Moment war diese Fahrt hierhin ungewollt.

Der Wohnwagen von Volker ist in anderer Benutzung und erst wieder in drei Wochen zugänglich. Schon bei dem Ausräumen dieses kleinen Zuhauses, befiel mich ein Gefühl, das mir sagte, es wird lange dauern, bis du hier noch einmal zurückkommst.

Auf der Fahrt war noch klar, dass ich nach einer Woche mit Andrea und den Kindern zurückkommen würde. Wie es aber so ist, und wieder verwerfe ich meinen Wunsch nach geregelterm Leben, kommt alles anders.

Der Brief von Conny, die mich zur Mitarbeit auf dem Spektralienmarkt einlädt, und der seit einigen Tagen bei Gerda in Dortmund liegt, ist ein neues Zeichen. Es wird also zu einem weiteren Stelldichein auf der Zeche Karl kommen, wo ich schon im März diesen Jahres gearbeitet habe. Zu der Zeit war es die Arbeit bei einem Erfahrungsfeld der Sinne, mit recht schwierigen Leuten aus der Anthroposophie, eine Arbeit, die dieser Leute wegen beendet werden musste. Diesmal ist es eine angenehme Runde von Menschen, die auf Gutes hoffen lässt, und die diese Entscheidung beflügelt, die sagt: "Du

bleibst hier". Zudem kommt noch eine Konfrontation mit dem Arbeitsamt, die abgeschlossen sein will.

Es gibt also einiges zu tun, und die Stimmung um diesen Jahrmarkt gibt so etwas wie Hoffnung, die mir gut tut.

Natürlich muss deswegen auch einiges geändert werden. Der Plan, in ein festes Arbeitsverhältnis bei Klaus in einer Demontagefirma einzutreten, fällt um. Es stößt auch etwas auf, wenn ich mir vorstelle, von morgens bis abends geregelt und feste arbeiten zu müssen. Nicht, dass ich etwas gegen Arbeit habe, aber es fehlt so etwas wie Kreativität, ohne die ich müde und dumm werde. Dazu gesellt sich ein Wunsch, nach kulturellem Leben, was mich mit den Menschen verbindet. Wenn ich so etwas im Auge behalte, heißt es wohl doch, den Weg meiner Wanderschaft weiter zu vollziehen.

Dieser Weg, betrachte ich ihn genauer, ist ein verschlossener. Immer wieder fühle ich mich in leeren Gängen, die scheinbar keine Türen haben, oder manche Türen sind verschlossen, und plötzlich öffnet sich eine Tür, von der man gar nicht glaubte, dass sie dort war, und es zeigt sich ein neues Licht.

Die Zurückgezogenheit in Süddeutschland war so ein Weg der Dunkelheit, eine Art Innenschau, um sich zu verstehen. Man blieb in diesem Dunkel. Auch, wenn man mit Menschen zu tun hatte, war man ganz auf sich konzentriert, von seinem Eigensinn nicht bereit loszulassen.

Jetzt ist man in einer neuen Situation und mit der Gestaltung eines Jahrmarktes beschäftigt, der auch wieder Eigensinn fordert, aber in der Gestaltung eines Gegenstandes ein Gegenüber hat. Auch hier löse ich mich wieder in diesem Gestaltungsfeld auf und trete ab von meiner Innenbetrachtung. Mit diesem Prozess entsteht wieder Kraft.

Bei der Innenschau verlor sie sich, und ich bin immer mehr an eine Blockade gekommen. Hier entdeckte ich wieder das Objekt. Es ist vergleichbar mit dem Berg, der von Ravensburg nach Waldburg führte. Vierzehn Kilometer mit dem Rade ging es ihn hinauf. Im Moment hat er wohl Kraft genommen, aber über die Zeit gewinnt man an Kraft. Es mag so eine Art potentielle Energie sei, die sich in einem lagert. Wichtig ist dieser Berg, ohne den diese Kraftfindung nicht stattfindet.

Das Abschreiben der Tagebücher, was ich vom Mai bis in den Juli hingezogen hat, ist auch eine Art potentielle Energie geworden, die aber zum Schluss Gefahr lief, eine Art Fahrradheimtrainer zu werden, der in seiner ständigen Bewegung nicht mehr aus dem Zimmer herauskam. Da baggert man sich sozusagen blöde. Die Energie fällt in ein Loch, das man sein Selbst nennt, und aus dem man nicht mehr heraus kommt. Da analysiert man und

man bezweifelt sich und das alles führt irgendwann zu nichts. Es beginnt eine ewige Suche in die verkehrte Richtung und so schaltete man sich aus.

Der Weg, der nur nach draußen geht und sich nur mit diesem Außen identifiziert, wäre genau so ein Weg in die Leere. Wichtig scheint dieser Berg zu sein, oder das Abtasten einer äußeren Situation, in der sich die Vielfältigkeit eines inneren Lebens wieder finden. Streichele ich einen vertrauten Menschen, löst dies ein Innengefühl aus. Die gegenüberstehende Person ist versteckt eigene Person, die sich mit dieser Berührung zu öffnen und zu leben beginnt.

Jemand sagte mal zu mir, wenn du verträumt die Schönheit einer Wiese betrachtest, bist du die Wiese. Diese Wiese findet mit der Identifikation in dir statt. All das um uns herum, ist Erinnerung an diese Vielfältigkeit, die unser Dasein haben kann. Genau so finden wir in uns etwas, was draußen schon da war. Leonardo da Vinci drückte sich so aus: Die Figur im Stein mache er nicht. Sie sei vorher schon da gewesen. Er packe sie nur aus. Albert Einstein sprach auch eher von dem Finden und nicht von dem Errechnen einer Theorie. Ähnliche Beispiele finden wir in der Musik.

Schauen wir uns den heutigen Arbeitsprozess an, so erschlägt er aus dem Grund, weil er das Neue und Eigene in uns nicht mehr finden lässt. Er lässt uns für dieses Finden keine Zeit. So beginnt der Mensch zu sterben und verliert seine kindlichen Ureigenschaften.

Auf verseuchten Mutterboden 19.Juli

13 Uhr.

Ich habe mich zu einer neuen Situation entschlossen. Wenn ich das Wort "Suche" auf diesem Tagebuch lese, scheint es zuzutreffen, denn ich bin auf einem neuen Weg. Ich bin noch nirgendwo angekommen. Das gedachte Endziel "Wohnwagen" ist nicht eingetroffen. Die alten Tagebücher sind wohl chronologisiert, aber dieser Wohnwagen ist verlassen. Ich habe ihn ausgeräumt, geputzt. Die Utensilien und meine Person sind dort nicht mehr. So hat er den Geist meiner Person verloren. - Komische Worte, mag man sagen, aber ich denke schon, dass das seinen Sinn hat. Ich liege hier in einem Zelt, jetzt - meinem Zelt. Ich habe es begrüßt wie ich bei Sizilien das Berna-Haus auf meiner Insel begrüßt habe, und ich werde mich verabschieden wie ich es auf der Insel mit dem Garten tat.

Es verhält sich wie mit dem Geist vom Spektralienmarkt. Er ist jetzt ausgespannen, und er wird am Ende wieder eingespannen. Genau so war es mit meinem Hochzeitsanzug. Er wurde gemartert und entmartert. Genau so

wurde er natürlich auch gekauft und als solcher benutzt, am Ende jedoch mit der Entmarterung verbrannt. Etwas wird angefangen und es wird zu Ende gebracht. Wir müssen aber etwas richtig zu Ende bringen, um wirklich etwas Neues anfangen zu können. So ist der Kreislauf der Dinge.

Ich liege im Zelt, eine Kerze brennt und gibt Licht, ein Licht zum Leben, wie mir hier ein Architekt sagt, und er gab weiter von sich, dass der Indianer lebendig wurde, wenn er dieses große Licht des Sommers spürte. Und genau so wusste er sich zum Sterben zu legen, wenn sein Licht in ihm müde wurde. Hier, auf der Zeche, beginnt etwas Neues. Es entsteht Leben. Ein sonderbarer Jahrmarkt in einer grauen Stadt, und, das auf verseuchtem Boden, dem Boden, auf dem ich jetzt liege. Der Zeltboden, eine Isomatte und eine Decke trennen mich von ihm, trennen mich von mehr als hundert Jahre gesammeltem Dreck. Ich glaube, dazu sagt man Altlasten, und ich weiß, dass sie nichts Gutes bringen, sie sprechen gegen unsere Kultur, sie sprechen gegen das Leben, und doch findet hier, auf diesem verseuchten Mutterboden, wieder neues Leben statt.

20 Uhr.

Das Leben mit vielen Menschen und mit vielen Worten braucht seine Zeit. Der Rückzug und der eigene Bereich ist wichtig. So liege ich im Zelt, alleine. Dieses Alleinsein tut gut. Die vielen tun sicher auch gut. Aber beides muss zu einer Ausgewogenheit finden. Draußen sind die Feuerspucker. Vorher war die Besprechung über die Arbeit der letzten Tage und der kommenden, danach ein Gespräch mit einer Frau, die hier an der Zeche arbeitet. Der ganze Tag hatte sich mit Arbeiten in der Schreinerei zugetragen. Dabei immer Menschen. So vermisse ich meine Wohnwagenidylle. Die Umstellung, das sich Öffnen für viele und dabei selbst bleiben, braucht seine Schritte, dazu muss das Alte vergessen werden, immer noch ist so etwas wie Ravensburg da. Einiges gilt es noch abzuklären, und dann heißt es Hier sein. Abschluss, also - und Raum finden - eigenen Raum finden. Ich fühle mich wohl unter vielen. Langsam öffnen sich die Türen für einen Haufen lieber Leute.

23.30 Uhr.

Ich komme mir doch anders vor als andere. Diese innere Gefühlswelt, die sich, weg von einer Realität, um mich herum aufbaut, macht sich immer wieder breit. Mir scheint, als brauchte ich diese anderen nicht. Menschen finden neben mir statt, und doch denke ich, sie könnten näher sein, aber sie sind es nicht.

Manche junge Menschen gefallen wohl, sie rühren etwas in mir und gleichzeitig liegen Ewigkeiten an Erfahrungen zwischen uns. Die großen Erwachsenen haben etwas leblos Überlegtes an sich. Sie gefallen mir nicht,

oder vielleicht sollte ich sagen, sie sind so ohne Reiz. So denke ich von mir, Kind geblieben zu sein - denke von mir, längere Augenblicke nicht überschauen zu können. Betrachte ich meine Geschichte, ein Leben mit immer neuen Wanderschaften, so stimmen diese vielen Wechsel, diese immer wieder neuen Wege mit neuen Entschlüssen damit überein.

“Ich weiß nicht“ ist oft die Antwort, die ich gebe, und damit komme ich mir manchmal sogar weise vor. Viele wissen viel, und viele müssen noch viel mehr wissen, wobei ich immer noch davon ausgehe, dass man das Meiste nicht wissen kann. Ich weiß also lieber nichts, weiß, dass ich mich manchmal ungewiss stelle, egal wie viel ich weiß. Damit verbindet sich auch eine Unsicherheit, die mir früher einmal natürlich verwandt war, und die mich heute immer noch anzieht. Da es wenige Große gibt, die so etwas noch kennen, die noch so etwas an sich heranlassen, sprechen mich mehr die jungen Menschen an, die viel mehr von dem verstrahlen, was mir einstmals zu nahe war. Älter geworden ist man somit Einzelgänger, der sich über sein groß gewordenes Kindgeblibensein freut, und den jungen etwas Vertrautes entgegenwirft, die so manche Stunde warm macht.

Über Kopf 20. Juli

22 Uhr.

Die Arbeit war stressig. Das Treiben der Kinder hat mich genervt. Nebenbei habe ich viel getan. Jetzt sitze ich noch und mache Berechnungen zu den Konstruktionen meiner Bauten. Diese Arbeit macht wieder Spaß, wenn ich Zeit und Ruhe habe, wie heute Abend nach dem Nageln. Die Vorüberlegungen zu weiteren Arbeiten werden immer differenzierter, und ich merke, endlich wieder gefordert zu sein. Die Menschen interessieren mich weniger, außer eine von den jungen Studentinnen. Der Trubel der Worte, das Gerede über das, was zu tun ist, die Begeisterung für das Entstehende, stößt mich ab, nein - Es interessiert mich einfach nicht. Ich finde Spaß bei der Arbeit wichtig, selbst wenn ich mich dabei eher als ernster Menschen fühle. Dazu kommt, dass ich in der Arbeit vertieft nicht mehr auf Menschen eingehe. Manchmal handele ich wie eine Maschine. So etwas wie Perfektion treibt mich. Dagegen steht das Kindsein, etwas von dem ich gestern schrieb, ich weiß nicht, ob das zueinander passt. Betrachte ich den türkischen Jungen, der wie ein wilder hämmert, so finde ich mich auch darin wieder. Dieser achtjährige schlägt mit dem Fäustel über Kopf stundenlang auf Nägel ein, und er trifft sogar ziemlich gut.

Am Ende einer Grippe 3. Aug.

Bin bei meinem Bruder in Bochum. Die Grippe trieb mich hierhin. Zuviel Wind tat mir nicht gut.

Wir waren bei der Inhaltsfrage. Man handelt, um sich Inhalt zu schaffen. Ist die Handlung vorbei, entsteht die Leere. So sagte es Connie. Der große Spektralienmarkt, sozusagen ihr Jahrmarkt, ist der Inhalt, den sie voller Energie verfolgt. Dafür leistet sie alles. Und genau so ist sie nach diesem deprimiert.

Die Bedeutung ihrer Handlung ist groß. Das normale Leben langweilt sie. Es muss etwas Großes her, etwas Großes für kleine Leute. Damit trifft sich auch etwas Schönes, etwas, was auch ich vertreten kann. Die Handlung ist demnach wichtig. Sie baut auf, schafft einen Moment, der die Kreativität anderer herausfordert und auflöst. Der Gedanke ist Befreiung und Selbstfindung in einer Rolle, die man zu spielen beginnt, wo man sich aus der Realität löst und herausfindet, was als Kind immer noch versteckt in uns ist. Ich denke gleich an Werner. Werner spielt mit dem Leid, spielt mit sich und verbirgt viel an Not. Connie will einen Spektralienmarkt und keine Therapie. Meines Erachtens aber sollte Theater oder Jahrmarkt Therapie sein, ein Aufschrei, vielleicht versteckt, aber er könnte sehr laut sein. Dieser muss geöffnet werden, und dazu gehört Feingefühl für den Einzelnen. Die Nüchternheit, wie auf der einen Seite solch eine Aktion angegangen wird, spricht gegen dieses Feingefühl, die Schwierigkeiten des Einzelnen zu sehen und vor allem dann aufzufangen. Eine Aktion wie diese ist in ihrem Muss tödlich für Menschen, die schwach sind. Ein altbekannter Spruch, den ich immer wieder sage: Wenn das Werden zum Muss wird, wird das Sein zum Nichts, und solange wir unser Werden-müssen nicht sein lassen, wird der Mensch nicht zum Menschen, trifft hier wieder zu.

Jeder Rahmen zwingt uns, bestimmte Dinge einzuhalten. Je größer wir diesen Rahmen setzen, um so mehr stecken wir in begrenzten Bedingungen. Der Jahrmarkt soll in sehr kurzer Zeit erstellt werden, was einen hohen Leistungsdruck enthält. Die Mittel, dies zu bewerkstelligen, sind gering, und hier eröffnet sich die Gefahr, dass über den Leistungsdruck die Kreativität auf der Strecke bleibt. Dieses Muss - Der Jahrmarkt muss am 25. August stehen - kann das Sein des Einzelnen kaputt machen.

Dazu kommt, der Umgang mit Kreativität will gelernt sein. Nicht jeder hat in sich den Künstler so weit entwickelt, um ihn sofort herauszukehren. Manch einer steckt in einer Befangenheit, aus denen er heraus will, bevor er seine Kunst vorführen kann. Wollen wir ihm also helfen, so müssen wir ihm Zeit lassen und Geduld haben.

Wer aber hier, wie Connie, nur auf Dynamik macht, übersieht den Einzelnen, übersieht die kleinen Schritte, die jeder machen könnte, und die wären wichtiger als das große Projekt und vor allem: Wieder steht die Idee vor dem Menschen und nicht der Mensch vor der Idee.

Am Ende der Pause 3. Aug.

Immer noch in Bochum. Es ist Donnerstag, und wir haben ein Uhr Mittag.

Ich verlasse gerne den Rahmen der Gegenständlichkeit. Kaum sehe ich meine Bilder oder ich habe ein Dach über dem Kopf zieht sich alles in mir zurück. Die Welt geriet in Vergessenheit. Ich genieße für mich.

Noch etwas Krankheit in Hals und Kopf, ist es so schon richtig. Rotz fällt aus der Nase. Viele Bahnen Klopapier fallen ihm zum Opfer und anschließend in den Papierkorb. Die Krankheit verlässt den Körper, und ich fühle mich wohl. Ich kann warten, und wie es bei Krankheiten so ist, ist dieser Zustand wertvoll. Es ist keine verlorene Zeit.

Die Krankheit hindert am Handeln. Betrachtet man dazu, dass handeln nicht wichtig ist, so ist die Krankheit nichts weiter als der Regulator gegen zu schnelles und ein Zuviel an Handeln. Ich muss doch widersprechen. Handeln ist wohl wichtig. Ich würde damit einem Irrtum unterliegen. Das Getane hat seine Bedeutung. Die Handlung bringt auch Kraft, und Handlung braucht das Objekt, den Gegenstand.

Der Rahmen der Gegenstandslosigkeit, betrachte ich mich, trägt. Da ist eine Gitarre. Da sind meine Bilder im Rahmen, aus Papier mit Filzschreiber und Tinte gemacht. Also doch Gegenstände meiner Gefühle.

Das Gefühl muss konkret werden. Das Gefühl braucht einen Gegenstand. Das Schreiben in sich ist nur Abbildung, verlässt den Gegenstand. Es stellt wohl etwas dar, aber ich brauche das Spiel mit der Kunst, schaffe Produkte der Kunst. Das Gedicht und der Gedanke ist nur Folge dieser Kreativität. Darum muss die Malerei beginnen, um das Schreiben lebendig zu machen.

In meinem Grottenlabyrinth findet man so etwas wie Kreativität. Es begeistert mich. Die neuen Ideen warten, und ich werde an ihnen weiterarbeiten! - Im Prinzip bin ich schon wieder am Zeichnen und Konstruieren.

Der Eremit 15. Aug.

Dortmund.

Ich bin mir sicher, wir haben Dienstag. Und einem Kalender entnehme ich, dass wir heute den 15., also die Mitte des Monats haben.

Es ist wohl immer die Sicherheit in der Ruhe, die mir das Leben tragbar macht. So ist es auch heute Morgen. Die Identifikation mit meiner Arbeit nimmt ständig zu. Die Zeit der Reflexion findet sich beim Gitarrespiel, und das reicht aus. Das Tagebuch ist in gesunde Vergessenheit geraten. Es ist wohl viel erlebt, und doch wäre es schade, aufgeschrieben zu werden. Es ist vorbei, und es ist noch dabei, was sich hier und da fühlen lässt. So ist es spannend, den einen oder anderen Menschen zu erleben. - Der einen oder anderen Seele schaut man auf dem Grund, die eine oder andere Seele wird fremd, und von manchen Seelen muss man einfach Abstand nehmen. Das Grundsätzliche und Endgültige verliert sich. Die totale Abwehr gegen einzelne bleibt aus. Es geht weiter, wie auf der Insel, wo man durch Höhen und Tiefen gleitet. Auch stelle ich an mir fest, dass sich eine höhere Art von Menschenfreundlichkeit breit macht, die Fremdes und Anderes akzeptiert.

Die innere Art bewahrt sich, auch bei der Gegenwart anderer. Eine Teilbarkeit des Lebens ist bedingt möglich. Die Verbindungen treffen immer nur einen kleinen Teil der eigenen Substanz. Dies erklärt den Rückzug, die Haltung, Eremit zu sein. Ich will diese ganz innere verborgene Wirklichkeit. Mit den Teilen und dem Vielerlei menschlichen Gebens bin ich nicht zufrieden. So ziehe ich mich zurück, um zu bewahren. Aber was zu lange bewahrt wird, stirbt. Vielleicht schläft es auch nur ein, und wird in ähnlicher Form wieder wach, aber es verliert die Farbe der Lebendigkeit, die so etwas wie Wahrheit in sich trägt.

Die Öffnung des Eremiten ist damit eine schwere. Er kennt nur eine bedingte Teilbarkeit und bleibt in seinem Wesen Einzelner, der mit anderen nur vorübergehend Formen von Gemeinsamkeit bestreitet. Dies erschreckt ihn, hätte er doch so gerne das Ganze in der Hand und wüsste der Wahrheit wirklichen Sinn. Er muss warten und wissen, wo er seine Stücke sammelt. Alles ist Stückwerk, stellt er fest, und das ist in der Materie des hiesigen Seins verankert. Diese zu durchwandern und passende Stücke zu einem großen, inneren Ganzen zusammenzufügen ist ein schwerer Weg. Er bleibt der Suchende und Bewahrende, und immer, wenn er etwas gefunden hat, wird das Bewahrte mehr und auf eine neue Art lebendig. Auf dem Weg, den er beschreitet, muss er auf vieles verzichten... - Ich muss Stopp machen, die Ruhe ist leider gestört.

Der Treiber und Getriebene 19. Aug.

Samstag, wir haben 12 Uhr mittags.

Ich habe mir die Ruhe bewahrt. Mag sein, dass ich zum ersten Mal ausgeschlafen habe. Vielleicht war es auch das Gespräch mit einer Frau, was ich gestern führte, oder es ist einfach Barbara, der verrückt geliebte Mensch, der Signale zu einer unbeirrbar Ruhe vermittelt. Ich sitze auf jeden Fall, und die Welt, die schnelle Bewegungen macht, Ordnung schafft, um mich herum sortiert und tut, sie nimmt mir nichts von diesem Unbeirrbar. Ich schaue ihr zu, lasse sie tun, ganz nah an meiner Aura zwischen sie vorbei, ihren Aktionen folgend. Sie sind von ihrer Sache besessen, verfolgen, was sie zu Ihrem gemacht haben, und setzen Menschen ein, die das Ihre vertreten. Scheinbar sinnvoll verfolgen sie, und die anderen glauben diesem Sinn. Sie, die das Ihre vertreten, sind überzeugend. Ihre Worte reden und machen folgsam. Eine Menge ist von etwas überzeugt, dessen wirklicher Inhalt was ganz anderes ist. Sie haben gelernt, zu überhören. Wie alle, ob Treiber oder Getriebene, sind sie ihren Worten fremd geworden. So überhört der Mensch den Menschen einer Sache wegen. Es gibt wirklich nichts schlimmeres, aber noch schlimmer ist, dass so etwas vermehrt stattfindet. -

Wohl bemerkt, wir sind auf einem Jahrmarkt. Das ganze ist ein Spiel, und es sollte ein leichtes sein. Was ich aber höre, sind gefährliche Töne.



15 Nach dem Jahrmarkt

In diesen beiden Tagebüchern geht es um meine erste Zeit im Bochum. Es ist die Zeit mit Barbara, einer beginnenden Liebesgeschichte, aber auch die Zeit, wo der Entschluss wächst sesshaft zu werden.

Im Hintergrund dieser Geschichte spielt Werner mit, der vorige Freund von Barbara. Zwischen uns entsteht ein Problemfeld, was diese neu entstehende Liebe belastet. Trotzdem entwickelt sich diese Liebe und nach dieser Zeit fahre ich mit Barbara in den Urlaub nach Frankreich.

Bei diesen Texten handelt es sich wieder um Auszüge, also nicht das komplette Tagebuch.

Werner 31. Aug.

Ich bin verliebt. - Kaum dass ich aufgewacht bin, möchte ich zu Barbara gehen. Dieser Kopflose, der ich jetzt bin will irgendwo hin, wahrscheinlich dort hin, wo er beides verloren hat, - Kopf und Herz. Ich habe ihn getroffen. Ich wollte ihn sehen, so war es mir heute Morgen. Es ging mir nicht um Barbara dessen Sympathie mir inne wohnt und dessen Gegenwart mein Herz höher schlagen lässt. Ich wollte einfach ihn sehen.

Der Jahrmarkt hatte uns sehr viel abverlangt. So kamen wir an die Grenzen eigener Kraft und sie fraßen darüber hinaus die Reserven. Er hatte zu trinken begonnen, andere wurden zu Diktatoren und wieder andere entzogen sich und kamen nur selten. Andere wurden krank und wenige begannen zu lieben. Zu denen gehörte ich, und Barbara. Zwischen uns beiden öffneten sich immer mehr Türen und so war der extreme aber auch schöne Rahmen in dem wir lebten zu bewältigen.

Dieser Jahrmarkt hieß wohl Spektralienmarkt, aber war zum Schluss etwas ganz anderes geworden. Er wurde zu einer Art Kampfmarkt der Überforderungen für die Wenigen, die diesen leiteten.

Es tat mir leid, wenn Menschen unter ihren äußeren genauso wie unter ihren inneren Umständen litten, obwohl sie sich ihre Zustände selbst geschaffen hatten, - und er tat mir leid, wenn er besoffen vom Jahrmarkt ging, sich ins Auto warf und davon jagte. Es war genauso gut meine Jagd, die auch ich schon mal zu spielen hatte. Damit schmerzte es mich umso mehr.

Wie gesagt, heute morgen wollte ich ihn sehen nachdem ich einige Zeilen ins Tagebuch geschrieben hatte. „ Was hindert uns... wenn nicht wir selbst. „Es fehlt uns etwas, weil wir es verhindern, und so beginnen wir zu leiden. So verhindern wir uns, um in unserem Leid zu schwimmen. Die Türen haben sich verschlossen. Scheinbar willenlos gescheit was wir nicht glauben wollen, was wir aber doch selber tun. Unterbewusst ergibt sich etwas, und je mehr wir uns wehren, um so mehr treibt es und dort hin wovor wir und am meisten fürchten. Dies können wir dann nicht mehr ertragen. Im gleichen Moment hat der andere Glück. Bei ihm öffnen sich die Türen, und so erleben sich Schreckensmomente und größtes Glück zur gleichen Zeit.

Diesmal stehe ich auf der Seite des Glücks, aber genauso trifft mich das Leid der verschlossenen Tür eines Werners, der sich im Prinzip nur der Liebe entzieht.

Ich gehe also, um ihn zu sehen, verlasse nach dem Schreiben das Haus und bewege mich leichten Schrittes. Auch Werner macht sich auf den Weg. Auf der Straße unter Menschen gehe ich, wohl leicht, aber auch ein bisschen aufgeregt, weil ich dieses Gesicht von Werner schon sehe. In der Straßenbahn sitzend empfinde ich Welt als verrückt, und ich fahre einfach und weiß von einem Ziel, dass ich bewusst wissend doch nicht wissen kann.

Plötzlich sehe ich ihn. „ Hallo!“ - und schwer wurden der Ton und die Seele dieses Werners, der nun vor mir stand und am liebsten weglaufen wollte. Er hätte keine Zeit, so hörte ich ihn reden, aber ich wollte mit ihm reden, ging ihm hinterher, und dann willigte er ein. „Lass und in den Park gehen, dort haben wir Ruhe, und können miteinander sprechen. „ hörte ich von ihm.

Wir sitzen auf einer Parkbank und rauchen eine Zigarette. Er hatte seine Feuerspuckerstangen, die seines Erachtens viel dünn waren aus der Hand gelegt. Die Mullbinden zum tränken der Flamme lagen auch daneben. Ich hörte seinen Worten zu, die Leid sprachen, schnell und selbstverständlich in mich eindringen. Er weinte plötzlich, was er Ansicht nicht wollte und entschuldigte sich, denn dies sollte nicht sein, und es käme auch nur alle paar Jahre vor.

Wir saßen da, Arm in Arm, und sprachen davon, dass es wohl keine Zufälle gäbe. Dieses Treffen auf der Straße war so unwirklich, und doch war es ganz klar und selbstverständlich.

Dann trennten wir uns, liefen fast parallel durch diesen Park, und langsam entfernten sich unsere Schritte. Dann bogen wir ab, er zu meiner neu gefundenen Liebe, und ich auf meinem

Weg, der mich so weit vom Menschen weggeführt hatte.

Der glückliche Konkurrent 4. Sept.

Vielleicht ist es die Vertrautheit eines sonnigen Septembertages, die auch im Ruhrgebiet sehr schön sein können, oder es ist das verliebte Gefühl im Bauch, was mich eher schweben als laufen lässt. Oder ist es einfach das Gefühl wieder Zeit zu haben, um dem Leben Raum zu geben. Ich weiß es nicht. Aber soviel ist klar ich fühle mich wohl, beschwingt und leicht, wie ich es schon lange nicht mehr von mir kenne. Als könne man der ganzen Welt zuhören und trüge größte Transparenz in sich, so begegne ich diesem Tag, der ein völlig belangloser 4. September ist, 50 Jahre und 4 Tage nach irgendeinem großen Krieg. - Ich finde keinen Bezug, und ich brauche auch keinen.

Selbst als Konkurrent im Bett der Geliebten vom vorigen Freund aufgefunden zu werden, alleine mit der Gitarre und natürlich guter Laune, - wie sollte es auch anders sein, - erschrickt nicht und nimmt nichts von dem, was ein schöner Tag bringen kann. Dieser hat seinen Fluss und das Verträumte und Weggetretene entwickelt schönste Formen in den Gedankenspielen eines Spazierganges.

Davor sitzt man selbstverständlich auf das Wachwerden wartend in einer Küche, nimmt einen Kaffee zu sich und spricht mit einer Umgebung Mensch, als kenne man sie schon seit Jahren. Der Konkurrent läuft herein, - nein, - ich bin ja die Konkurrenz, - macht hektische Bewegungen, schnell redend und mir abgewandt tritt er kurzerhand die Flucht an. Ich gehe zum Topf, einen Asterix in den Händen und warte geduldig bis herauskommt was herauskommen muss. Wieder in der Küche, nach einer Zigarette, ist es dann Zeit einen Spaziergang zu machen, um ein bisschen Natur zu sehen, die ich brauche, um meine Gedanken spielen zu lassen.

Mit etwas Plastikabfall in den Händen laufe ich durch den Park am Stadtrand und lasse diese Gedanken werden, dass was sie werden wollen, um später ihren Platz auf dem Papier zu finden. Am Nachmittag packt mich das Gefühl schreiben zu wollen. An der Wohnung der Geliebten treffe ich Silke und Sabine. Wir fallen in ein Gespräch, was sich stetig belebt, und es kommen ungewollte Worte, die mir das Zuhören leicht machen. Ich sitze auf der Treppe an den Türrahmen gelehnt, als wäre ich zu Hause und höre von Schöнем aus Südfrankreich. So entstehen wieder kleine Ewigkeiten wenn man einfach irgendwo sitzt und ist. Morgen wäre noch ein Dortmund und so verabschieden wir uns.

Ich entschließe mich ein Fahrrad zu besorgen. Später werde ich schreiben. Statt des Fahrrades bekomme ich die Möglichkeit meine Bilder vorzuführen. - Das erinnert mich an Birke, einer Liebe, der ich am Anfang unserer

Geschichte ein Auto verkaufen wollte. Das Auto nahm sie nicht, und mein Fahrrad werde ich sicher auch wo anders finden.

Ein Penner quatscht mich an als ich am Bahnhof bin und bettelt unterwürfig, angetrunken um ein paar Groschen. Ich greife in die Tasche, finde fünf Mark, drücke sie ihm in die Hand und gehe weiter. Hinter mir höre ich noch die Worte:“ Erwin, komm, - wir haben genug!“

Ich werde müde als ich auf den Zug warte, denke der Zeitpunkt zu schreiben ist überschritten, aber trotzdem werde ich ein Café aufsuchen.

Ein Café ist von mir besetzt, dies schon über einen Zeitraum von gut zwei Stunden, und ich fühle mich hier sehr wohl. Die Kaffees und Tees haben geholfen meine Müdigkeit zu beseitigen. Es mag aber auch sein, dass ich ganz von selber wieder Wachwerden bin. So schreibe ich, und was in den frühen Nachmittagsstunden verpasst wurde ist jetzt wieder eingeholt. Weitere Gedankenbilder warten auf diesem Papier ihr Plätzchen zu finden, eine Geschichte ist schon geschrieben, und man bekommt den Eindruck bald wieder mit Menschen reden zu können. Außerdem braucht man eine äußere Realität, um wieder zu neuen Geschichten zu kommen.

Nachdem man so in seine Gedanken vertieft war fällt es natürlich schwer der Kopf zu heben und Teilhaber eines Ganzen zu werden, hört man doch nur Sprache, interessiert am einen oder anderen Wortfetzen, lässt aber dieses „Ihr da“ und mein „ich hier allein“ So schnell kann man sich nicht mit einer Welt dort draußen verbinden. Außerdem bin ich erst zum zweiten Mal in diesem Café einer fremden Stadt, die wohl Geburtsstadt ist, und habe daher noch keine Kontakte.

Kaum habe ich diesen Satz geschrieben streichelt mir schon jemand über den Kopf, und ich sehe Siegbert den Feuerspucker, den ich auf diesem Spektralienmarkt kennen lernen durfte. So könnte man als frommer Mensch fast schon von einem Wunder reden, einer Führung Gottes, wobei die Christen, meine alte und krumme Verwandtschaft, dieses Wort Gott sicherlich besonders betonen würden. Über eine Führung wäre ich durchaus bereit zu reden, aber der Gott, den mag ich lieber weglassen. Das würde mich wieder zum Zweifler machen.

Lassen wir dies jedoch bei Seite, ich wollte weder über Gott noch über Siegbert reden, vielmehr fällt mir eine Szene ein, die sich mit dem Beenden der letzten Geschichte ereignete. Dort nämlich setzte mir Gott einen Freund neben mich. Es war Uli der Schmied. Auch ihn kenne ich vom Jahrmarkt, und er hatte mich schon eine ganze Weile beobachtet als ich so in meinen Gedanken vertieft war. Mit einem Augenkontakt versuchte er eine Verbindung zwischen ihm und mir herzustellen, aber da dies bei vertieften Schreiberlingen nicht geht, setzte er sich ab irgendeinem Zeitpunkt einfach

neben mich, und da finden wir schon das nächste Wunder. Just in diesem Moment war ich mit meiner Schreiberei fertig. Woher sollte er nun wissen, dass gerade da meine Geschichte zu Ende ist?! Dies scheint wohl eher von einer unergründlichen Empathie bestimmt, die halt bei manchen Menschen existiert. Aber lassen wir auch das. Ein Mensch saß neben mir, und ich brauchte nur noch zu sagen: „Einen Augenblick, - ich muss diese Geschichte nur kurz ins Inhaltsverzeichnis meines Tagebuches eintragen, und schon habe ich Zeit für Dich.“

Ich war also gerettet, konnte Feierabend sagen und dem Erzählen und Hören von Mensch zu Freund Raum geben. Was wollte ich auch mehr in dieser Welt, die mir im Moment immer gab, was ich auf meinem Wunschzettel hatte.

Kick down! 6. Sept.

Ich möchte der Situation zwischen Werner, Barbara und mir keine klassische Größe zukommen lassen, doch scheint das Wechselspiel, doch scheint sich das Wechselspiel zwischen uns dreien zu schwankenden Wellen zu entwickeln, die nun auch mich treffen.

Der Anruf den ich gestern vom Hause meines Vaters führte, hatte nichts weiter als die nüchterne Frage im Hintergrund, ob wir nun bei Silke Dortmund gehen würden oder nicht. Der entscheidende Satz, der mir den Boden unter den Füßen wegriss kam kurz nach der einfachen Äußerung, dass Verhältnis zwischen ihr und Werner hätte sich verbessert. In einem Gespräch, so Barbara, wäre vieles zur Klärung gekommen und die Spannungen sein beigelegt. Eigentlich sollte das ja ein Grund zur Freude sein, bei der man einfach sagt: „, Toffte, - endlich haben wir es leichter!“ Nein, - statt dessen lege ich wohl noch ganz ruhig den Höher auf, und lasse mir vordem noch die Adresse von Silke geben, komme aber dann in eine erdrutschartige Stimmung, die mir nach allen Richtungen, aber vor allem nach unten hin den Halt nimmt. Eine sozusagene Vatermorgane macht Sicht breit und setzt einen Nebel um mich herum, der völlig atemlos macht.

Der Situation noch nicht einmal bewusst, oder, wie soll ich sagen, - das Bewusstsein ausgeschaltet, fahre ich erst einmal zu Barbara.

Die Wohnung wird erst einmal nicht betreten, weil ein Auto darauf schließen lässt, dass er, Werner, da sein könnte, was aber gar nicht der Fall ist. Angst macht sich breit, und mit dem Klingeln, einem „Hallo Barbara!“, zeige ich mich in der Tür als hoffnungsloser Mensch, der jeder Sicherheit beraubt, nur noch sagen kann:“ Mir ist alles zu viel!“ Den Bauch verschnürt, weiß ich einfach nicht mehr. Hängende Arme auf einem Stuhl, ein Hosenloch

an der linken Arschbacke, weisen auf eine Figur, die kräftig, wie sie sein könnte, nur schwach Wortblasen aus sich heraushaucht.

Rasieren, Haare schneiden von Barbara, Worte von ihr, zeigen bei mir keine Änderung.

Ich solle mir nicht so viele Sorgen machen, sagte mir Barbara heute Morgen. Vorher hatte sie geweint, als ich mit vielen Worten alles relativierte, alles in Frage stellte und den Gedanken nach Flucht aussprach. Diese Beziehungsunfähigkeit im Notzustand, das Fehlen einer dort inneren Ruhe, die einfach sagen kann: „Ich bin da, und bei da!“ eröffnete die Tür zum Schreckenhaus. „Ich möchte einige Tage allein sein.“ waren ihre folgenden Worte. Später kam noch ein „Ich ruf´ Dich heute Abend noch an!“ und „Mach´ Dir wirklich nicht so viele Gedanken“.

Barbaras Schwanken war damit besiegelt, weil auch jetzt von meiner Seite Unsicherheit herüber kam. Stark sein, immer verstehen können, Geliebte sein, auf der einen Seite, Freund bleiben auf der anderen, das schien Barbara zu zerreißen. Die gestressten Tage des Jahrmarktes rächen sich damit doch noch zu späterer Zeit. Mir fällt ein, ich habe kein zu Hause. Ruhe, denke ich und...

Schwere 9. Sept.

Wir schreiben wieder einmal einen Samstag.

Genau vor einem Jahr bin ich nach Deutschland zurückgekehrt. Die Insel hatte ihr Ende gefunden. Jetzt sitze ich bei meinem Bruder, möchte auf ein Fest gehen. Etwas wie Depression legt sich ins Gesicht. Ich esse Schokolade und lasse die Wäsche von der Waschmaschine waschen. Der Bezug zu dem, was einmal war, hat sich verloren. Warum bin ich hier?

Barbara hatte angerufen. Ich war nicht da, fuhr irgendwo durch Dortmund und Bochum. Die Landschaft um die Zeche Karl erinnert mich an zu Hause. Ich dachte an Barbara, dachte, wie oft ich um diese Zeche mit Barbara spazieren gegangen bin. Da war Zuhause. Jetzt ist es nicht mehr da. Ich stehe im Leeren. Auch bei meinem Bruder ziehen sich, wo sonst Tankstelle ist, die Rollos zu. Sie hängen so verschlossen, auch wenn ich sie hochziehe, die Fenster endlich öffne: Schmerzen - Traurigkeit - Ein blindes Gefühl, ja, so weltverlassen traurig fühle ich mich. -

Ich muss raus - Barbara hat angerufen, gerade. Sie ist wie ein Engel.

Abschluss von Tagebuch XII 10. Sept.

Nach dem letzten Text, also Barbaras Anruf, lande ich sehr schnell bei ihr. Werner war, wie ich später erfuhr, in die Psychiatrie gekommen. Barbara war nun richtig mit den Nerven am Ende. Die Theaterarbeit stellte sich mit dem Ausscheiden von Werner in Frage. Eine Vorstellung wurde wegen Werners alkoholisiertem und psychisch labilem Zustand abgesagt, und auf der Fahrt dort hin, es sollte in der Nähe von Würzburg gespielt werden, spielte Werner mit dem Gedanken aus dem Auto zu springen, was er später zugab.

Jetzt begann der Urlaub für Barbara, und wie ich an diesem Abend feststellen konnte, war sie wirklich reif für diesen.

Einem Fest, was im Rahmen des Spektralienmarktes bei Barbara im Hof geführt werden sollte, gingen wir aus dem Wege, und ich hörte erst da die ganze Geschichte, die sich zugetragen hatte. Das Pils zum Dortmund beruhigte nicht nur den Magen, sondern auch uns beide. Trotzdem, Barbara ist aus diesem Dilemma noch lange nicht heraus. Noch kurz auf dem Fest gewesen, beginnt eine schlaflose Nacht, auch für mich.

Der folgende Tag war ein schwächerer und endete zum Abend in einer Art Weltfrust.

Es kam aber auch hoch, dass Barbara nur bedingt erreichbar ist, und durch die alte Beziehung befangen, noch lange nicht so weit ist offen für etwas Neues zu sein.

Diese großen Probleme hatten eher hemmende Wirkung auf mich, und führten gedanklich zurück zu einem Weg, den ich mit dem Spektralienmarkt verlassen hatte. Der Tausch, begrenzte Liebe gegen den eigenen Weg, war ein schlechter. Am Ende bleibt Sympathie und Liebe zu einem Menschen, der noch nicht frei ist. - Ende von Tagebuch XII.

Eigentlich bin ich... 11. Sept.

Eigentlich bin ich schon wieder zu weit...

... zu weit gegangen?

... zu weit gefahren?

Oder zu weit weg von der Welt, gegangen oder gefahren.

Ich wünsche mir, nicht so weit entfernt zu sein. Daher dieses Wort "eigentlich".

“Eigentlich” ist ja ein nichts sagendes Wort, in der heutigen Zeit, und ich muss überlegen, passt es nun hinein oder nicht.

Bauen wir den Satz Stück für Stück auf.

Eigentlich ist eigentlich der wirkliche Inhalt einer Sache, eines Dings oder einer Situation. Es geht um den Kern, nicht um die Hülle oder die Verpackung.

Im heutigen Wortgebrauch bedeutet “eigentlich” etwas ganz anderes. Zum Beispiel: “Eigentlich wollte ich ins Kino gehen, bin aber dann doch in der Kneipe gelandet.“

“Eigentlich” beinhaltet im heutigen Sinn, dass man von diesem “Eigentlich” eigentlich weg ist.

Es wird auf ehemals wichtigen Bezugspunkt hingewiesen, der aber schon längst verlassen oder verloren ist. Wir sind vom Eigentlichen schon lange weg, reden aber noch davon, um einem verlorenen Urzustand, der noch etwas Wesentliches in sich hatte, zu benennen. Eine schwache Erinnerung kommt auf, aber sie bleibt in diesem Wort kurz erwähnt vergessen.

Eigentlich ist heute eigentlich nichts. Das vielsagende Wort ist zu einem nichts sagenden Wort geworden.

Gehen wir im Satz weiter.

“Eigentlich bin ich...” ist im früheren Sinne so zu verstehen, dass es auf das Wesentliche meines Seins anspricht. Das Wesentliche eines Daseins steht plötzlich vor dem Unbewussten eines gelebten Lebens. Aus dem Unbewussten eines Ichs, was man eigentlich im Zeitgeschehen nicht mehr wahrnimmt, kommt plötzlich das Bewusstsein: Ich bin!

Vielleicht bin ich auch alleine, fühle mich heraus aus allem, und stelle genau an diesem Moment fest: Ich bin!

In diesem Erkennen befällt mich natürlich ein Schreck, da ich ja in unserem Zeitgeschehen gewohnt bin, mich als ganzer Mensch in ihm aufzulösen. Dieses “ich bin” alleine erlebt, wird zum größten Schrecken unserer Zeit schlechthin.

Es ist die Angst vor dem Dasein, dass man im letzten Sinne alleine führt. Um dieser Angst zu entgehen, sagt man “Eigentlich bin ich...”, um sich nach kurzem Aufhorchen, in einem Allgemeinen wieder zu vergessen.

Kommen wir zum nächsten. “Eigentlich bin ich mal wieder...” dies unterstützt die Belanglosigkeit dieser anfangs so wichtigen Wahrnehmung

seines Daseins, und noch weiter bin ich von diesem "Eigentlich" entfernt, dem Bewusstsein, dass ich bin.

Die nächsten beiden Worte, die den leicht dahin geschriebenen Satz beenden, "Eigentlich bin ich mal wieder zu weit...", stellen fest, dass ich den Punkt dieser kurzen Selbsterkenntnis überschritten habe, und dabei bin, wieder unterzutauchen, aber von einer schwachen Sehnsucht, einem kaum spürbaren Wunsch berührt bin, wieder zu sein.

Ich möchte zu diesem "Ich bin" wieder zurück. Ich wünsche mir das Eigentliche meines Lebens wieder zu finden. Ich bin noch nicht an mir vorbei gerannt, und stelle fest, da war doch noch was. Stand nicht gerade ich da, der sich im Spiegel für Momente erkannte?

Noch ist die Wichtigkeit, mein Sein zu erkennen, nicht erkannt. Es wird nur für einen Moment registriert, dass da etwas Wichtiges sein könnte, und zu dem gehört dann ein weiterer Entschluss, der vor seinem Spiegel stehen bleibt, für das Eigentliche ohne Ablenkung.

Gedanken auf einer Fahrradtour in Dortmund.

Zur Situation der letzten Tage 11. Sept.

Café Fritz, Bochum, um 21 Uhr.

Die letzten Tage seit dem Spektralienmarkt - dieser endete am 28. August - halte ich mich in Bochum auf. Ich bewege mich zwischen Bochum City und Bochum Langendreer, das heißt, ich bin eine Zeit bei meinem Bruder und eine andere Zeit bei Barbara. Heute war der erste Tag, den ich mal wieder in Dortmund verbrachte, was den Grund, das Arbeitsamt zu besuchen, innehatte. Die Zeit in Bochum entwickelt sich sehr schwerlich, und der Gedanke warf sich auf, diese Region wieder zu verlassen. Mit dem Geld, was ich während des Spektralienmarktes vom Arbeitsamt bekommen habe, gedachte ich, Deutschland gänzlich zu verlassen. Was dazwischen kam, war wohl Barbara, und damit eröffnete sich der Gedanke, wieder mit dem Malen zu beginnen, was automatisch so etwas wie ein zu Hause, eine Wohnung von mir verlangte. Dieser Gedanke gefiel mir, und wenn ich mir das ganze durch den Kopf gehen lasse, gefällt er mir noch heute.

Gestern befahl mich dagegen wieder Depression, die mich zur Flucht aufforderte. Ich war wegen Barbara da und verfolgte damit etwas, was ich nicht wollte. Das gab dem Ganzen einen Nebengeschmack und gefiel auch Barbara nicht. Diese Aussage, gestern wohl nur gefällt auf Grund meines Frustes, war die einfache und schnelle Antwort auf mein Unwohlsein.

“Ich muss weg” ist immer ein Mechanismus, der einsetzt, wenn mich Unstimmigkeiten befallen. Das weitere ist, dass ich mit diesen Unstimmigkeiten in einen Weltfrust verfallende, der den Boden unter den Füßen wegzieht. Dies ist für Barbara, meiner Mithölerin, eine doppelt blöde Situation. Einerseits ist sie durch die Psychatrieeinweisung von Werner tangiert und andererseits spiele ich ihr auch noch so etwas wie Frust vor, was sie noch mehr aus dem Lot bringt. Ich werde somit auch noch zur Belastung für Barbara. Auf der einen Seite finde ich das auch gut, weil klar ist, dass man nicht nur gut drauf sein kann, und die Situation mit Werner hat das ja auch provoziert. Ich kann nicht nur der Auffänger für die Überforderungen von Barbaras und Werners Freundschaft sein. Diese Richtung wird aber schon eingeschlagen. Barbara fehlt es an Ausgewogenheit und an Zeit für sich alleine. Sie verschließt sich, was die Situation ganz einfach von ihr verlangt, und das ist logisch. Ihr Zuviel wird damit auch zu einer Enge, die sich auf meine Gefühle überträgt. Auf Dauer ist das missfallend. Der Kampf, der dort ausgefochten wird, geht auf Kosten unserer neuen Freundschaft, die sich gerade zu entwickeln beginnt.

Kommen wir wieder zu dem: Mir geht es schlecht. So ist das Eingestehen meiner Situation eine Überforderung für Barbara. Sie steht damit zu stark in dem Verhältnis, helfen zu müssen, und wird damit abblocken, was sie schon gezeigt hat, wenn noch ein Hilfloser etwas von ihr fordert. Was auch sehr schwierig ist: Eine Beziehung, die vier Jahre alt ist, lässt sich nicht von einem auf den anderen Tag beenden. Wenn zu der Beziehung noch der gleiche Arbeitsplatz kommt, ist diese Trennung doppelt schwer. Die Einweisung von Werner in die Psychiatrie bedingt eine weitere Hilfe von Barbaras Seite, da es sich um den Erhalt ihrer Existenz handelt. Das ist logische Folge. Jedoch wird es an dem Punkt gefährlich, wo Barbara sich eingesteht, ich kann Werner die Hilfe nicht abweisen. Was auf eine edle Ader schließen könnte, ist wohl eher der Schlüssel, für eine gefährliche Ambivalenz, die sich zwischen Werner und Barbara zieht. Die Helferin und der Hilflose bilden in den Bildern ihrer Kindheit ein sich verblüffend gut ergänzendes Paar.

Mag sein, dass die Beziehung einen scheinbaren Schluss gefunden hat, so spielt sich doch etwas im Unterbewussten ab, was viel stärker verbindet als man glaubt. Was sich seit dem Ende des Spektralienmarktes sehr stark eingespielt hat, ist eine distanzierte Haltung von Barbara zu mir. Aber auch während des Marktes ist mir aufgefallen, dass Barbara am Tage Begegnungen mit uns aus dem Wege gegangen ist. Das lässt auf die Angst vor der alten Beziehung schließen. Diese Mechanismen pflanzen sich nun verstärkt in der Wohnung von Werner, Ralf und Barbara fort. Diese Distanz, die Barbara jetzt ausweitet, ist nicht mehr mit dem überstrebten Zustand letzter Tage zu erklären.

Da, wo Vertrauen ist, fließt Energie, die Kraft bringt. Dieses Vertrauen, dieser Fluss hat irgendwo einen Bruch. Und dieser ist schon fast von Anfang an zu spüren.

Geliebt und gefressen 12. Sept.

Vor mir steht ein großer Glasbecher mit Erdbeerquark. Das Bitter Lemon in einem kleinen Glas serviert wirkt eher arm und schlicht. - Es sind einige Minuten vergangen. Der Quark ist gegessen, das Glas mit Bitter Lemon, noch halb voll, wirkt nun schon ein bisschen größer gegenüber dem leeren Quark. In Kürze sind die Unterschiede kleiner, und damit fühlt sich der Bauch wohl. Was fehlt ist jetzt ein Kaffee, nein, besser ein Espresso. Die angenehme Müdigkeit, die nach dem Dortmund auftritt, gefällt.

In meine Blickrichtung hat sich eine rotgesichtige Frau gesetzt, die ich einen kurzen Moment anschau. Sie steht auf und bewegt sich nach diesem Blickkontakt auf mich zu und setzt sich an den Nachbartisch. Sie spricht vor sich hin. Ihr Zustand ist orientierungslos und hilfeschend. Die Frage an den Kellner, ob sie ohne Geld sitzen bleiben darf, wird mit ja beantwortet. Sie steht wieder auf und will sich zu mir setzen. Ein gewisser Schrecken, Geruch von fettem verpackten Fleisch, es widert mich an. Sie merkt es ohne einen Ton meinerseits und setzt sich zurück. Ich höre ein Feuerzeug, schreibe beruhigt weiter.

Mein Zustand ist wieder weggetreten. Die selbstgedrehten Zigaretten sind von geringem Geschmack. Ich schau kurz zu ihr. Das Gesicht zeigt eine einsame Härte. Vor ihr bewegt sich der Qualm der Zigarette aus bissigen Lippen. Die Töne aus diesem Munde sind hilflos hoch und lassen ein schwankendes Kratzen hören. Man bekommt Angst in der Nähe eines solchen Menschen.

Mein Zustand ist. Ich würde gerne noch einen Espresso trinken. Er sollte stärker sein.

Wenn ich an meinen Bruder denke, fällt mir ein, der Mensch ist eigentlich zeitlos. Die Menschen rauben mir die Zeit, lenken mich ab, und ich würde mich an den Menschen verlieren.

Die Frau mit dem stinkenden fetten Fleisch zählt Geld und bestellt kurz danach einen Kaffee. Der Kellner bringt den jetzt stärkeren Espresso. Ich brauche vier Stück Zucker, packe im Moment die letzten beiden aus.

Seit ich Barbara kenne, erwächst ein Bedürfnis nach Sexualität. Barbara verlässt das Bett schon in der Frühe. Ich akzeptiere es, stehe wie sonst selten kurz danach auf. Die Frau redet eine Person am anderen Tisch an. Tonlos

spricht sie von einem Arzt. Unterbricht und redet wenig später alleine weiter. Ich verfolge das Gespräch nicht mehr. Barbara gefällt mir manchmal. Ihre Beine sind dunkel und stark behaart und erinnern mich an Caro, einer alten Freundin. Barbara ist etwas schlanker und hat eine versteckte Weiblichkeit. Als wir gestern zusammen schliefen, habe ich so etwas gespürt wie weiblich. Sonst wirkt Barbara eher mädchenhaft. Obwohl sie viel tut, ist sie von einer Unerreichbarkeit umhüllt. Ihr freundliches Gesicht, ihr Entgegenkommen, die ganztägige Ansprechbarkeit ihrer Person geben im ersten Moment ein ganz anderes Bild. So wie der Ausdruck ihrer Hände ist ihr Wesen von kindlichen Zügen, die sie anziehend machen. Damit fällt das Stück Weiblichkeit weg, was ich nur manchmal mitbekomme. Ihre Sicherheit stellt mich manchmal in eine Unsicherheit. Mein äußeres Auftreten ist nicht so konsequent wie das ihre. Ich stecke weniger im Leben als sie, und manchmal werde ich sogar zum Neider.

Werner macht einen altersgeschwächten weggetretenen Eindruck. Nach außen ist Barbara stark. In meinen Armen weint sie ganz still, wenn sie nicht mehr kann. Das hat was mit Werner zu tun, den sie trägt und doch nicht mehr liebt... "doch nicht mehr liebt" habe ich gar nicht schreiben wollen, aber ich habe es gedacht. Jetzt steht es zweimal da. Ich weiß nicht, warum ich so etwas sage, und vieles weiß ich, ohne es zu wissen.

Ich werde vor Barbara schwach, fällt mir ein. Ist es der Platz in der Beziehung, der noch besetzt ist, was mich beängstigt oder schwächt, oder ist es Barbara selbst? Wird es mir bei Barbara gehen, wie es Werner jetzt geht. Wie endete die letzte Beziehung mit Barbara? Werner wählt den Weg der Krankheit und erhält sich die Sympathie von Barbara.

Mit dem Beginn des Jahrmarktes hatten Werner und Barbara eine gemeinsame Linie. Im Verlauf dieses Marktes traf Werner auf eine immer stärkere Kritik von Barbara. Darauf trank Werner immer mehr. Mit seinem Zusammenbruch, der Einweisung in die Psychiatrie, wächst die abgelegte Zuwendung von Barbara. Zuwendung ist nicht gleich Sympathie, aber Zuwendung ist Zuwendung. Wenn die Liebe verloren geht, erkauft man sich die Zuwendungen.

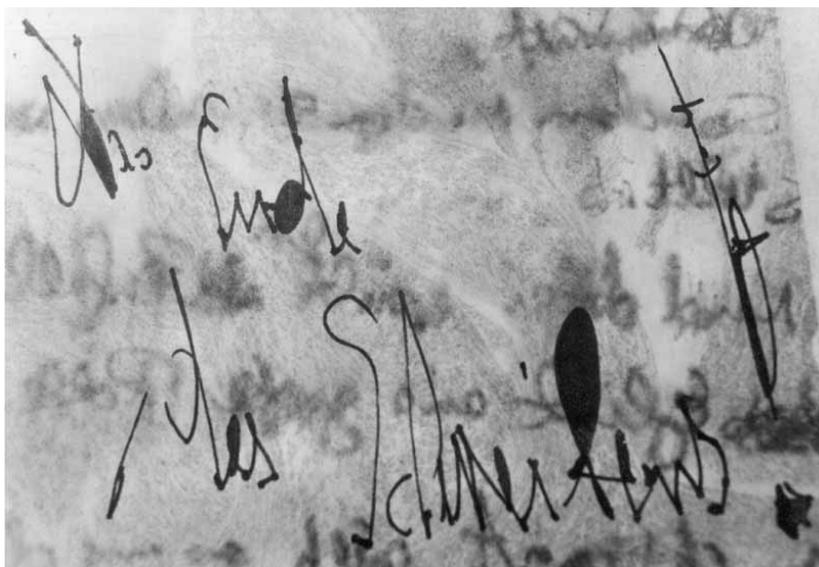
Als Barbaras Mutter in tiefster Depression stand, wandten sich ihre Töchter ab und verließen das Haus. Barbara blieb, gegen das Reden der Schwestern, bis sich ihre Mutter in der Wohnung erhängte.

Die Erfahrungen mit Werner erinnern sie, so Barbara, an die Erfahrungen mit ihrer Mutter. Das Weggetretensein ihrer Mutter regte sie am meisten auf. Trotzdem war sie in der Lage, als jüngste Tochter an der Seite ihrer Mutter zu stehen, bis sie starb. Barbara sagt, ich kann Menschen die Hilfe nicht verweigern, wenn es ihnen schlecht geht.

Werner ist seit zweieinhalb Tagen aus der Psychiatrie entlassen. Ich will mir keine Sorgen machen, will aber auch nicht mit Schranken leben.

Das Café ist leer. Die hilflose nach Fett stinkende Frau ist weg. Ich werde noch eine Zigarette rauchen.

Später, nachdem ich das Café mit meinem Rade verlassen hatte, traf ich diese Frau im Torbogen wieder und sie grüßte.



16 Kleiner Septemberurlaub

In dieser Zeit bin ich mit Barbara im Urlaub, wo verschiedenste Stimmungen auftauchen, bei mir auch die unterschiedlichsten Gedanken im Kopf sind. Ein bisschen steht auch der Vergleich zwischen Barbara und mir „Raum“. Es zeigt sich, dass ich doch der Mensch bin der sehr stark nach innen gekehrt ist. Im Ganzen ist der Urlaub jedoch recht entspannend und erholsam, vor allem weil Barbara weg von Werner ist.

Keine Klippe vorhanden 21. Sept. 1989

Bewegt man sich von etwas weg, scheint es, als kehrt es doch wieder und wieder. Wenn es sich um Tiefen unauffindbarer Art handelt, wundert man sich, wenn plötzlich diese Klippe erscheint. Man scheint zu stolpern und in den Abgrund zu stürzen. Man fällt unerklärlich, fällt, obwohl man die meisten Lebensschritte zu beherrschen glaubt. Kurz danach, wieder aufstehend, stellt man fest, dass keine Klippe vorhanden war. Es war nur ein Stein. Danach eine Fata Morgana, in deren Tiefe man zu ersticken drohte. Kindliche Schreie spielen sich ab und zwingen zu einem willenslosen Gewisper. Der Buhmann, der allzu oft in Kinderträumen Gefangenschaft besiegelte, wird groß. Nun ist man groß. Das kurz bärtige Gesicht in den Spiegeln eines Kaufhauses zeigt etwas Wildes und Verwegenes. Fast könnte man vor sich selber Angst bekommen. Und die Nacht macht dieses ängstliche Kind in diesem Wilden wach.

Kinderschreie in den Armen einer Geliebten schaffen sonderbare Töne, zeigen Angst. Leichter ist, wenn man schreit, eine Rolle spielt, in der Töne vorkommen, die etwas Unwirkliches mit sich bringen. Ein Schritt aus einem Loch, nach einer Klippe und einer Tiefe, die es scheinbar gar nicht gab. Der Gang geht weiter.

Alleine, zu zweit reden 22. Sept.

Der Abend, wohl war es gestern, ließ so etwas wie vertraut melancholische Geschichten aus mir heraus. Auf einer Bank, von Bäumen und Wiesen umgeben, sprudelten sie im langsamen Fluss, erzählten sich wie selbständig, eine Assoziation der anderen folgend. Oft erzähle ich mir die Geschichten nur, um mir meiner Weise bewusst zu werden. Ich finde darin

immer etwas, was ich bin. Ein Verständnis zum Leben entblättert sich, was jenseits einer vernunftbegabten Welt, Anderes zum Inhalt hat.

Der Abend sprach viel vom Tod, von Freunden oder auch vermeintlichen Freunden, dessen Leben schon zu Ende war. Doch fand ich in diesen Geschichten sehr viel vom eigentlichen Leben, was ich im Bezug auf diesen Tod erst recht verstehen konnte, und so spreche ich auch heute noch gerne von diesem Tod.

So saßen wir auf dieser Bank, meine Gedanken bewegten sich, und ich sprach sie auch zu Ende, sah mich dann jedoch alleine, auch wenn dort jemand neben mir saß, der Scheins zuhörte, aber man ist immer alleine, genauso wie die, die mit ihrer Welt abgeschlossen haben und gingen. - Noch ist es nicht so weit, - ich weiß, ich suche noch Verbindungen, suche Gespräche, und suche wahre Töne, die so etwas wie - wichtig sagen und dies auch meinen, und wo man am Ton schon spürt, dass dort nicht nur Worte sind, die sprechen.

Vertrautes bleibt 22. Sept.

Ich weiß nicht, ob es vorteilhaft ist, dass Barbara die Bars nicht gerne betritt. Ich besuche sie gerne, und ich bin jetzt auch gerne alleine dort. Dieses Alleinsein ist eine fremde Weise geworden, obwohl sie das Wichtigste ist, was ich seit Monaten, ja, schon mehr als einem Jahr betreibe. Jetzt hat sich die Haltung zu zweit zu sein eingelebt, und der Urlaub, dieses Gemeinsame, spielt sich in einer angenehmen Weise als ein Seite an Seite ab. Die Momente, die ich jetzt wieder für mich alleine habe, können das nur betonen. Irgendwo stimmen die Situation und das Gefühl zueinander.

Der gestrige Abend, der sich auf dieses Alleinsein bezieht, und das Wichtige in den Erzählungen vom Tode sieht, trennt sich demnach nicht vom anderen. Es existiert Distanz, das für bestimmte Momente, aber sie bleibt nicht. Das Leben hat so etwas wie Nähe und auch Ferne. Es gibt kein Absolutum des "immer entfernt", was in alten Erfahrungen ein Wiedersehen und ein Wiederfühlen nicht möglich machte. Diese Abgrenzung stellt sich nur als Angst heraus, eine Angst vor alten immer wieder warm werdenden Gefühlen, die man zu früheren Menschen hatte. Ein Stück dieses Menschen, den man einmal mochte, auf den man sich einmal eingestellt hatte, bleibt. Die Ebenen verschieben sich. Das intensive Gefühl wird mal weniger, und später wird es wieder mehr. Mag auch sein, dass eine gewisse Distanz entsteht, aber ein Bezug bleibt, und wenn Fremdheit entsteht, ist es nur die Angst, die eigene oder die des anderen.

Die Angst zu verlieren hat uns gelehrt, Grenzen zu setzen. Wir beenden eine Beziehung, sind häufige Reaktionen. Damit beginnen wir aber einen Teil von uns zu negativeren, einen Teil, der uns Schmerzen bereitet, und den wir an uns nicht akzeptieren.

Eine alte Liebe fällt mir ein. Es ist Caro. Ich traf sie letztlich in einem Café. In diesem Gespräch stellten wir fest, dass noch so viel Gemeinsames vorhanden ist. Ich meine, es ist sogar alles vorhanden. Auch die Frage, warum wir uns getrennt haben, ist nicht mehr zu beantworten. Oder doch, - Von meiner Seite war da schon ein Stückchen Angst. Aber da sitzt man wieder und genießt das Zusammensein. Alte Vertrautheit stellt sich ein, und genauso geht man und weiß, sie bleibt. Vertrautsein bleibt, und man kann immer wieder gehen, genauso wie man immer wieder kommen kann. Das Drama der Liebe verliert sich. Es gibt viele Geliebte, und was für den einen schrecklich ist, stellt sich für den anderen als großes Glück heraus.

Unsere Schwierigkeit, lieben und lieben zu lassen, gäbe es im eigentlichen Sinne nicht, hätten wir keine Angst. Ich erwische mich immer noch in dieser Angst, dies zum Beispiel gestern, doch glaube ich in Zukunft, dass sie immer weniger wird. Wie ich feststelle, kenne ich diese Angst und sehe, wie dumm sie ist. Etwas von Freiheit klingt im Ohr, und der Gefallen am Leben macht sich breit. Ich verliere nicht, gewinne eher, wenn ich zulasse, was ist. Weg von Besitz und Festhalten lebe ich eine Form von Leben, die alles tolerieren kann.

Barbara und ich sind in einer Situation, die mit dieser neuen Liebe erst umgehen lernen müssen. Das Ende ihrer Beziehung, das eigentlich noch keines ist, sollte verstanden werden. Werner ist und bleibt Freund, egal auf welcher Ebene. Angst, die beendet und den Strich zieht, wo es keinen zu ziehen gibt, macht die Situation nur schwer. Es bleibt die Sympathie, die Zuneigung und das Verständnis, die gelebt sein können. Die Angst ist es, die bricht und den Vertrauten ohne Adressanten lässt. Eine Vorsicht von Barbara mir gegenüber ist das Festhalten an das, was einmal war und nicht so einfach abgeschnitten werden kann.

Zwei Bier sind getrunken, das erste gemeinsam, und das zweite allein. Es gibt immer mehrere Seiten. Zu oft sehen wir nur die eine, und schreien, wo es nichts zu schreien gibt.

Aufbruch 26. Sept.

Es ist der letzte Tag in diesem Septemberurlaub. - Der Morgen ist von Unruhe bestimmt, die sich im Kopfe bewegt. So etwas, wie Geist macht sich breit, der zu ergründen sucht und wissen will. Ich will verstehen, was

außerhalb von mir ist. Eine Materie, ein Gedankengebäude, eine philosophische Weise geht mir durch den Kopf. Die letzten Tage war es schon einmal so. Von Gedanken gepackt sieht man in eine Leere. Nichts ist fassbar, was einen Gedanken wert ist. In sich horchend, stellt man fest, dass die Seele einen Gegenstand sucht, den sie verstehen will. Ich will raus. Eine gewachsene Knospe will blühen, könnte man pathetisch sagen. Die Tagebücher haben ihr Ende. Ein Gefühl will nach draußen, vielleicht, weil es so etwas wie Liebe gespürt hat, weil es gedeckt, ja überdeckt vom Gefühl, Zärtlichkeit und Erotik Spiele gespielt hat. Betrachtet man diese Spiele der Zärtlichkeit und Erotik, so hatten sie in meiner Vergangenheit schon immer beflügelnde Wirkungen gehabt. Ich will nicht zurückgreifen. Beflügeltsein ist der jetzige Zustand. Die Erklärungen, das Vergleichen mit Bildern der alten Zeit ist nicht nötig. Der Zustand ist selbstverständlich, schnell und bleibt. Ich hatte heute Morgen Dorro im Kopf, die Einsame und Verschlussene. Jahrelang hatte sie für sich gelebt, in einer Art Versenkung Kraft geschöpft. Dann begann sie mit der Schule, dem Studium und zeigte, was schon lange bewahrt in ihr wartete. Eine Bewunderung befällt. Selbst aus der damaligen Depressiven und Stagnation stellte ich Bewunderung fest. Damals wollte ich nicht. Jetzt treibt es mich und ich beginne mit den Schritten, die mehr bringen als ständige Selbstbetrachtung.

Das Thema der letzten 1 ½ Jahre war eine Flucht von diesem „Ich will!“. Dieses „In-sich-sein“ endete in einem Außerhalb vom Leben, in einem Außerhalb von Welt. Der Betrachter zu dem ich mich gemacht habe, scheut die Berührung. Alles sollte seinen Gang gehen. Zuschauer wollte mein sein und bleiben. Das Geschehen sollte unberührt betrachtet werden. Jedoch, jede Beobachtung beeinflusst das Objekt, da man selbst Objekt ist und damit anstößt, auch wenn man meint außerhalb zu sein. Selbst wenn ich nur schaue, wie Kugeln über einen grünen Filz laufen und Banden stoßen von denen sie abprallen, nehme ich Einfluss an dieser Bewegung. Allein mein Interesse, mein Dasein kann beim Spieler etwas auslösen und damit den Verlauf verändern.

Wir haben immer Einfluss, machen ihn immer geltend, versteckt oder nicht versteckt nehmen wir an jedem Spiel teil. Der Schrecken ohne dieses Bewusstsein gelebt zu haben, zu glauben, man hätte nicht, weil man doch nur schaute, wäre ein Schmerzlicher. Bewusst dessen, das man existiert, kann man sein Dasein nur wollend verstehen. Ich bin und ich handle. Auch wenn ich nicht handle ist dies ein Handeln, selbst in dem Glauben ich hätte nichts getan. So ist der scheinbar gelassene Zustand das Resultat, was man erbringt, und was über Zufriedenheit oder Unzufriedenheit entscheidet. - Jahrelang Betrachter zu sein ist somit kein Verlust, kommt man zu dem Punkt sich im Einfluss auf das Geschehen zu sehen.

Kom. 7.2.97: Was in diesem Text nicht klar ist, wäre die Definition des Tätigseins. Das Schreiben in Cafés, und das Reflektieren von Situationen, wie hier bei Werner und Barbara, ist ein äußerst aktiver Prozess. Die Rolle des Betrachters ist nicht die, sich in einem Sud zu suhlen, sondern man nimmt etwas auf und spiegelt etwas. Dafür bedarf es schon dieser Ruhe, die den Spiegel hält und nicht wackelt. Ein unklares Bild entstünde, hätte man diese Ruhe nicht. Was ich in diesem Zustand, am Ende eines Urlaubs, meine machen zu müssen, wäre der Bruch mit diesem Weg des scheinbaren passiven Betrachters. Der Zweifel an seiner Haltung dem Leben gegenüber, tritt immer wieder auf, was ganz natürlich ist. Glücklicherweise finde ich zu dieser Haltung immer wieder zurück, und übe mich weiter in dieser Rolle des Außenstehenden, der alles andere als inaktiv ist.

Ich meine auch nicht, dass es meine Aufgabe ist etwas zu verändern, nur weil ich dort für Momente spüre, ich habe wieder unheimliche Kräfte. Heute sehe ich meine Aufgabe eher darin Vorführender zu sein, und einen Blickwinkel ganz bestimmter Art darzustellen. Wird dieser von vielen gesehen, kann er durchaus sehr viel mehr bewegen, als die einzelne gut gemeinte Aktivität.



17 Schwere Zeit nach dem Urlaub

Nachdem Barbara und ich aus dem Urlaub zurückkommen wird die Zeit für uns sehr schwer. Es treten sofort Probleme mit Werner auf. Barbara muss sich zurückziehen. Damit lebt sie wieder mehr in ihrer Welt des Theaters und ich bekomme in der Zeit eine verfallene Wohnung und bin noch kurz in Süddeutschland. Dort erkenne ich, dass die Geschichte zwischen Barbara und mit auseinander laufen wird.

Nach dem Septemberurlaub 29. Sept.

Ich fahre erst einmal ins Café und denke nach, zuvor jedoch, ein Gedanke: Ich stehe nach dem Urlaub in der gleichen alten Welt und sehe, dass sich nichts geändert hat. Die Sorgen haben die gleichen Nöte, und es scheint beschreiben sie die gleichen trostlosen Wege. Etwas Neues ist nicht zu erkennen. Die alten Dramen scheinen sich nur wiederholen zu müssen. Die Entscheidung eigene Dramen nicht zu wiederholen scheinen daher dumm. Das passt nicht in unsere Welt. - Mit diesen Worten bewege ich mich erst mal ins Café Fritz.

Wenn man jemanden liebt teilt man mit ihm alles. Jede feine Welle die fließt spürt man. Selbst an einem Telefon hört man, wenn wortlos Sorgen durch die Leitung strömen. Wer kann diese Ströme messen? - und doch sie sind da, und damit stört diese Leitung des Telefons. Wie durch ein Panzerglas sieht man und ist der Berührung nicht fähig, und doch spürt man alles. - Ein schrecklicher Zustand. -

Sie sprach wohl davon, damit alleine fertig werden zu müssen. Eine harte und nüchterne Stimme waren auf dieser anderen Seite zu hören. Später sagten wir nichts. So verging tonlos eine Zeit, und sie sagte viel mehr. -

Seit gestern war unser Urlaub vorbei. Eine gemeinsam gefundene Transparenz schien jetzt wieder zu zerstören. Das vorher Verlassene taucht mit gleichen großen und grauen Schatten wieder auf und scheint jetzt noch schrecklicher. Das Schöne und Leichte, die gewonnene Entspannung, unser leichtes Lieben, waren mit der Rückkehr schon fast wieder zerschlagen.

Die Freiwilligkeit der letzten Tage hatte etwas an uns verändert. Es war eine Art Licht, was uns umgab, und damit war auch wieder Hoffnung da. Das war das Wichtige, - diese Hoffnung! So war man auch gewillt wieder zu

handeln, und glaubte an gemeinsames Tun und an dieses uns umgebende Licht.

Das Licht an der anderen Seite des Telefons schien jetzt zu erlöschen. Die Nacht hatte es nicht geschlafen. Mir ging es komischerweise genauso. Sie war um 6 Uhr morgens aufgestanden, und ich, örtlich unabhängig, stand ebenfalls um diese Gleiche Zeit auf. Ich war in den verkehrten Zug gestiegen und fuhr an diesem Morgen nach Hattingen. Was wollte ich in Hattingen? - Scheiße! - genau in diesem Moment betritt Werner dieses Café, und er nimmt mir bei Leibe die Ruhe zu Schreiben. Ich muss daher unterbrechen.

Wie schon erwähnt hatte Werner das Café betreten. Wir sprachen. Am Anfang widerstrebte es mir, aber dann redete ich, und mir wurde auch leichter. Jedoch war eine gewisse Spannung durchgehend zu spüren. Damit hatte er einiges von mir gehört, aber hatte er es wirklich verstanden? - 150 Tropfen Neurocil sprachen eher dagegen, und dagegen sprach auch die alte verlorene Beziehung. Verloren nicht nur für ihn. Ich sage es schon im Voraus, als einer der zuviel spricht, und damit bewegte ich etwas, was seinen ganz eigenen Gang gehen musste.

Später gesellte sich zu uns noch Siegbert, und er begann wie immer mit dem Leid seiner Beziehungen, sprach von der Schlechtigkeit des Lebens, was ich aber nicht verstand. Ich hielt das Leben immer noch für schön und angenehm.

Später hielt ich es jedoch für besser die beiden zu verlassen, um in eine andere Kneipe zu gehen, und auf diesem Weg habe ich wohl auch Barbara angerufen, womit sie auch wusste, wo ich war. - Was ich bis zu diesem Zeitpunkt nicht wusste, war, dass Werner unmittelbar nach diesem Telefonat, - ich sprach übrigens auf den Anrufbeantworter -, ebenfalls heimkehrte und mit Barbara gesprochen hat, und das sollte vehemente folgen haben.

In der anderen Kneipe saß ich eine Weile, und schon hatte ich wieder Siegbert am Hals, der mir wohl gefolgt war, und er setzte sich auch gleich zu mir und lud mich zu einem Bier. Das nahm ich an obwohl ich vorher Bitter Lemon trank. Dazu konnte ich mir sein Gespräch anhören, wozu ich eigentlich keine Lust hatte. Seine Worte waren zu sehr Sprüche, Sprüche von Männern, die solche auch sein wollten. Ich hörte ihm aber zu, hatte im Hinterkopf etwas ganz anderes. Irgendwie spürte ich, dass etwas passierten sollte. Was, dass wusste ich nicht, und ich wusste ebenfalls nicht, ob ich wegen dieser Ahnung noch mal zurück ins Café Fritz gehen sollte. Also trank ich, hörte diesen dösen Sprüchen von Siegbert zu. -

Plötzlich stand, wie vom Himmel gefallen, Barbara da.

„Ich will mit Dir reden, und zwar nicht hier!“ waren die kurz angebundenen Worte ihrerseits, und sofort ging es los.

Das Bier blieb stehen. Von Siegbert konnte ich mich gar nicht verabschieden, und schon waren wir draußen, wo eine Jagd mit harten Worten begann. Ich war auf jeden Fall der Hase und Barbara die Jägerin. Das komische war nur, dass ich, der Hase, Barbara, der Jägerin hinterherlief, um mir die Schüsse abzuholen, die sie mir verabreichte, und die zudem noch nicht einmal trafen. Meines Erachtens liefen wir Kilometer, wobei Barbara ständig sprach. Passender weise ging diese Jagd auch durch den Park, der wohl nach Freiheit roch, was ich aber bei diesem Trab, aber vor allem diesen vielen nicht mehr spüren konnte.

Stattdessen hörte ich Worte über Grenzen, Worte darüber, dass es zu viel wäre, und dass es so nicht weiterginge. Ich konnte, und wollte auch nicht allzu viel sagen. Endlich war eine gespannte Ruhe erreicht, aber der schnelle Gang blieb. So waren wir schnell an dem Ort zurück von dem wir kamen.

Ich hockte an der Telefonzelle, wohl um etwas, wie Ruhe zu vermitteln. Barbara stand. Harte Blicke, und nicht mehr war von einem Lächeln, einer Leichtigkeit zu sehen, die kaum zwei Tage zuvor so selbstverständlich war. -

Ich wartete. Einige Worte, ein Tschüs und ein Kuss aus diesem gespannten Gesicht. Sie wolle jetzt in die Disko, konnte ich noch hören. -

Jetzt sitze ich hier in der Kneipe, wohl bemerkt alleine, trinke einen Espresso und schreibe. Ich bin müde. Der Kaffee steht noch da. - Wechselbäder nach dem Urlaub, denke ich mir, und die Kälte tut mir im Moment ganz gut. - Auf dem letzten Stück Rückreise von Frankreich hielt mich Barbara bei einem Migräneanfall im Arm. Das soll keine rückblickende Romantik sein. Es fällt mir nur einfach ein, weil es erst 1 ½ Tage her ist.

Schwerer Brief 1. Okt.

Sonntag, in Bochum.

Ich sitze wieder im Café Fritz.

Ich fühle mich wieder in neuer Ruhe. Das Gelesene gibt mir diese. Die klassische Musik tut ähnliches.

Nach der Jagd in einem Park, dessen Ruhe und Freiheit wegen zu schneller Schritte nicht wahrgenommen werden konnte, hatte ich eine unruhige Zeit.

Der Samstag begann schmerzlich und hinterließ im Laufe des Tages schwankende Stimmungen. Erst am Abend nach nasskalter Fahrradtour, wieder im Bahnhof Langendreer landend, konnten sich diese Stimmungen in Gesprächen entladen. Später war ich sogar in der Lage der Diskomusik zu folgen, und so fuhr ich leichten Trittes mit dem Fahrrad die Nässe spürend am Ümminger See vorbei nach Hause zu meinem Bruder.

Der Abend wurde leicht. Nach einem Rest eines Fernsehabends bei meinem Bruder beschloss ich noch einen Brief an Barbara zu schreiben. Es wurde 2.30 Uhr und ich schlief ein. Schon früh am Morgen, ich hatte gut vier Stunden geschlafen, schrieb ich gleich weiter. Der Schlaf war nicht so gut. Die Person Werner fiel gleich aufs Blatt. Die Töne auf diesem Blatt trugen harte Züge. Sie mich an Barbara. Ich rücke damit näher heran an das, was für sie quälend ist.

Das wollte ich loswerden, und so brachte ich nach Beenden des langen Briefes die schwere Fracht zur Wohnung von Werner und Barbara, dem Leidmacher und seiner Trägerin.

Der Weg begann leichten Schrittes. Etwas, wie Abgeben und die Gedanken an unseren leichten Urlaub befielen mich. Mit dem Näher kommen an diesen schwerlebigen Ort verlor die Gelassenheit. Das Herz wurde unruhig. Der Bauch verklemmte zu einem unangenehmen Schmerz. Ein Hund bellte mich von der Seite an, als ich kurz vor der Wohnung stand. Er erkannte meine Angst. Ich klingelte, meinte kurz vorher oder während des Klingelns Werners Stimme gehört zu haben, die unsicher nach Barbara fragte. Vielleicht war es auch nur eine Täuschung. Die Tür blieb zu, aber ich wusste, dass jemand dahinter war. Eine große Beklemmung spürend, die mit der Nähe zu dieser Tür zu tun hatte, wiederholte ich meinen Wunsch nach Einkehr kein zweites Mal.

Der Brief legte ich in den Zählerkasten, wo auch der Löffel lag mit dem diese Türe zu öffnen wäre.

Ich entfernte mich, vom Hauch dieser Schwere immer noch verfolgt.

Das Café Fritz hatte gerade geöffnet. Unsicher fragte ich, schon mitten im Café stehend, ob es geöffnet sei. Ich hörte ein Ja. - Es brauchte noch eine Zeit bis der Hauch dieser Schwere verflog.

Kom. 3.12.99: Wenn ich zu diesem Text nach so vielen Jahren noch einmal kommentiere, steckt dahinter sicher ein besonderer Gedanke, oder ich könnte auch sagen, mir ist mit einem mal klar geworden, was ich in den ganzen Jahren nicht sehen konnte. Ich war bis heute nicht in der Lage dieser Geschichte einen starken Bezug zu einem prägenden Kindheitserlebnis herzustellen Jetzt, mit einem mal ist das möglich. Der

Grund dafür mag daran liegen, dass ich schon eine ganze Weile nicht mehr in diese Texte geschaut habe und vor allem viel Neues erlebt habe. Hier kommt mir das Denken des Künstlers hoch, der sein Bild erst richtig versteht, wenn er es eine Weile weggestellt hat und es dann neu und auf eine Art unschuldig anschaut.

Gehen wir in diese Geschichte und betrachten wir den Menschen, der nicht in der Lage ist diese Türe zu öffnen, obwohl im Zählerkasten der Löffel liegt mit dem sie ganz einfach zu öffnen wäre. - Er ist blockiert, und wie wir dem Text entnehmen, wohl vehement. Der unbelastete Mensch würde dort unbefangen vorgehen. Jemand scheint hinter der Türe zu stecken, und es ist wohl auch spürbar, dass diese Person in Not steckt, vor allem auch bekannt ist. Die unbelastete Person würde demnach die Türe einfach öffnen und schauen was dahinter verbirgt. Der Mensch in dieser Geschichte kann das nicht. Er hat schon erkannt, dass diese Verschlossenheit, die Werner und Barbara miteinander teilen, eine gewollte Verschlossenheit war. Darüber kommt er nicht hinweg.

Auch hier könnte man wieder mit normalem Menschenverstand sagen, wenn ich weiß, dass mich Menschen in ihrer Nähe nicht haben wollen, dann gehe ich einfach, und lasse, bleibe vor allem bei dem Ganzen ungerührt. Diese Grenze dürfte demnach auch zu keiner Problematik führen. Das tut sie aber, und warum das so ist, das ist mir erst jetzt klar geworden.

Diese Geschichte und dieses Bild der verschlossenen Türe, ich erlebe sie ja mehrmals in dieser Zeit mit Werner und Barbara, übrigens zeigen sich ähnliche Ereignisse Monate vorher, wiederum mit problematischen Leuten im Freundeskreis, - dieses Bild ist demnach nur Auslöser für ein Erlebnis, was in meiner Kindheit eine sehr zentrale Rolle spielte.

Wir müssen es uns jetzt so vorstellen, dass dieses Bild der verschlossenen Türe bei mir ein Erlebnis auslöst, was die Gefühle der damaligen Zeit hervorruft. Wenn ich mich dieser Wohnung von Werner und Barbara nähere nimmt meine Beklemmung zu und die Bilder wechseln. So wird mit einem Mal meine ungelöste Kindheitssituation wach, und die ist es die ich vor mir fühle. Dieses Erlebnis sei jetzt erzählt, auch wenn man es sich an einer anderen Stelle in meinen Texten finden wird.

Das Erlebnis war dies: Mutter war betrunken. Vater kam nach Hause, sieht diese betrunkene Mutter, zieht sie in die Küche, schließt die Türe ab und verprügelt diesen Menschen aufs heftigste. Meine Schwester und ich stehen entsetzt vor dieser verschlossenen Türe, hören unsere Mutter schreien und können nichts tun, und wir selber beginnen zu schreien und zu weinen. „Schlag die Mama nicht tot!“

Dieser wirklichen Panik entsinne ich mich noch sehr genau, und mir ist das Entsetzen und die Hilflosigkeit dieser Momente sehr bewusst. Ich weiß aber nicht mehr was danach geschah. Es ist ein einfaches Blackout.

Gefühle, die ich in solchen Stücken beschreibe greifen wohl immer wieder dieses Kindheitserlebnis auf, schreiben eigentlich von den Gefühlen der damaligen Zeit.

Verständlich spiegelt sich auch in meinem Leben wieder, dass ich immer wieder versucht bin Türen besonders verschlossener Menschen zu öffnen, und manchmal ist es mir ja auch gelungen den Spalt zu der einen oder anderen verborgenen Seele, vielleicht nur kurz zu öffnen. Der Grund für mein Tun, betrachte ich mich einmal sehr genau, liegt wohl weniger darin, dass ich so um die Menschlichkeit bemüht bin, er wird vor allem der sein, diese uralte Problematik der verschlossenen Elterntür, dort zur Küche hin, nie gelöst haben zu können.

Gespräch mit Barbara 2. Okt.

Viel mehr bin ich ein trauriger Mensch.

Wir haben 12 Uhr. Ich habe das Fenster geöffnet, sitze nun wieder. Hermann Van Veen spielt in meinem Rücken. Ein schwer Morgen.

Gestern habe ich mit Barbara gesprochen. Es ging mir wirklich sehr schlecht als der Abend wurde. Einsamkeit, viel Einsamkeit. Ich rief an, konnte mal wieder nichts sagen, und war nur jammernde Seele. - Es wäre ja gar nicht so, erfuhr ich von Barbara. Es war ihre Impulsivität, die momentane Stimmung, die einfach „Nein, Stopp und Ende!“ gerufen habe. Alles wäre noch da, und es bliebe auch so. Sie brauche einfach Zeit, um sich einzuleben. Im Moment wäre es schön für sie, konnte ich hören. Meine jammernde Kellerstimmung löste sich ein wenig. Ich stelle die eigene Panik fest, die sich lösen will, wenn einmal etwas nicht stimmt. In solchen Momenten bricht für mich immer viel zusammen. Dieses: „Ich habe im Moment genug!“ löst bei mir gleich den Beziehungsschluss aus, aber das ist ja gar nicht so.

Die Sätze von Barbara kamen mit viel Impulsivität, und ich konnte damit nicht umgehen. Wohl hatte ich mit Gelassenheit reagiert, aber später wurde daraus Schwere.

In meinem Brief beginne ich Barbara zu beurteilen, picke an Schwachstellen herum und sehe nicht, dass überspannte Verhältnisse dieses Verhalten ergeben mussten. Und Nebenbei, sah ich auch alles verzerrt. So war der Brief, und der erste Teil jammerte. Oft bin ich nur ein Mensch im Jammertal, und kann mich nicht dagegen wehren. Ich muss warten.

Barbara sehe ich am Samstag und Sonntag. Der Himmel ist immer noch grau.

Der Unterschied 5. Okt.

Ich tue etwas und gleichzeitig bin ich nicht davon Überzeugt. - Ich will bleiben, wohl wegen Barbara, und übersehe, dass das was ich am Jahrmarkt habe und auch im Urlaub erlebte keine Fortsetzung hat. Hier in Bochum herrscht eine andere Welt.

Jeder ist von einer Welt umgeben, die er sich bewusst oder vielleicht auch unbewusst geschaffen hat. Er ist bemüht, um das, was ihn umgibt. Ich bin es nicht. Hier und da erlebe ich wohl etwas, halte es aber nicht fest, sondern bleibe unterwegs, wohl auch deswegen, weil ich Welten anderer nicht teilen will.

Meine Welt ist nicht örtlich, sie ist nicht verbunden, ist nicht familiär, nicht gruppenzugehörig. Sie ist nur man selbst ohne langfristige Teilbarkeit.

Ich stelle fest dass ich mit Menschen zusammentreffe, die sich eingeeengt fühlen und sich dem kurzfristig entziehen wollen. Barbara wollte weg von ihrer Beziehung. Jasmin fühlte sich nicht wohl in ihrer Ehe, traute sich aber nicht weg. Ich bin der Freie, der repräsentiert, was ihre Beziehungen zu nahen Menschen nicht haben, nicht mehr haben.

Ich binde mich an solche Leute, die meinem Leben für eine kurze Zeit angenehme Wärme geben. Diese Bindungen sind stark und sehr intensiv.

Heute träumte ich von Dorro. Hans, ihr Bruder ist es, der sie mir wegnimmt. Er ist wirklich stiller Konkurrent. Er präsentierte in diesem Traum die umgebende Gewohnheit. Übertragen bedeutet das, gegenüber dieser Gewohnheit bin ich immer Verlierer. Übertragen auf Barbara heißt das, sie braucht mich nicht in ihrer Welt, eine Welt, die ihr groß und wichtig ist.

„Warum willst Du ins Ruhrgebiet?“ war ihre überprüfende Frage, die darauf hinzielte zu wissen, ob es ihretwegen war. Und es war so. Das machte ihr im Urlaub Angst. Mir machte es noch mehr Angst, da ich es nicht wahrhaben wollte.

Sie will diese Bedeutung, die damit dahinter liegen würde, nicht, das hat nichts damit zu tun, dass Werner noch im Hinterkopf sein könnte, sondern, weil sie nach der Trennung mit Werner erst einmal die Freiheit haben will.

Komisch komme ich mir vor und ich bin traurig auch wenn Barbara sagt: „Die großen Hände und dein breiter Rücken sind so sehr in meiner

Erinnerung.“ Der Unterschied, dass ich das so oft fühlen will macht die ganze Sache schwer.

Wenn ich also sage, mir ginge es besser, was ich im zweiten Brief schrieb, so stimmt das nicht ganz. Mir geht es manchmal gut, weil da Momente sind, die es gut sein lassen. Denke ich an Barbara bleibt doch dieses schmerzliche Gefühl im Bauch auch wenn ich große weiche Hände habe.

Übrigens sagte Jasmin das gleiche.

Ich laufe... 14. Okt.

Samstag, 15 Uhr.

Ich habe endlich geschlafen. Die letzte Nacht zog sich bis fünf Uhr morgens. Davor die Nacht hatte ich gar nicht geschlafen.

Ich habe Ruhe wie schon lange nicht mehr. Barbara hatte letzte Nacht noch einen Brief bekommen, den ich ihr noch in den Briefkasten steckte. Ich war froh ihr diesen Brief noch gegeben zu haben. Die Nächtliche Reise zu diesem Briefkasten war eine Meditation.

Das wichtigste ist das Sein, was sich erlebt, was sich weiß, Momente und reihen von Momente spürt. So fühle ich mich dabei wieder außerhalb, und doch genauso innerhalb des ganzen Unerklärlichen. Genau spüre ich mich. Ich bin!

Mich umhüllt eine Getragenheit, die bei mir ist und doch für sich weit weg ist.

Ich gehe. - Es geht. - Ich lasse mich gehen. So geht der Schritt zur Wohnung meines Bruders. Er geht schnell, und doch geht er so, als brauchte er nichts, brauchte keine Kraft, und lief einfach nur so. Ich lasse mich laufen und kann in diesem Zustand meine Füße hoch legen und ausruhen.

Da läuft dieser Körper, der mein Körper ist, in dem ich bin, den ich gebrauche, von dem ich auch mal den einen oder anderen Schritt wegmache und sehe.

Der Schrecken des Daseins, der mich als Kind so oft befiel, und mich vor das körperliche Universum stellte, als einer der begrenzt in seinem Körper steckt, machte Angst, schon als Kind und später genauso. Immer wieder in diesen Momenten verschiedenster Jahre, erkannte ich mich begrenzt in diesem Körper gegenüber diesem gesamten Körper Universum. Mein Körper würde irgendwann zerfallen, war der Gedanke, der mich erschreckte, weil er

mit dem Jetzt auch das Später wusste, und mit seinem Körper in dem Jetzt seine Begrenzung erkannte. Dies war von einer großen Angst bestimmt.

Ich laufe neben meinem Körper und sehe, dass er noch läuft. So betrachte ich mich, Samstagmorgen auf der Hattinger Straße, Richtung Bochum Innenstadt, um kurz nach halb vier, an diesem 14. Oktober, vor einer Zeit, die ewig war und nach einer Zeit, die ewig ist. - Den Brief habe ich hingebracht wo er hin sollte, immer schon und so trägt mich mein Körper nach Hause, begrenzt wie er ist, und ich mit viel weniger Angst.

Einmal würde ich keine Angst haben, und ich würde gehen wohin ich wollte, egal zu welcher Zeit, und egal wie weit. Alles wäre erreichbar, und man wüsste keine Grenze.

Ich laufe, - meine Füße werden nicht müde.

Keine Transparenz 15. Okt.

Es scheint so, als lebten wir ohne Sehnsucht.

Ich hatte Barbara gerade angerufen, und es war die Sehnsucht, die mich dazu Veranlasste.

Unterschiede am Telefon. Sie hat ihre Sorgen und es hat viele Worte an diesem Wochenende gegeben. Dazu mag ich nichts sagen. Ich hatte einfach nur Sehnsucht, und diese kehrte zu mir zurück.

Es waren nur Worte, dort am Telefon, und es war kein Raum, und es war keine Zeit. Das ist es was ich feststelle, und - Barbara hat Angst.

Der Hörer wird aufgelegt. Ich hatte einmal von Transparenz gesprochen, und davon, wie es sein könnte, was ich immer noch glaube.

Die Zeiten sind kalt und hart. Wir pflegen die Gewohnheiten, um uns ein Gefühl zu erhalten, was uns scheinbar hält.

Ich kam zurück, und ein Schrecken zeigt, dass sich nichts verändert hat. Jetzt überlege ich in diesem nichts zu leben, und werde natürlich kalt. Auch wenn ich jetzt Tonnen von Eierkohlen geschleppt habe ist mir nicht wärmer geworden. Jemand ist weit weg an dem ich Hoffnung hatte. Das Telefon hat nicht geholfen. Worte waren es nicht, die helfen konnten. Mir ist und bleibt kalt.

Ein Bär wollte das Tanzen lernen... 16. Okt.

Ein Bär wollte das Tanzen lernen.

Man sagte ihm, er müsse in den Käfig gehen, dort würde er das Tanzen lernen.

Da er nicht viel wusste, ging er in den Käfig und wartete.

Man Schloss die Tür.

Er saß da und war gespannt. Was würde geschehen?

Es passierte nichts, doch er hatte Geduld, spazierte in diesem Raum, und dachte bei sich, irgendwann wird schon jemand kommen und mir das Tanzen beibringen.

Eine Zeit war vergangen und immer noch war nichts geschehen, aber der Bär merkte, dass der Boden seines Stahlkäfigs warm wurde.

Das gefiel ihm.

Er legte sich hin und genoss diese Wärme, die von unten kam. Fast hätte er schlafen können.

Er dachte an seinen Winterschlaf. Träumte in sich rein, aber da fiel ihm ein, er wollte ja das Tanzen lernen. Sicher würde bald jemand kommen. Alles Gute braucht halt seine Zeit. Wieder verging eine Weile, und der Bär stellte fest, dass dieser Boden sehr warm wurde. Er stand auf, lief langsam im Kreis, so wie es ihm die Größe seines Käfigs erlaubte. Groß anhalten konnte er nicht, denn dann wurden seine Tatzen warm. So hielt er seinen gewohnten Gang bei.

Nach einem weiteren Zeitabschnitt musste er schneller gehen. Der Käfig wurde langsam heiß, und es war nicht mehr angenehm an diesen Ort. Wann würde endlich jemand kommen? Er wollte doch das Tanzen lernen. Aber wie sollte er das Tanzen lernen, wenn es ihm keiner zeigte?

Es wurde heißer und heißer. Immer noch war keiner da. Der Bär verlor die Geduld, doch musste er sich schneller und schneller bewegen. Die Tatzen brannten. Ihm war auch nicht mehr nach Tanzen zumute. Er wollte jetzt lieber raus, doch die Tür war zu. Jetzt brannten seine Tatzen erbärmlich. Er bewegte sich so schnell er konnte, um doch noch seiner Plage zu entgehen.

Dann konnte er nicht mehr, und mit einem Mal nahm er seine Vorderpfoten nach oben und lief auf den hinteren. - Es dauerte einen Moment und die Tür ging auf.

Der Brief der Bärin 20. Okt.

Ich hatte ihr gesagt, dass es zu ende sei, dass dieses Gefühl für sie jetzt wieder zu mir zurück müsste, - einpacken und mit etwas Bauchweh warten, bis dieser große Raum für sie in meinem Bauch wieder kleiner würde und in eine gesunde Vergessenheit käme. Das war mein Gedanke. Und das hatte ich ihr geschrieben.

Jetzt habe ich einen neuen Brief von ihr. Die anderen hatte ich ihr zurückgeschickt, um zu sagen, dass ich es ernst meine.

Sie war gekommen, fragte erst noch, ob sie kommen könnte, sonst würde sie Samstag vorbeikommen. "Nein, nein, komm jetzt", so war meine Antwort, und sie kam.

Ein klarer Brief, dazu klare Worte, die den Bauch erklärten, der leer geworden ist, Worte, die genau sagten, wie wenig Raum ihre Situation für uns zuließ. Beide Bäuche waren oft leer und kalt, der eine Bauch ganz groß und der andere begrenzt, weil noch jemand anderes den Raum eng machte. Alles klar. Klare Worte spazierten mit uns. Mir war wohl, dies gesagt zu haben, zu dieser Klarheit gefunden zu haben, und mir war wohl, dass es andere gab, die mich warm machten, um klar zu bleiben.

Der Spaziergang hatte seine Weite, und mit der Zeit brachte er die alte, vertraute Nähe, die über diese gerade gewonnene Klarheit etwas ganz anderes legte. Wir spürten es, lagen uns irgendwann im Arm und das Alte, Schöne war wieder da. Dann sagte ich, dass dieses Gefühl zurück müsse in meinen Bauch, um dort zu warten, dass die Bilder, die warmen Erinnerungen, abgepflückt und vergessen werden sollten, um nicht immer wieder zwischen diesen starken Momenten lange wartend Leere zu machen.

Ich meinte, sie verstünde es nicht, wo alles jetzt wieder so voll war. Ich saß in der Hocke, und sie kurz danach auch. An die Ziegelwand gelehnt, genau so wie sie, hatte ich dies gesagt, und ich sprach von einem Spiel, dass man diese Erinnerungen, warm und heiß wie sie waren, abpflücken müsse. Die Bilder der lockigen schwarzen Haare, die kaum erkennbaren Kontaktlinsenränder, alles sollte gespielt zurückgenommen werden in die alte unbekannt Position einer Zeit vor unserer Zeit.

Genau wie sie in der Hocke drehte ich mich von der Wand weg und nahm sie in den Arm. So kauerten wir an Ziegeln gedrückt, sie an meiner Brust, ihr Gesicht begraben. Ich hörte wieder einmal nichts, aber plötzlich war mir klar, dass sie schon eine Weile weinte. Ich hob ihr Gesicht hoch, wischte die Tränen und alle anderen, die noch kamen. Ich war froh. Uns war ganz warm und gleichzeitig war uns wieder ganz leicht. Unser Bauch pulsierte, unsere Hände spürten. Wir waren uns so viel, da unten an die Ziegelwand gedrückt.

Später standen wir, berührten uns, alles Bekannte findend, und leicht war uns. Fast spaßig gingen wir, das Auseinandergehen war so leicht.

Der dicke Bär und die große Bärin 20. Okt.

Der dicke Bär, der auch ganz stark viele Kohlsäcke tragen konnte und so manches mehr, hatte eine Blase im Bauch mit der Aufschrift: "Barbara, die große Bärin". Diese Blase war oft leer, seit die große Bärin dort lebte. Sie hatte einfach keine Zeit für den dicken Bären, obwohl sie ihn doch liebte, und so hatte der dicke Bär immer Sehnsucht, oder man könnte sagen, eine Art Bauchweh, falls man versteht, was ich damit meine. Auch die große Bärin hatte in sich eine Blase mit der Aufschrift: "Der dicke Bär". Dies war aber nicht die einzige Blase, die in ihrem Bauch Platz suchte und auch Platz hatte. Genau gesagt war es eine zweite Blase, die auch einmal viel größer war, aber jetzt zunehmend kleiner wurde. Diese Blase hatte übrigens die Aufschrift: "Werner", und sie tat sehr sperrig, obwohl sie ja kleiner wurde, aber vielleicht war es ja gerade deswegen. Den Raum, nach dem die Wernerblase verlangte, den gab ihr Barbara, die große Bärin. Damit hatte natürlich die Blase des dicken Bären kaum mehr Platz. Was dem dicken Bären auch klar war, und das schon seit längerer Zeit, diese Wernerblase wollte keiner anderen Blase Platz machen, erst recht nicht dieser Blase des dicken Bären. Trotzdem glaubte der dicke Bär an seinem Platz im Bauch der großen Bärin und hoffte, dass sie ihm Raum ließe. Er wollte auch nicht um diesen Platz kämpfen, auch wenn ihm sehr viel daran lag, was man ja an seiner großen Blase im Bauch erkennen konnte. Zudem muss man wissen, dass man um Blasenplätze nicht kämpfen kann, denn in diesem Moment würden sie platzen. Nun, der kleine Platz bei der großen Bärin im Bauch machte ihm Schmerzen, denn immer musste er warten und durfte nur hin und wieder in dieser Blase Platz nehmen, und dann, wenn es gerade mal so richtig warm war, dann, genau dann musste er gehen. Das tat dem dicken Bär nicht gut, was er an seiner Gitarre merkte, die immer schlechter spielte. Als der Anruf der Christine kam, mit der er schon mal lange am Telefon gesprochen hatte, sagte er gleich, dass es ihm nicht gut ginge, weil er eine dicke Sorge im Bauch trüge, die von einer Art Vakuum der Barbarablase herrührte. Nach diesen Worten ging es ihm gleich besser. Und so erzählte er einer Christine alles, alles, was ihn bewegte, und sie hörte ihm lange zu, und nachdem er sieben Stunden erzählt hatte, ging es ihm wesentlich leichter. Am Morgen fuhr er zur Christine und sie war ihm erst einmal fremd, obwohl sie schon Stunden gesprochen hatten, vertraut gesprochen hatten, natürlich ohne sich zusehen, und man eigentlich schon so viel voneinander wusste. Das war komisch. Oder es war normal, auf die eine Weise, die nämlich besagt, dass Wissen nicht Fühlen und Verstehen ist, und das beides zusammen gehört,

reden und streicheln oder anschauen. Aber da war noch etwas anderes, was der dicke Bär feststellte, als er im Bett der Christine lag, die sicher auch eine Bärin war. Als sie sich so zu ihm legte, spürte er so etwas wie Angst, und fremd und vor allem seine Blase, die plötzlich "Barbara" sagte. Er konnte gar nicht schlafen, lag nur so da und wachte. Es war warm, und Christine legte sich völlig selbstverständlich ganz nah an ihn heran, was er auch selbstverständlich und gut fand, aber etwas roch anders, fühlte sich anders, hatte andere Haare und bewegte sich anders. Das war sehr viel, was er da wahrnahm, und das ließ ihm keine Ruhe. So blieb er wach und lag wohl nah, aber fremd mit sich an Christine, die einmal ganz feste die Hand des dicken Bären drückte. Das war ein Signal, ein ganz anderes, wohl sehr schönes, aber fremd und unbekannt. Es ging also nicht, dass er groß Antwort geben, streicheln und sich weichmachen konnte, was für ihn sonst ganz selbstverständlich war.

Nach einer langen Zeit standen sie auf. Es war schön, aber er war ganz müde, der dicke Bär. Er schwang sich auf sein Fahrrad und fuhr viele, viele Kilometer, machte viele Pausen an Bergen und Flüssen, und beobachtete die große Stadt mit ihren Schornsteinen und die Kanäle mit ihren großen Schiffen. Dabei dachte er viel nach, und ihm wurde klarer und klarer. Er wollte Raum in seinem Bauch. Und der Bauch sollte voll sein. Sein Bauch und die leere Blase, die schon so groß geworden ist, sollte nicht noch größer und noch leerer aufgeblasen werden, denn damit täte sie noch mehr weh. Der Bärin, die er schon sehr lange nicht mehr gesehen hatte, wollte er sagen, dass es nicht mehr so weiter ginge, und er schrieb einen Brief, um alles zu erklären. Er wollte Platz, wenn er wo wäre und seine ach schon so große Blase auf der "Barbara, die große Bärin" stand, müsse kleiner werden. So schickte er auch ihre Briefe zurück, die er arg mochte, die aber nun vorbei waren und abgegeben werden mussten, damit seine Blase wieder kleiner werden würde. Er wollte nicht mehr, dass sein Bauch belegt war für einen Menschen, der keine Zeit hatte. Und vor allem seine vielen Sorgen für sich behalten wollte. Denn er dachte sich, gerade wenn man viele Sorgen hatte, dann muss man sich Zeit lassen, aber das wollte Barbara, die große Bärin wohl nicht. Dabei schaute er den Schornsteinen zu, wie sie so viel Schmutz in die Luft bliesen, und er dachte und dachte und dachte. Im Rücken einer Christine, fuhr er ein wenig erleichtert langsam seinen langen Weg. Als er zu hause, kurz vor dem Sonnenuntergang ankam, merkte er wie müde er war. So legte er sich gleich auf sein Bett und schlief tief und fest.

Das Telefon hat geklingelt, und er wurde wach. Die große Bärin war am Apparat, und sie wollte mit ihm sprechen. Den Brief hatte sie schon bekommen, sie hatte ihn gelesen, und sie wollte den dicken Bären sehen. "Gleich", sagte er, obwohl sie erst von vielen Tagen danach sprach. Und sie kam gleich. Jetzt musste er noch Christine anrufen, wie er es ihr versprochen

hatte, denn auch sie wollte ihn sehen, wozu er jetzt natürlich keine Zeit hatte. Christine hörte, was er sagte und verstand. Er möge doch noch einmal anrufen, wenn er die große Bärin gesehen hätte. Das versprach er, der dicke Bär. Und bald schon klingelte es, und die große Bärin war da.

Der dicke Bär war mittlerweile aufgestanden. Sein Bruder, der kleine Bär, war ebenfalls zu hause. Beide hatten eine bärengute Laune. Viele Worte waren schon geplappert, bevor er mit Barbara, der Bärin, spazieren ging. Seine gute Laune nahm er mit. In seinem Bauch hatte er gemerkt, dass es ihm gleich gut ging, als Barbara, die große Bärin, in die Wohnung kam, und er sie endlich sah. Der leeren Blase in seinem Bauch ging es mit einem Male besser, weil sie sich scheinbar sofort füllte. Der Bär erklärte alles, und Barbara, die große Bärin erklärte auch alles. Sie war unruhig und verwirrt durch ihre Situation, die immer noch sehr schwierig war. Das wusste der Bär, aber er konnte der Bärin nicht helfen, und ich glaube, er wollte es auch nicht mehr. Stattdessen hörte er zu, und so ging man in ein Dunkel auf schönen Plätzen einer großen Stadt und erzählte auch einmal etwas anderes und leichtes. So erzählte der Bär von den vielen schönen Plätzen dieser Stadt und wie er sie mit seinem Rade gefunden hatte. Er wäre einfach nur der Sonne nachgefahren, dieser und jener Straße gefolgt und hätte doch sein Ziel erreicht. Das gefiel ihm. Die Bärin hörte ihm wohl zu, aber ich glaube, so richtig konnte sie ihm nicht folgen, denn ihr Bauch war ganz einfach verschnürt. Jetzt liefen sie durch verwinkelte und dunkle Ecken der Stadt, mit vielen Gitterzäunen, hinter denen Hunde bellten, die scheinbar etwas zu verteidigen hatten, obwohl es außer kaputten Autos nichts zu verteidigen gab. Es war daher immer sehr laut, wo Bär und Bärin hergingen. Der dicke Bär bellte mit, und die Hunde bellten um so lauter. So fand eine Art Gespräch statt, dessen Inhalt ich leider nicht verstehen konnte. Aber ich glaube, der dicke Bär verstand schon. Die Bärin war erschreckt durch diese lauten Töne. Sie hörten sich an wie Rudeln von Wölfen in einem gespenstischen Dunkeln. Dem dicken Bär gefiel es immer noch, obwohl der eine oder andere Hund gefährliche Töne von sich ließ. Er, der Bär, schaute sie an, und er hatte keine Angst, denn er wusste, dass sie friedlich sein würden, wären sie nicht in diesen Zäunen gefangen. Jetzt mussten sie tun, was sie taten, und der Bär ließ, was so geworden ist wie es ist.

Er hatte der Bärin erklärt, was er sich von der Freiheit wünschte, und dass er nur mit ihr dieser Freiheit leben wollte. Er wusste aber nicht, ob die Bärin das verstehen konnte. Oder war es vielleicht so, dass sie wohl verstand, es aber nicht so leben konnte?

Sie gingen weiter, und sie kamen durch einen dunklen Tunnel, wo hinter sich zwei Schranken befanden, die Gleise von beiden Seiten begrenzten. Die Schranken waren geschlossen. Es war ruhig. Und kein Zug war in Sicht oder

zu hören. Da standen sie, die beiden, konnten rechts und links nicht an den Schranken vorbei, und sie warteten. Ein gelber Kasten mit einem Schalter versehen wies darauf hin, dass man sich irgendwo melden konnte, um diese Schranken öffnen zu lassen. Der Bär schaltete und sprach, aber die Schranken blieben zu. Er versuchte es noch einmal, aber immer noch blieb alles, wie es war. So entschloss er sich, einfach die Schranken zu überschreiten. Ein kleiner Satz genügte und er stand direkt vor den Gleisen. Die Bärin folgte. Das überschreiten der Gleise erwies sich als völlig ungefährlich, und genau so leicht wurde die zweite Schranke überwunden. Sie gingen noch ein kleines Stück und waren wieder dort, wo sie ihren Spaziergang begonnen hatten, nämlich dort, wo der kleine Bär, der Bruder des dicken Bären wohnte.

Jetzt wollte er seiner Bärin die alten Räume zeigen, die er gefunden hatte, um später einmal darin zu arbeiten und zu wohnen. Eine alte Tür, dahinter eine schuttbeladene steile Treppe und zwei Räume, die im Dunkeln eine kleine Geräumigkeit verrieten. Das gefiel der Bärin, obwohl sie eigentlich gar nicht so viel sehen konnte. Er würde viel daran arbeiten, einiges verändern und sich eine schöne Höhle daraus bauen, die ihm genug Platz bieten würde, was er schon solange brauchte. Schließlich war es Herbst, und bald würde es kalt werden, was ganz logisch nach einer Höhle verlangte, die die eigene Wärme über den Winter hielt.

Sie hatten die Räume verlassen und standen im ziegelsteingrauen Innenhof, der ein ganz klein wenig Licht hatte. Das gefiel der Bärin, und genau so hatte der dicke Bär seinen Gefallen daran. Es wurde warm. Von wo, das wusste der Bär nun auch wieder nicht. Die Bärin stellte das gleiche fest. Obwohl sie nichts taten. So bewegten sie sich, und alles sah aus wie ein Bärenanzug, nur keiner schaute zu. Es wäre sicher ein schönes Erlebnis geworden in diesem Innenhof der graulichsten Ziegelsteine für die, die auf diesen umliegenden Mauern Zuschauer gespielt hätten. Warmtönig, fast konnte man ein Brummen vernehmen, verließen die beiden den Hof und standen wieder vor dem Haus. Der Bär erzählte von seiner Blase im Bauch, die jetzt sicher ganz voll war, aber kleiner werden würde, was die Zeit mit ihren Umständen erwartete. Er war nicht traurig, sprach davon, Bilder einsammeln zu müssen, die an der großen Bärin klebten und große Träume in seinem Bauch bewirkten. Dabei begann die Bärin zu weinen. Er nahm sie mit seinem dicken Arm an seinen Bauch, wischte ihr alle Tränen ab, und so hockte er und sie aneinander und warteten. Es wurde leichter für die große Bärin, was der dicke Bär gleich merkte, und das war gut. Aber auch das Schwere, was mit den dicken Bärentränen aus den Augen der Bärin lief, war wichtig. Der dicke Bär streichelte die große Bärin und ihnen wurde noch wärmer. Selbst als die große Bärin mit ihrem Rad gefahren war, und der dicke Bär sich wieder bei seinem kleinen Bruderbären einfand, war es immer noch ganz warm in ihm. So hielt er auch sein Versprechen ein, und rief

Christine an. Er sprach mit ihr, was schön war, aber es fehlten ihm die Worte, um das zu erklären, was vordem geschehen war. So sagte er "Tschüs", beendete das Telefonat, um wieder zu schlafen. Es war ja schon Herbst, und bald würde der Winter beginnen, und seine Höhle musste fertig werden, und dann wollte er ganz viel schlafen.

Brief I 30. Okt.

Liebe Barbara!

Gedanken eines blinden Bären.

Wenn der Mensch Gefangenschaften akzeptiert, wird er selbst zum Gefangenen. Wenn er neben Gefangenen lebt, wenn er mit ihnen lebt, lebt, wie sie, ist er nicht anders als sie, eben Gefangener. Wenn die Liebe gefangene unterstützt ist sie nicht frei, also ist sie keine Liebe, egal wie schön sie ist.

Wir werden langsam blind. Du hast Deine Augentropfen vergessen. Meine Augen sind verspritzt von Kalk und Zement. Sie brennen rot. Das Gesicht brennt vom Schmerz. - Liebe die leidet tut sich selber weh. So mein Zustand, - und ich kann ihn nicht akzeptieren.

Wer lange neben einem Lahmenden geht beginnt selber zu hinken und andere stolpern über ihn. So sehe ich unseren Zustand.

Fragen.

Wenn mich jemand liebt und gibt mir in seinem Leben keinen Raum, was soll ich von ihm halten? Soll ich den Gefühlen glauben oder seiner Haltung? Hat eine solch Weise etwas Gutes? - Das frage ich Dich.

Ich akzeptierte auf dem Jahrmarkt nur die Abende mit dir. Heute akzeptiere ich dich einmal in der Woche sehen zu dürfen. Was muss ich morgen akzeptieren?

Ich akzeptiere nicht bei Dir übernachten zu könne, akzeptiere eine Trennung von Deiner Welt zu meiner und akzeptiere Dich ohne einen Willen zu mir. Ich bin der Weggeschobene und der Willenlose, und vor allem ich habe mich dazu machen lassen.

Wenn Du mich sehen möchtest, lade mich ein zu Dir. Hier möchte ich Dich nicht mehr sehn.

Deine Liebe am Rand, in einem Wunsch nach Freiheit, die nur etwas wert ist, wenn ich sie will.

Jeder kann die Augen verschließen um Blinder zu spielen. Damit verdirbt er sich die Kunst zu Leben, und er verdirbt sich selber.

Ich bin bis heute nach einer Reihe von Erfahrungen immer noch nicht bereit Situationen aus dem Wege zu gehen die unbequem sind. Warum sollte ich bei Dir anders leben wollen?

Brief II 30. Okt.

17.45 Uhr.

Liebste Barbara!

Der letzte Brief ist in der letzten Nacht entstanden. Wieder einmal wird er zu einer Anklage. Man könnte ihn aber auch als Traum verstehen, der noch nicht in Erfüllung gegangen ist.

Die Freiheit, diese innere Unbeschränktheit, vielleicht ist sie in diesen Räumen unserer umgebenden Welt, die für alle so eng geworden sind, nicht mehr möglich. Wir sind Beschränkte in einer Welt voller Schranken. Momente zeigen uns, dass es ganz anders sein könnte. Es gibt die vielen kleinen Ewigkeiten. Der Weg dort hin ist ein sehr weiter. Er ist außergewöhnlich, aber eigentlich ist er ganz normal. Man kann ihn auch nicht suchen. Man wird sehen, und im gleichen Moment wird man wissen, was der nächste Schritt ist.

Als den Willenlosen beschreibe ich mich im ersten Brief und kritisiere mich, anstatt zu sagen, dass gerade dieser Zustand der wichtige in meinem Leben ist.

Bei Dir erlebe ich das Gefühl so willenlos eingeliefert zu sein. Ich kann auch nichts dagegen tun. Schrecken? oder ist es auf der anderen Seite nicht schön das zu können, sich so sein zu lassen? -

Ich bin wortlos, fühle mich jetzt wieder ruhend in meinem Dasein, und das ist viel stärker als das Gejammer der letzten Nacht.

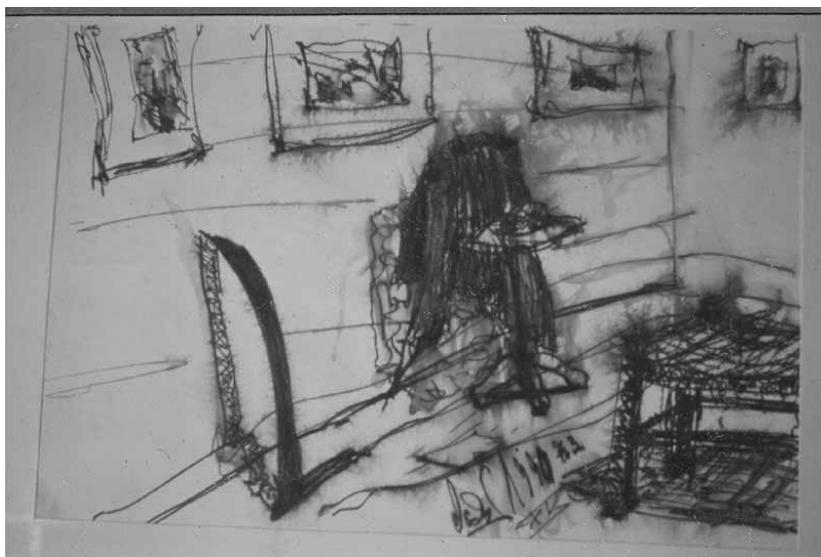
Volkhard

Bewusstes Sein 31. Okt.

Jetzt sitze ich wieder da, bin froh nicht weggekommen zu sein. Die Reise ins Sein hat eine andere Form angenommen, So etwas wie Bewusstsein, gefühlsbetontes Bewusstsein hat den Platz eingenommen und sagt: Du bleibst ganz einfach hier. Ich lasse mich, genauso wie ich mich vorher reisen ließ.

Die Reise wäre keine bewusste Reise geworden. Sie wäre nur einfach Flucht, und der Weg wäre gepflastert gewesen von Angst. Diese innere Angst, diese eigene hätte mich getrieben, getrieben und noch mal getrieben. Einer Illusion im Auge wäre ich gestolpert und sicher gefallen.

Ich bin nicht gegangen. Ein innerer Schmerz ist durchlebt, und jetzt tritt ein, was man als leicht bezeichnen könnte mit positiven Gedanken zum Morgen und dem nächsten Treffen mit einem Menschen der so warm ist, wie schon lange nicht erlebt.



18 Schwerer November

Die Texte im November sind in diesem Sinne die wichtigsten seit ich in Bochum sesshaft geworden bin, denn sie zeigen die Position, die ich einnehmen muss, wenn ich als eigener und einzelner Mensch in der Stadt leben will. Es ist eine Position, die sich auch im Bezug auf die Gesellschaft sieht.

Natürlich zeigt sich auch hier die Wichtigkeit dieses Tagebuches. Es gibt mir die Möglichkeit zurückzuschauen, zu reflektieren damit zum Beispiel die Geschichte mit Barbara abzuschließen. Der kommende Winter in einer Stadt bringt mit zudem einen Ernst mit sich, der besonders zu dieser klaren Sicht beiträgt. Die eigene Position lässt mich damit auch trotz den Schwierigkeiten bleiben.

Lüstern in tiefen Tälern 5. Nov.

Ich habe mich leicht gespielt. Musik ist, was immer hilft. Die tiefen Täler sind unersichtlich im Dunkeln, lassen sich nicht durchsehen. Es scheint so, als gäbe es keine Wege mehr, nichts außer undurchsichtiger Schwärze. Wo soll da ein Weg sein?

Immer wieder fällt man in diese Täler und weiß nichts, aber auch gar nichts. Kaum ist man wieder draußen, weiß man nicht, wie sie waren und was sie waren. Hoffnung, sagt man wieder, eine Lüsterklemme in der Hand, sich Licht machen wollend, werkelt man, glaubend, es würde sich ändern, glaubend, das Licht würde bleiben, - weiß man aber doch, am nächsten Tal kommt man nicht vorbei. Der Stromkreis wird brechen. Tausend Funken werden kurz schließen. Die Sicherung fliegt raus. Plötzlich ist alles wieder aus, alles, was man glaubte. So beginnt man neu und neu im Dunkeln zu kabela und zu lüstern und Kreise zu schließen, glaubend, das Handwerk würde helfen. Doch die Berge und Täler bleiben immer, egal wie viel man tut, was man immer tut.

Es gibt nichts zu sagen 6. Nov.

Montag. Es gibt nichts zu sagen.

Etwas Gelassenes ist da, stelle ich fest. Ich weiß nicht, woher, und ich halte es auch nicht fest. Schlechthin stellt sich das Sein als etwas Gelassenes

dar, was ist wie es ist, was sich aus allem heraushebt, weil es so wie alles andere nicht ist.

Ob sie, die sind, sind wie sie sind, wage ich manchmal zu bezweifeln. Ich lasse sie und stelle mich heraus, sehe die Ungewissheit dessen, was viele meinen Tun zu müssen. Unsere getriebene Betriebsamkeit schreckt mich. Manchmal schwimme ich zeitlos mit, werde aber wach und denke, was tat ich da? Verlor ich mich? Im Streben unserer Zeit, in vielen unsinnigen Weisen unserer Zeit verliere ich mich, wenn ich mit schwimme. Ich bin nichts, wenn ich so bin, wie andere mich gerne hätten.

Ich sagte: "Da gibt es nichts zu sagen", und rede vor mich hin - laut Worte, die keiner hört. Gedanken, die die meinen bleiben. Auf Papier versteckt, in Reihen sich mehrender Bücher, bleiben sie unentdeckt mein. Für jeden, der sie findet, werden sie sagen, was sie sagen, sie brechen mit unserer Zeit, warum sollte unsere Zeit diese Worte hören? Spricht man zu jemand, der nicht versteht? Daraus entspringt nichts Gutes. Spräche ich zu unserer Zeit, täte mir das nicht gut. Also schweige ich, und schreibe redend vor mich hin, hege meinen Widerspruch, und weiß, dass ich bin.

"Mutter" -

"Mutter?" denke ich an Mutter?

So höre ich diese Worte von mir und denke an sie. Denn es fiel mir als Kind schon auf, dass sie, eine Arbeit verrichtend, vor sich her leise sprach, Zwiegespräche führte, zeitgeschlagen, ehgeschlagen, lebensgeschlagen, nichts lösen können.

Tot ist sie.

Am Krebs erstickt ist sie.

Am Leben vorbei ist sie.

In sich geblieben ist sie.

Stark war sie als sie starb.

Da war sie.

Hatte sie alles gewusst?

Hörte ich sie in den letzten Stunden noch reden?

Nein.

Jetzt rede ich vor mich hin und bin.

Kom. 5.11.06: Von meiner Schwester habe ich noch erfahren, was sie mit Mutter in den letzten Stunden mit Mutter erlebt hat. Mutter hat noch mal die Augen aufgeschlagen und meiner Schwester hinterher geschaut als beide sich zum letzten Mal sahen. Es war ein zuversichtlicher und völlig friedlicher Blick, der von Mutters Seite sagte: „Du schaffst das schon.“. Mutter hat noch gewartet bis ihre beste Freundin kam. Sie hat neben ihr gegessen und sich für alle was sie gegeben hat bedankt. Mutter konnte nicht mehr die Augen aufmachen. Danach wollte sie sterben, und sie ist dann erstickt.

Irren ist menschlich 12. Nov.

Wenn ich gesagt haben sollte, die Reise sei zu Ende, muss das ein Irrtum gewesen sein.

Es ist Sonntag, ein wunderschöner Sonntag. Wir haben November. Es müsste der zwölfte sein, und dazu ist Vollmond, eine besonders inspirative Zeit. Ich schreibe in der vorigen Geschichte von der Sesshaftigkeit, setze "Liebe" und "Sesshaftigkeit" auf die gleiche Ebene und rede davon, dass sich etwas verändert hätte. Dem gebe ich wohl Recht. Ich bin seit dem Jahrmarkt eine ganze Weile hier. Ich bin auch wegen Barbara hier geblieben. Dass es fast vier Monate sind, die mich in Dortmund und dann in Bochum haben verweilen lassen, zeugt nicht von großer Veränderung. Immerhin sind es zwei Städte. Dazwischen liegen noch zwei Wochen Frankreichaufenthalt, und das alles beschreibt nur eine äußere Situation, die mit vielen Zweifeln behaftet ist. Die Welt um mich herum ist träge und eher trist. Sie fordert zum Erlahmen auf. Einzelne Situationen, die mich heben, sind selten. Menschen wie Barbara sind nur kurz zu erreichen und stecken selbst in großer Arbeit. Ich vergesse den Gedanken der Wanderschaft nicht. Immer wieder kann es sein, dass ich gehen muss. Auch denke ich, dass eine Zeit ohne Barbara kommen wird, und dass dies eine lange Zeit sein wird. Das Gefühl der Liebe darf nicht festhalten. Der eigene Weg sollte nicht vergessen werden. Das tut nicht gut. Ich überhöre mich nicht an solchen Sonntagen, die im Spätherbst ein warmes Licht tragen.

Veränderung ist mein Leitwort. Dies hat jetzt eine örtliche Auswirkung. Auch wenn ich mir hier mehr Örtlichkeit schaffe, ein Zimmer ausbaue, so könnte es genau so gut mein Bruder benutzen. Der Weg heißt immer wieder loslassen. Das Schönste loslassen, das Schwierigste loslassen. Damit entrinnt man der Stagnation, in der schon viele stecken geblieben sind. Diese innere Stagnation ist die wesentliche Angst, die sich in mir breitmacht, betrachte ich unsere Zeit. Sie entwickelt sich immer mehr, breitet sich in leere, inhaltslose Beschäftigungen aus und jeder muss aufpassen. Manchmal befällt mich

Schwere, die von Allgemein kommt und ungeortet hier in dieser Stadtmenschenluft liegt. So erdrückt die Zeit jeden an seiner empfindlichen Stelle. Ein langsamer Tod tritt ein, hat bei vielen schon ein weites Stadium erreicht, und ich denke an dieses Altersheim, wo langsam der Gefühlstod, der Gedankentod und dann der körperliche Tod eintraten.

Mich treibt noch so etwas wie Lebendigkeit. Zu langes Festhalten tut weh, so wie jetzt die Finger vom Kalk schmerzen, und ich werde wieder gehen, werde Neues sehen. Nur so kann ich mir vorstellen, dass die Farben frisch bleiben, die sich Leben nennen.

Zum Abend.

Ich bin jetzt im Café, dem kleinen Café, in dem ich schon öfters geschrieben und gedacht habe. Das Loslassen und wieder Gehen liegt in der Luft. Ich schließe immer für mich ab. Die Morgenstimmung eines Sonntags und die letzten Tage der Arbeit lassen auf einen Einbunkerungsprozess schließen. Der Bunker tut weh, und dann geht man nach draußen. Draußen sieht es wieder ganz anders aus. Gleich löst sich etwas. Schon im Gespräch mit Martin, meinem Bruder, der diesmal später aufstand, kam etwas Philosophisches und Metaphysisches herüber. Wir sprachen über die Relativitätstheorie, die ich sicherlich nicht mathematisch erklären, deren Auswirkungen und Regeln ich jedoch beschreiben kann. Ich glaube auf jeden Fall, nichts Verkehrtes zu sagen. Betrachte ich mich in dieser Unterhaltung, die weite Kreise zieht, komme ich an den Punkt der Begeisterung, die den Intellekt spürt, und merkt, dass noch so vieles in mir verborgen liegt, was ausgepackt sein will. Der Denker, nicht nur auf der menschlichen, sondern auch auf der nüchternen Ebene macht sich breit. Ich weiß, dass ich unterlastet bin und dass Denken eine Ebene ist, die sich ausbreiten sollte, weil sie etwas wie Sicherheit vermittelt. Der Grund ist einfach der: Man beginnt Verborgenes zu begreifen, vielleicht ist es so wie beim Menschen, der so viel Verstecktes in sich trägt. So ist die Selbstanalyse, das Schreiben der Tagebücher wichtig. Damit verfolgt man seine Geschichte und gibt sich nicht mit einfachen Antworten ab, die scheinbar sagen, dass alles ist wie es ist. Hinter Vielem steckt oft viel mehr und manchmal etwas anderes. Das Suchen, oft als leidvolle Tätigkeit definiert, gewinnt wieder etwas Positives. Es schaut den Menschen und den Dingen hinter die Karten. Ein schönes und wichtiges Spiel, was leicht und doch wieder ernst gemeint ist.

Noch mal zurück zu dem, was mein Gehen betrifft, so denke ich, dass ich warten sollte. Ich erkenne im Moment so viel an dem, was ich bin und welche Entwicklung ich vollzogen habe. Dies zeigt sich auch in einem Telefonat mit Freunden aus Süddeutschland, denen ich viel wert bin, und die

ich begleitet habe, auch wenn ich oft schlechter Begleiter war. In dieser Entwicklung sollte ich weiter machen.

So erlebe ich in mir eine Freiheit, die tief in mir steckt und von vielen Menschen begriffen wird, mir aber oft am wenigsten klar ist. Damit heißt es eher, warten und schauen.

Meine Freiheit lässt sich nicht brechen, auch wenn vieles um mich herum beängstigt. Schlechthin wäre dies eine Angst vor der Dummheit. Diese Angst hat wohl ihre Berechtigung, fordert aber im gleichen Zuge zum Einsatz auf. Ich denke, ich verbreite nur Freiheit, wenn ich nicht gehe, sondern bleibe und einfach zeige.

Gerade dachte ich daran, sagen zu wollen: Die Freiheit zu verteidigen oder dafür zu kämpfen. Dies geht nicht. Sie, die Freiheit, hat keine Grenzen gegen etwas oder zu etwas, sie braucht sich nicht zu beweisen, sondern ist ein immer wieder neu zu findender Zustand. Es ist vielleicht der einfach geistige Prozess, Grenzen zu überschreiten ohne zu fragen. Indem sie das tut, zeigt sie das Wesen des Menschen, der sich über das Begrenzte hinaus zum Menschen macht. Indem er sich das Ungelöste seines Daseins bewusst macht, bewegt er sich aus dem Rahmen, der ihm keine Antwort gibt, hinaus. Dies hat innere und äußere Folgen, und die inneren Folgen wirken auf die äußeren. Wir sehen aber, dass die inneren in weiten Bereichen nicht begriffen, besser gesagt, verdrängt werden. Dies ist ein gesellschaftliches Problem, ein Problem der Erziehung, die sich gegen innere Freiheit wehrt und etwas funktional kanalisiert. Eine Intelligenz ist damit von ihrer grundsätzlichen Psychosomatik verkrüppelt, und stellt sich, wie schon Satre bemerkte, gerade in Deutschland als die gefangene heraus (Satre führte ein Gespräch mit Baader und Meinhof im Knast und dort fiel der Satz: "Die Deutsche Intelligenz ist gefangen"). Ist es nun die Aufgabe Einzelner, den extremen Weg zu gehen, den Karren in die andere Richtung zu ziehen, weil er von der trägen Masse zu sehr in die eine Richtung läuft? Ich glaube nicht, dass man ziehen soll, genau so wenig denke ich, dass man zuschauen darf. Die Dummheit der Macht wirkt, und wir sind zum Handeln gezwungen. Die Intelligenz verkauft sich, unterstützt, was ihrem eigenen Wesen nicht entspricht. Die Freiheit widerstrebt dem Kampf. Es ist das Sehen und Erkennen, was sie zum traurigen Zuschauer macht. In der Regel ist sie, wie schon gesagt, verkrüppelt. Wo soll man also ansetzen? Bleibt ein individueller Weg des Einzelnen, für viele nicht nachvollziehbar? Und bleibt eine Hoffnung, dass der eine oder andere sieht? Beschreibt sich damit nicht eine Dummheit, die im Zeitdruck der Zeit in eine unverständliche Individualität abgeleitet? Ich glaube nicht. Eine einfache Wirklichkeit, ein Sein, das sich Transparenz zutraut und diese vorführt, kann demnach für jeden verständlich sein und ist Hoffnung. Die, die dem ungläubig

gegenüberstehen, werden wahrscheinlich die sein, die sich hinter ihren eigenen Grenzen verstecken.

Zum Brief geworden 15. Nov.

Dass wir Gefangenschaften leben, ist unsere gesellschaftliche Situation. Dass wir uns diese gefallen lassen, ist unsere Dummheit.

Es geht nicht um Gesellschaft, am wenigstens geht es darum. Es geht um Freunde und Geliebte, die man erlebt oder nicht erlebt. Es geht um das bisschen Hoffnung, was man hin und wieder noch findet. Das ist Leben.

Wenn wir keine Freunde haben, werden wir kalt. Wenn man eine Geliebte hat, die kein Freund ist, was ist sie dann? So geht es nicht weiter, wird mir klar. Wenn man bei seinem Bruder lebt, dem man zuviel ist, wenn man so vielen zuviel ist, wenn dann noch die Welt kalt ist, nicht nur, weil es Winter ist, woher soll die Kraft zum Leben kommen.

Barbara ist verloren gegangen. Sie ist die Versteckte wieder geworden oder geblieben. Sie ist eine halbe Hand Mensch, die nicht hält, mal so und mal so ist. Ich warte schon so lange, und ich habe nicht Nein gesagt. Der Jahrmarkt hatte etwas geändert, aber es ist nicht geblieben. Zurückgekommen ist man in das, was war, und man ist wieder geworden zu dem, was man war. Ich will deine Hand, und ich will sie doch nicht. So komme ich mir vor, vor dir, Barbara. Jetzt mehren sich die Vorwürfe gegen mich, was ich gestern hörte und zu verstehen bekam. Wenn ich Kraft bekomme, dann nicht von Dir, die du Mauer geworden bist und vordem schon warst. Wenn ich bei Nacht vor diese Mauer renne, wirkt das dumm. Wenn ich es ein paar Mal tue, schreckt das ab. Du erschreckst mich. Die Mauer akzeptierst du. Deine Mauer. Mir ist kalt geworden. Ich habe meine Dummheit nicht erkannt. Ich wende mich von der Mauer ab. Das ist ganz einfach. Ich möchte es warm haben, und ich möchte Geliebte haben, das heißt, diese freiwillig erleben können. Eine halbe Freundschaft oder eine halbe Liebschaft sind schlechter als keine. Das stelle ich an uns fest.

Die Schmerzen lassen nach 15. Nov.

Ich habe wieder geschlafen, viel geschlafen. Wohl schlafe ich, um nicht zu sehen und die Welt um mich herum zu vergessen. Es ist auch die Geschichte mit Barbara, die mir durch den Kopf geht, die jetzt zu Ende ist.

Vieles wird mir jetzt klarer. Die schwierigen Punkte, die über die Zeit mehr geworden sind, hatten ihre Bedenklichkeiten, brachten auch mehr und

mehr Schwierigkeiten für mich. Ich habe sie durchlaufen, habe einige Male nicht mehr gewollt, bin selbst dabei dumpf geworden und stelle zum Schluss diese Kraftlosigkeit fest. Lebensfreude hat sich seit dem Jahrmarkt zerschlagen, langsam zerschlagen. Den Überblick, den ich mir selber durch das Schreiben versucht habe zu schaffen, hat sich verloren. Das Schreiben von Situationen und das Anreihen von zugehörigen Gefühlen hat nichts verändert. Ich habe ein Stück meines Selbst verloren. Die Seiten sind weniger geworden, und wenn sie dünn gezählt auftreten, sind sie zu Dramen geworden, die Gefühlsschmerzen unbestimmt äußern.

So habe ich mich nicht der Welt bemächtigt, sondern bin nur unbestimmt darin geschwommen, oder habe sie verschlafen, und nachts mit schlechten Gesellen verprasst. Anonym ist mir geworden, wie es hier eben ist. Und doch ist da immer noch mehr Gefühl als Verstand, der weitermacht, der die Halbheit mit den anderen zu leben, übersieht. So zerbricht man, anstatt gleich Nein zu sagen, zerbricht an dem Versteck von Unehrllichkeit. Unehrllichkeit, habe ich gesagt, und unterstelle etwas Bewusstes, aber es ist die Angst, die man vor sich selber hegt. Der Zustand des Wegschiebens und des Nichtsehenspiels spielt sich unterbewusst ab und ist somit kaum ersichtlich. Man spürt nur diesen Schmerz im Umgang mit solcherlei verstecktem Mensch.

Das viele Schreiben wird auch nicht helfen. Die Situation bleibt gleich. Eher noch wird man abgestoßen, weil man das Unbequeme ausgesprochen hat. Das Schreiben hilft erst im Nachhinein, und zwar nicht den anderen, sondern mir, der später lesen wird und wie schon oft gesagt im Nachhinein versteht, die eigene Sache, die eigene Rolle und die Rollen anderer, die mitgespielt haben.

Sollte das Resignation heißen, um eine Welt, die versteckt keine sichtlichen Antworten gibt, keine Veränderungen möglich macht?

Ich stelle Kraftlosigkeit fest, und aus dieser entspringend eine Blindheit, und ich muss warten, bis diese vergangen ist. Der Mut ist weniger geworden. Zu vieles hat sich schon aneinandergereiht, und so fällt man und steigt man schneller. Man verliert auch den Überblick, und so muss man sich an den Rand stellen, um etwas freier atmen zu können und Boden zu gewinnen, der so schnell verloren geht. Ich riskiere zu viel, denke ich manchmal. Das ist so wie bei der Arbeit. Ich gehe so weit bis die Finger kaputt sind, oder die Augen vom Kalk verspritzt brennen und offene Wunden zeigen.

Ich fliege an die Wand und falle zurück. Der Kalkschlamm tut das gleiche. Kinderschmerzen wiederholen sich. Ich habe überlebt, damals, und jetzt lebe ich auch noch. Die Schmerzen lassen nach, die Kinder-, die Kalk-, die Herzschmerzen.

Ich denke, dass dieses „Sich-an-den-Rand-stellen“ nicht das Schlechteste ist, doch glaube ich eher, dass Freunde helfen, denen man sich zuwenden kann. Freunde, die beruhigen, denn helfen muss man sich im letzten Sinne selbst. Ich bin gefragt, der etwas anfängt und der seinen Weg geht, und der damit Konsequenz bewahrt. Konsequenz, in dem Sinne, dass man Offenheit verlangt oder sich dahin bewegt, wo Offenheit ist. Betrachte ich diese Geschichte mit Barbara, so sehe ich in ihr viel Gutes und Gutgemeintes, jedoch fehlte das Risiko, mit ihrer Situation offen umzugehen. Mauern sind es, die Vertrauen brechen und Unsicherheiten schaffen. Das ist der Zustand der Kölner Straße, wo Barbara wohnt. Und an nichts anderem als an dem, ist man gescheitert. Den Vorwurf, den ich gegen mich richte, und der besagt “Du bist wieder einmal in eine Geschichte gerannt, die solch eine Gefangenschaft zum Inhalt hatte.” oder “Du suchst dir solche Geschichten aus”, diesen Vorwurf lasse ich nicht gelten. Sicher ist es so, dass ich solche Geschichten oder Situationen immer wieder finde, doch geht es mir ja auch so, dass ich in diesen Situationen wieder richtig entscheide. Das weitere ist, dass ich aus dem, was ich dort erlebte und eingebracht habe, etwas bewegen wird. Betrachte ich Geschichten wie Staig, meiner alten Wohngemeinschaft und Dorro, so habe ich auch dort Akzente gesetzt, die wesentlich später ihre positiven Folgen gehabt haben. Es ist nicht vergessen worden, und es hat sich später etwas bewegt. Die Wege der Menschen sind sehr verschieden. Oft sehe ich so viel und will im Moment so viel, und übersehe, dass alles Zeit hat.

Ich müsste also warten, aber ich möchte handeln, und so gehe ich, jetzt mit dem Wissen, dass sich über lange Zeit doch etwas verändert. Damit kann ich sagen: Barbara tut im Moment wohl weh, aber lassen wir uns warten. Eine Zeit wird kommen. Ich gebe damit auch die Beziehung nicht auf. Und Barbara ist Geliebte, wie alle Geliebte die Geliebten bleiben. Wenn ich jetzt Nein sage, ist das nur, um Barbara ihren Weg gehen zu lassen, den sie so nicht sieht. Besser gesagt, sie muss sehen lernen und sie muss loslassen lernen, und dann könnte einsetzen, was einen Weg der Offenheit möglich machen würde.

Ich werde nicht warten, weder bei einer Jasmin, noch bei einer Barbara. Ich werde vergessen und doch behalte ich.

Die Entscheidung gegen Barbara tut plötzlich gut. Ich komme nach draußen. Das Wetter scheint seine Wolken verloren zu haben. Und ich freue mich wieder. Etwas Leichtes trampelt auf dem Rade den Fußweg entlang. Die Leute werden lachend gesehen. Man lächelt zurück. Die Frau in der Sparkasse gibt freundliche Informationen. Und das Arbeitslosengeld ist gekommen. Es scheint alles gut und bestens zu laufen. Was soll die Lebensschwere? Ich sitze wieder im Café und schreibe. Liebe die gesunde

Art des Alleinseins, und des doch Mitfühlens. Neben mir lacht schon wieder jemand. Etwas macht sich breit, was sagt "Du bist bei dir". Die Zeit erinnert an die Wochen auf dem Jahrmarkt, wo leichter gelebt wurde. Der Tiger wird wieder wach.

Kom. 4.12.99: Der Tiger war der Spitzname, den mir die Kinder auf dem Jahrmarkt gegeben haben, mit denen ich das Grottenlabyrinth gebaut habe. Ich hatte so eine abgeschnittene Tigerhose an und bekam von daher diesen Namen.

Gabi fällt mir ein. Sie hat mir geholfen oder besser, ihr ist es zu verdanken, dass noch einmal der Überblick über das Umfeld von Barbara, Werner und mir abgespielt wurde. Das Nein, einige Male schon innerlich gefällt, findet nun seinen Boden. Einmal war es schon bei Christine klar, davor stand es schon nach dem Urlaub fest und vordem erlebte man die vielen kleinen Haken, an denen sich das Gefühl verlor. Eine langsam wachsende Leere entstand. Damit hatte der Bär eine leere und verkümmerte Blase im Bauch. Jetzt ist sie zusammengefallen. Barbara ist in den letzten Tagen fremd geworden. Die vielen Erfahrungen, die immer an sie denkend machten, die Bilder im Bauch, auch sie sind verloren, sie brauchen nicht mehr abgepflückt zu werden, sie sind ganz einfach weg. Keine Trauer, eher die Nüchternheit eines Anrufbeantworters, der in die Leere spricht und signalisiert: Es ist vorbei. Dann schlafe ich wieder, werde wach und fange so langsam als möglich den Morgen an, der mittlerweile ein Mittag ist.

Nachgelesene Tagebücher 17. Nov.

Ich habe die Tagebücher gelesen, die die Zeit mit Barbara beschrieben haben. Wie ich feststelle sind es ganze drei Tagebücher. Eine eindrucksvolle Zeit teilt sich in einem Haufen unterschiedlicher Empfindungen mit. Es war wohlthuend dies zu lesen, und es kam zu einem guten Schluss. Aus dieser bewegten Gedankenwelt auftauchend, erlebt sich dann doch so etwas wie Kälte und Unruhe. Bei meinem Bruder halte ich es nicht aus. Es ist zu kalt und abweisend. Ich gehe und fahre nach Dortmund. Die anfängliche Begeisterung des Abends verfällt. Schnell kehrt sich die Stimmung um. Ich fühle mich schwach und unsicher. Die Gefühle sind so wechselhaft. Dabei fand ich meine Entscheidung so gut, und das Nachlesen und noch mal vor Augen führen ganz wichtig. Dann tritt aber doch so etwas wie Hilflosigkeit ein. Etwas Warmes ist ganz einfach verloren, und es ist nicht vom Kopf zu erklären. Damit steht man mit einem Gefühl da, zu dem man einfach Trauer sagen könnte, ja, Trauer wäre wohl das richtige Wort.

Am Ende von Tagebuch XV 18. Nov.

Die Zeit nach der Liebe ist so beschaffen, dass man sich unbedingt mit dem Schönen beschäftigen sollte. Schneller jedoch ist man dabei zu grübeln. Die klaren Gedanken versinken im Gefühl des nächsten Abends, und dann ist es nicht mehr weit bis der Schmerz ausbricht. Dabei ist genau diese Zeit einer verlorenen Liebe eine wichtige. Von welcher Sensibilität ist man gerührt? Scheint es nicht so, als fühle man viel mehr und sehe man viel mehr? - aber man vergräbt sich, fällt in ein Jammertal, denkt gegen sich und verliert die Sicht zur Welt und jede Weitsicht.

Und wo bleibt die Sicht, sich wieder wert zu sein. Wenn die Gedanken geklärt sind, der falsche Weg, das falsche Handeln erkannt, dann ist man doch besonders bei sich. Warum sollte man anschließend jammern? Hatte man nicht nein gesagt, endlich etwas Klares nach Zeiten den Jains gesagt, ist man nicht hinaus aus einer Zeit des Hin und Her, einer Zeit des Zweifels zwischen Gefühl und Verstand? -

Wenn wir ein bisschen warten wird diese Trauer ein ganz positives Gefühl und wir ziehen zur Scheidung das Hochzeitskleid oder den Hochzeitsanzug an und beenden Beziehungen mit Begeisterung und schreiben wie am Anfang Liebesbriefe. So sollte das Ende wie der Anfang sein, und so werden die Alten wie die Kinder, und damit wäre das Leben wie das Leben.

Ich bin am Ende einer Liebesgeschichte und genauso am Ende eines Tagebuches. Zu Barbara sagte ich wohl, ich hätte es bereut. Jetzt sage ich, jeder geht so weit er gehen muss, und damit findet sich ein Schluss, und diesen Schluss den finde ich schön, genauso werde ich weiter gehen.

Sinn in der Stadt 21. Nov.

Die Situation in der Stadt ist wirklich härter. Der Sinn, von dem ich spreche, und den ich nicht finde, wie ich es im letzten Text beschreibe, findet sich wirklich nicht da draußen in der Allgemeinheit. Ich schaue nach draußen und suche. Immer werde ich etwas finden, und es wird mich glücklich machen und genau so auch unglücklich, und wenn ich beginne, alles da draußen in der Allgemeinheit zu suchen, dann werde ich sehr leer. Komme ich zurück zu mir und höre auf mit dieser Suche, kommt dieser Sinn von selbst zurück. Er kommt aus mir, aus meinem Sein, was sich Ruhe lässt mit einem draußen. Dies wird sicher auch kommen, aber nur verstanden, wenn es in Ruhe genommen wird. Sinn bleibt in letzter Instanz eine Akzeptanz der Ruhe und eines Weges zu dieser Ruhe. Damit ist das Leben überall lebenswert, weil sich seine Bedeutung aus einem selbst und aus einem Sehen

bestimmt. Eigentlich ist das ganz einfach, aber von so vielem lässt man sich ablenken und stellt sich damit seinem eigenen Dasein im Wege.

Innerer Inselbeginn 21. Nov.

Dieses Tagebuch XVI im November 1989 ist ein Beginn, der genau an dem Punkt anfängt, wo vieles verloren gegangen ist. Das, was noch vor Monaten im Sommer da war, mich begleitete, mich mit einem guten Lebensgefühl trug, hat sich verloren. Eine gesunde Umgebung ist in diesem Ruhrgebiet nicht mehr vorhanden. Es scheint so, besinne ich mich zurück, als wäre es wieder Zeit zu gehen, als wollte ich wieder von außen tanken, aber ich halte mich hier, denke an das, was in mir ist, was sich viel später in mir öffnet, und nicht nur Substanz ist, die an die Grenze führt. Ich denke an den Berg auf meiner Insel, einen Berg, der jeden Tag seine Mühe brauchte, um ihn zu bezwingen, und der nach einer Zeit Kraft gab, obwohl man anfangs meinte, diese Kraft verloren zu haben. Man stand oben, hatte zu pusten, musste sich einige Male hinlegen, weil man so erschöpft war. Monate später war es so, dass man nur kurz eine Dusche nahm und weitermachen konnte. Dort in der Ruhe, alleine, ohne Welt, gab es immer wieder Kraft und sogar viel Kraft über lange Zeit. Am Anfang hatte man wohl Leid, aber später wusste man, dass Ruhe, Alleinsein ohne Menschen diese Kraft gab. Und so war man reich. War man dann wieder länger im Dorf bei den anderen, den vielen, wurde man wieder leer. So begann auch dort wieder die Zeit der Einsamkeit, und man wusste sie zu nehmen, sah wieder, was in einem selbst und in anderen geschah.

Eine Ahnung davon traf mich am gestrigen Abend in dieser Kneipe, als so viele sprachen, viel gelacht wurde und ich doch so wenig vom Menschen vernahm. Die Geste von Anne, dieser schöne Schluss zwischen gesundem Frechsein und so liebsamer Nähe, war so tonlos echt. So bleibe ich sprachlos, verberge mich im selbstgemauerten Zimmer und finde, was auf der Insel leicht zu sehen war, meine Ruhe am Rand.

Werner oder Die Schüssel Nudelsalat 22. Nov.

Werners Vater ist Polizist. Er war ein harter Vater, so wie der meine auch. Die Geschichte mit Barbara ist zu Ende. Heute war ich auf Vaters Geburtstag, hatte vorher noch den Flur verputzt, zwischendurch den Glatzstrich gemacht und bin wieder zu Vater gefahren, um noch eine Weile mit meiner Schwester zu plaudern. Vorher trank ich noch einen Espresso im Café Treibsand, um mir noch etwas Ruhe vor dem nächsten Geburtstagsgeplapper zu gönnen.

Als ich wiederkam, waren die Gäste schon weg. Vater hatte mich bewirtet, etwas zu Dortmund gemacht, wie es damals Mutter tat. Was wir sprachen, war nichts Besonderes. Ich hörte nur seinen Zweifel von meinem Vorhaben, in Kanada arbeiten zu wollen. Vor meinem Gehen machte mir Vater eine Schüssel mit Nudelsalat fertig, die für meinen Bruder und für mich bestimmt war. Dann hörte ich noch einige dumme Sprüche, die als Anspielung auf meinen Bruder gemünzt waren. So ging ich, besser gesagt, ich nahm mein klappriges Rad und fuhr in die Stadt. Noch einmal gedachte ich, im Café Treibsand einen Espresso zu trinken, weil ich so gut gegessen hatte. Das ist so eine italienische Manier.

Mit dem Eintreten stand Barbara direkt am Tresen. Wie ich gleich erfuhr, hatte sie die U-Bahn verpasst, und so dachte sie, noch einen Kakao zu trinken. 'Komisches Treffen' ging es mir durch den Kopf. Ich erzählte eine Weile und wollte auch noch zu uns etwas sagen, dachte, dass dieser Moment etwas Besonderes wäre. Barbara jedoch schien mir nicht aufmerksam, ja, ihre Laune wies auf etwas sehr Bedenkliches hin. Ich fragte, wie es Werner ginge, in welcher Klinik er jetzt wäre, wohl, weil sie davon sprach, gerade von einer Klinik zu kommen. Ich hörte, dass er in die geschlossene Psychiatrie eingeliefert worden wäre, und gestern hatte man ihn in ein anderes Krankenhaus gebracht. Ich fragte natürlich gleich, warum? Selbstmordversuch, war die Antwort. Die Arme aufgeschnitten, besser gesagt, gemetzgert, hörte ich von ihr. Wer ihn gefunden hätte, war meine nächste Frage. Ich, sagte sie, ihre Augen waren rot. Sie weinte nicht, hielt Distanz und Haltung. Mir fuhr es so richtig durch den Körper. Ich hatte sie auch kurz berührt. Etwas Kaltes ließ mich jedoch meine Hand sofort zurückziehen. Und ich hatte vorher von Kanada gesprochen, von einer neuen Welt, die ich mir wünschte. Wieder kam ich mir so tollpatschig vor, obwohl Barbara etwas hat, was versteckt und nicht verraten werden soll. Ich sprach noch einiges, aber meine Worte schienen mir sinnlos. Unerreichbar, sagte mein Gefühl. Es standen ewigen Welten zwischen uns. Ich verstehe diese Sprünge nicht.

Sie fragte, ob ich sie noch begleiten wolle. Erstaunt über diese Frage bezahlte ich und ging mit ihr. Wir trennten uns an der S-Bahn. Diesmal fuhr ich die eine Station nicht mit, um mit dem nächsten Zug gleich wieder zurückzufahren. Es war auch kein schöner und leichter Abschiedskuss, der mich traf. Ihre Hände berührten mich auf eine fremde Art.

Werners Vater hatte ihn bewirtet, als es ihm schon vor Wochen so schlecht ging. Er, der Polizist, hatte ihn bekocht. Das hatte Werner gefallen, obwohl er sich gleichzeitig anhören musste, nichts geworden zu sein, und er hätte doch damals... Ich fuhr mit dem Fahrrad in die nächste Kneipe, um noch einen Kaffee zu trinken. Auf dem Gepäckträger hatte ich diese Schüssel

Nudelsalat, die bei der heutigen Kälte sicherlich nicht schlecht werden würde.

Was ich nicht vergessend hinzufügen möchte, ist, Barbara war beim Selbstmord ihrer Mutter zu Hause, und sie hatte sie auch gefunden. Damals hatte sie bitterlich geweint, wie sie mir einmal erzählte.

Nach diesen Zeilen bekomme ich Wut. Wieder könnte ich etwas an die Wand werfen, schreien und weinen, das gleiche Gefühl wie bei Franz, als er sich mit einem Kind im Auto umbrachte. Und ähnliche Gefühle kommen hoch, wenn ich an die denke, die sich mit einem Dumdumgeschoß oder einem Revolver das Leben nahmen oder an die, die sich von einem Hochhaus stürzten, nachdem sie sich vornahmen, mit ihrem Vater zu reden. Sie haben nicht mit ihm gesprochen, haben sich vor Angst verkrochen und dann fahr ich mit einem Topf Nudelsalat vom Geburtstag meines Vaters nach Hause. Ich habe Wut.

Wenn Worte zerstören 23. Nov.

Ich habe schlecht geschlafen. Und ich habe viel geträumt. Die Unruhe des vorigen Tages habe ich geträumt. Und der Tag ist in einer Gefühlsfülle stecken geblieben. Gestern habe ich es nicht geschafft, das abzugeben, was der Tag mit sich brachte, und so quält mich der heutige und macht ihn schwer. Dieser Tag hat keinen Raum, und es fehlt ihm die Ruhe. Am Abend habe ich die Ruhe gefunden. Dem voraus ging der Entschluss, Gitarre zu spielen. Ich wurde traurig und damit war ich erleichtert. Jetzt habe ich mit Christine gesprochen und so vieles gesagt, und wie ich spüre, sollte ich wieder Gitarre spielen. 'Ablegen' heißt das, 'ablegen' was viele Worte nicht schaffen.

Worte zerstören die Schönheit einer Erinnerung. Ich höre wohl tausend schöne Worte, stelle aber dann fest, dass nichts bleibt. Es bleibt nur, wenn man es nicht festhält. Die Gedanken, die man wiederholt, zerstören das Gefühl, was diese eingebettet hatte. Barbara stirbt an zu vielen Worten durch mich. Die Bärin ist mit so vielen Worten in der Erinnerung getötet worden. Die Leere macht kalt, weil sie nicht in Ruhe gelassen wird. Ich habe etwas gewollt, und Worte von Gabi und Christine haben die Ruhe zerstört, Barbara verloren gemacht, das Warten zerstört, und die Liebe, wo ist sie geblieben? Auch wenn Worte Recht haben, führen sie zu nichts Gutem, wenn sie nur etwas feststellen, aber nichts in Bewegung setzen. Der Abend verliert seine Ruhe mit Worten. Die wortlosen Stunden mit Barbara fallen mir wieder ein. Ich hoffe, sie...

Werner hat wortlos gehandelt in unserer wortreichen kalten Zeit.

Den Worten doch glauben 24. Nov.

Ich weiß nicht, was ich mit diesem zweitletzten Satz gemeint haben könnte: "Die wortlosen Stunden mit Barbara fallen mir ein. Ich hoffe, sie..." Es könnte heißen ... sie wiederholen sich. Oder vielleicht wollte ich sagen: ... sie bewahren sich. Lassen wir es offen.

Barbara ist nicht mehr da. Die Zeit mit Barbara wird sich auch nicht mehr wiederholen. Was im Moment vorhanden ist, ist ein Loch. Und das gilt es zu stopfen, oder man lässt es einfach sein. Ein Haufen Sehnsucht läuft in der Kälte herum, und die Ruhe, die man sich eine gewisse Zeit geben konnte, fehlt. Auch, wenn es in den letzten Wochen eher umgekehrt war, man sich mehr Unruhe gab als Ruhe, waren unsere kurzen Treffen am Wochenende kleine Signale, die auf etwas hoffen ließen. Ich dachte immer, es würde mehr. Schau ich die Zeit zurück, so erkenne ich, dass es viel weniger geworden ist und ich mich an immer weniger gewöhnt habe. Große Sprünge fanden nach dem Jahrmarkt und direkt nach dem Urlaub statt. Diese Distanzierung irritiert mich, und so trat diese zunehmende Unsicherheit ein. Gleichzeitig fesselte mich mein Gefühl und hoffte, was es schon Jahre nicht mehr kannte, auf eine längere Beziehung. Damit tat sich der Gedanke auf, in einer schwierigen Situation viel aushalten zu wollen, damit sich etwas bewahrt. Das erwies sich als verkehrt. Auf etwas zu verzichten, ist immer etwas Dummes. Es untergräbt die Freiheit, und am Ende quält man sich. Das ist ein typischer Fehler: Viel Leistung mit viel Verzicht. - Etwas Märtyrerhaftes tut sich auf.

Betrachte ich den Einsatz für meine Bilder, finde ich den Einsatz dafür gerechtfertigt, wobei der Verzicht noch nicht einmal so etwas Schlimmes ist. Eher geht es mir so, dass mit einem Maximum an Leistung eine noch größere Zufriedenheit entsteht, und doch ist in allem Tun noch das Spielerische und Leichte. Es ist viel Zeit, die ich für die Malerei und das Zeichnen verwende und in Zukunft auch verwenden möchte. Hier lohnt es sich und es bietet Identität.

Im Umgang mit den Menschen stelle ich fest, dort viel mehr aufpassen zu müssen. Identifikation stellt sich dort als begrenzt dar. Verzicht und bestimmte Bedingungen eingehen, sind immer mit Skepsis zu betrachten und kein gutes Vorzeichen. Glücklicherweise breche ich immer wieder die unausgesprochenen Gesetze, und andere machen mir klar, wo ich mich in Schranken setzen lasse. Von daher halte ich die Worte von Gabi und Christine schon für richtig und genau so meine Entscheidung zu Werner und Barbara, und ich glaube auch nicht, dass diese Worte etwas zerstört haben. Dass es meist die lauten Leute sind, die auf die Grenzen zwischen Menschen hinweisen und über diese Grenzen tretend sprechen, ist mehr als natürlich. Mögen diese Leute etwas Nachteiliges haben, weil sie mit vielen Worten viel erschlagen können, so weisen sie doch auf etwas hin. Ihre unruhigen Worte

können auch etwas vermitteln, und doch fühlt man sich zu solch ruhigen Leuten wie Barbara hingezogen. Betrachte ich aber diese Beziehung von Werner und Barbara, so liegt dort so viel Unklares im Sumpf, dass ich gerne auf diese Scheinruhe verzichten möchte. Die anfänglichen Euphorien rückten den Menschen in ein Licht, in das er später durchaus nicht mehr passt, und vor allem, man hat sich mit einem Teilbild begnügt, obwohl man sehr viel mehr ahnte. Erst Christine und Gabi machten dieses Bild klarer.

Wenn mir Werner Leid tut, so ist es deswegen, weil er in seiner Art jemand ist, den ich zu gut verstehe und bei der ich glaube, dass ich in der Beziehung mit Barbara, ähnliche Schwierigkeiten bekommen könnte wie er. Hier unterstelle ich vielleicht auch, dass die Schwierigkeiten, die Werner hat auch mit Barbara zu tun haben, das mag sein. Was mich nun doch von Werner unterscheidet, ist, dass ich einfach mehr Kreuz habe.

Mein Kerker 25. Nov.

Ich glaube ich kerkere langsam ein. Die Sonne scheint. Man könnte draußen sein. Stattdessen lebe ich in Mauern und Schutt. Ich wähle die Ende, die ich an anderen kritisiere.

Meine Bilder sind wohl schön, aber der Preis scheint dieser Kerker zu sein. Der Elan könnte sich verlieren, und das Spiel des Alleinseins ist gefährlich. Dagegen ist die Welt groß und sicher auch schön. Das Zimmer ist beheizbar, - umso gefährlicher, denke ich mir.

Sonntagmorgen 26. Nov.

Ich widerspreche! Kerker hin, Kerker her, egal wie ich ihn benenne, was dort so eng mein zu Hause ist, ich schaffe mir eines, - ein wirres, enges und sehr verrücktes zu Hause, denn es bietet Platz etwas zu tun.

Die Arbeit, ich meine eigentliche Arbeit liegt noch brach. Jetzt schaffe ich noch an Wänden, klopfe den kaputten Putz herunter. Unruhe entstand, weil Kinder und eine Christine da waren und mithalfen. Die Ruhe habe ich mir im Laufe des Abends wieder zurückgeholt. Der Raum soll langsam entstehen. Dafür nehme ich mir Zeit. Eine Christine weiß nicht, was sie dort will. Sie will einfach nur tun. Diese Aktionswut erschreckt mich. Ich brauche diese Ausgewogenheit, und diese trage ich in mir.

Genauso brauchen die Bilder ihre Zeit und Aufmerksamkeit. Vieles wird folgen, und das Eigene, was in mir steckt, wird seinen Ausdruck finden. Ich

mache weiter. Eine Reise wird warten. Ich werde meinen inneren Weg finden.

Ich bin sehr schnell dabei überstürzt zu handeln, lasse mich ablenken bevor etwas in Ruhe entsteht. Das ist ein großer Fehler. Die Arbeit mit den Bildern, das Schreiben der Tagebücher weisen darauf hin, dass es sich lohnt dies in Ruhe weiter zu verfolgen. Drumherum mag die Welt mit ihrer Enge erschrecken, aber ich bin stark und werde weitermachen.

Der Zweifel, dieser immer wieder gehegte gehört dazu, gehört dem Begabten, dem Verrückten. Sie leben von der Unsicherheit. Sie ist Bestandteil ihres Daseins. Dort findet sich die Größe, die der Einfache gar nicht zulassen kann. Dort erst findet sich die Möglichkeit das Eigene und Andere in sich zu finden, und so spiegelt sich etwas wider, was der scheinbaren Normalität Fragen stellt, und wir stellen etwas dar, was sich andere so leicht haben verbieten lassen. Mögen wir damit unbequem geworden sein, so zwingen wir doch nicht zu sein, wie wir sind. Diese Differenz, sie fordert doch nur auf zum Umdenken. Welcher Art dieses Umdenken ist, bleibt eine Frage des Dialoges. Dieser müsste geführt werden. Mag ich bisher nur Provokation. Der Dialog wäre mir ein wünschenswerter Anfang.



19 Die Wohnung ab Dezember

Mit dem Monat Dezember geht es um die Wohnung. Ich bin jetzt alleine, und überlege wie ich zur Außenwelt stehe. Was schon im November über die eigene Person im Bezug auf diese Außenwelt, oder allgemein dem Zeitgeschehen beschrieben wird, vertiefe ich in dieser Zeit noch mal. Es bleibt der Mensch, der an diesem ganzen Geschehen in dieser Zeit zweifelt.

Um diese Geschichte der Wanderschaft zu einem Abschluss zu bringen habe ich noch einen Text aus dem nächsten Tagebuch XVII herausgenommen, der im Januar des nächsten Jahres, also einen Monat später geschrieben wurde. Er möge diese Zeit der Wanderschaft abschließen.

Perspektiven in der eigenen Wohnung 1. Dez.

Das Zimmer ist jetzt jeden Tag beheizt. Wir schreiben den ersten Dezember, und ich befinde mich nicht mehr auf der Flucht. In der Wohnung habe ich den Durchbruch begonnen. Davor befreite ich die letzte Ecke Holzboden aus dem anderen Raum von seiner Zementschicht. Das war eine langwierige Arbeit. So schnell wurden die Messer stumpf und ich musste sie jedes Mal neu schleifen. Gestern war ich dann ungeduldig und legte diese Arbeit einfach weg. Am Tag zuvor war es nicht anders. Lieber stehe ich dann am warmen Ofen und schneide meine Bilder in weiße Passepartouts. Sie wirken damit sehr viel schöner und der neue Rahmen scheint das Bild zu heben. Gleichzeitig bekomme ich Achtung vor solchen Bildern, die ich einmal gemalt habe. So scheint mir auch die Zeit zu kurz. Jede Nacht könnte ich an diesen Bildern arbeiten. Manchmal fühle ich mich sogar getrieben und verliere die Muse. Dann könnte ich beim Anschauen der Bilder fast verrückt werden. Dann wird der Punkt erreicht, wo der bogen zur Realität bricht. Das ist gefährlich.

Das Genie liegt nahe beim Wahnsinn, sagt man. Ich liege wohl auch in seiner Nähe, kann aber nicht sagen, ob ich ein Genie bin. Ich bin halt anders, bin Wanderer, bin Unterwegsgebliebener, und bin, so wie ich bin, immer mehr jemand, der nur für sich ist. Die Welt schließt sich aus. Was soll dieses Leben, was so teilnahmslos im eigenen Denken und Sein steckt? - Zurück zur Realität.

Der Durchbruch ist heute begonnen. Der obere Teil der Wand ist herausgenommen. Obwohl diese Wand tragend ist, breche ich bis zur Decke durch. Der Sturz wird später eingesetzt. Es passiert nichts Dramatisches. Der Fäustel liegt fest in der Hand. Der Mörtel ist von locker. Mit der Hand nehme ich die Steine heraus zu einem immer größer werdenden Loch. Die Finger schmerzen schon seit Tagen, doch, diese Arbeit tut gut, heute, wo man sich wieder leichter fühlt.

Dagegen war der Tag gestern erschreckend depressiv. Ich hatte auch gesoffen, und das bedrückt mich. Eine Konzentration ist verloren. So quälte ich mich eines besseren Zustandes gewiss durch den Tag. Er wurde leichter und ich wurde leichter.

In der Nacht war es dann schön. Sie zog sich bis in den Morgen. Ich hatte Bilder vorgeführt, und wie es aussieht kommt es zu einer Ausstellung in einer Kneipe. Beim Zeigen dieser habe ich eines verschenkt. Das tue ich immer, wenn jemand so großen Gefallen an einem Bild gewinnt. Aber das schönere war, ich hatte endlich Möglichkeiten zu reden, von dem, was ich bin und was ich tue. Genauso hörte ich auch zu, und rege wurde bis zum Morgen gesprochen.

Der Wirt der Kneipe fuhr mich nach Hause, mit einer Mappe, die für seinen Wagen schon fast zu groß war. Auch unsere Unterhaltung war angenehm. Wir sprachen von dieser Heimatstadt, die ich vor zwölf Jahren verlassen hatte.

Zu Hause mache ich noch Feuer und ging schlafen. Ich blieb diesmal in meiner Werkstatt, wo ich auf einem alten roten Teppich schlief, der direkt neben meinem Ofen lag. - Nachts wird es immer so kalt.

Papierleben?! 1. Dez.

Das Schreiben scheint kein Ende zu haben. Ein Papierleben ist es, was ich führe, und doch, es ist etwas Bewusstes dabei. Die Zeit, wo ich so viel schreibe, das seit dem Aufenthalt auf einer Insel, geht nun schon ein Jahr und acht Monate. - Ich sehe diese vielen Ereignisse und weiß diese Wanderschaft hatte damit ihr Gutes. - Wann sie wohl weitergeht? - ich weiß es nicht.

Morgen mache ich erst einmal den kleinen Durchbruch und mauere über dem Sturz bis zur Decke zu, und anschließend kommt der Durchbruch einer ganzen Wand. Dazu warten die Bilder und die Texte aus den Tagebüchern. Ich habe also zu tun. Die Wanderschaft ist zu einer inneren geworden, und sie geht auf ihre Art weiter.

Es sind übrigens dreizehn Tagebücher entstanden, und sie warten durchforstet zu werden. Ich lasse diesen Tagebüchern aber Zeit. Vor allem die Zeit mit Barbara braucht den Abstand, um später einmal von neuem betrachtet zu werden. Somit möchte ich darin noch nicht wühlen. Was seine Zeit finden könnte, wären die Inseltagebücher, deren Chronologie schon steht und deren Texte getippt werden könnten. Jedoch möchte ich nicht so intensiv arbeiten, wie in der Wohnwagenzeit. Die eine oder andere Stunde am Tag möge dafür reichen. Mit diesen Arbeiten, meiner Malerei und meiner alten Heimat Bochum, werde damit eine Weile beschäftigt sein, dann wenn einmal dieses Atelier, oder sagen wir besser diese Werkstatt fertig ist.

Ich scheue mich zuzusagen, ich bleibe. Zu schnell bin ich wieder gegangen und habe mich widersprochen. Also, sage ich nichts, aber ich weiß, ich fühle mich wohl.

Bleiben wir am Boden dreckig 3. Dez.

Man sollte über den zukünftigen Lebensweg keine Aussagen machen. Wer weiß, wie es morgen ist. Vielleicht gehe ich unter oder ich komme sogar groß raus. Ich weiß es nicht. Und das ist schön so. Es ist drei Uhr und das am Nachmittag. Ich trinke Coca-Cola und Kaffee und das gleichzeitig. Gestern habe ich viel Bier getrunken und habe mich gut unterhalten. Das schlechte Gewissen habe ich am Morgen abgeschaltet. Die Haltung des Depressiven am Morgen tut einfach nicht gut. Vorsätze, etwas anders zu wollen, führen nur zum Jammern, und so fühle ich mich wohl, dreckig wie ich bin. "Ändern", habe ich gesagt, und gab mir erst Recht. Auch hätte ich keine Qualitäten, bin ich es, der ist wie er ist. Und ich schrieb mal in einem Bild: "Ich muss mir sagen, dass jeder Tag gut ist". Warum muss ich mir das sagen? Was quäle ich mich? Groß will ich sein. Der Künstler muss Erfolg haben, und weiß der Teufel, was er noch alles sein sollte. Dieses Schweben im Idealen sollte vergessen sein. Hier ist es verreckt. Der Mensch ist verreckt. Die Luft erdrückt, und grau macht grau, und solange wir hier sind, werden wir nichts anderes sein können. Auch der besonders Abgegrenzte kommt damit kein Stück weiter. Er lebt wohl nicht wie die anderen, lebt aber damit noch ein Stück schlechter, weil er scheinbar etwas Besonderes sein will. Wie dumm. Dabei wird er nicht menschlicher. 'Verreckte Zeit' ist der schimpfende Ton, der feststellt, was allzu bekannt nichts Besonderes ist. Also lassen wir uns und heben wir uns nicht heraus. Wie schnell können wir wieder fallen. Bleiben wir am Boden dreckig.

Die Psychologin 5. Dez.

Die Psychologin hatte sich meine Bilder angeschaut. Eine Mappe hatte ich ihr zur Einsicht gegeben. Nachdem diese Bilder 'durchgeschaut' waren, verlangte sie nach mehr. Ich wehrte ab, wohl nur aus dem banalen Grunde, weil die nächste Mappe unter Stapeln von Papier verborgen war. Es könnte aber auch den tieferen Grund darin haben, sich gegen dieses sonderbare Denken einer Psychologin zu wehren. Wie meine Psychologin damit fertig würde und was sie vor allem daraus interpretierte, weiß ich nicht.

Als sie die erste Reihe der Bilder sah, wusste sie sofort die Interpretation, und damit ging es mir an den Kragen. Nicht, wie die meisten Menschen es an sich haben, über ihre Gefühle und Eindrücke von den Bildern zu reden, haben es die Psychologinnen scheinbar so, dass sie über die Gefühle anderer reden, die sie aus diesen Bildern herausholen. So bohren sie an diesem Menschen herum und sehen etwas in ihm, bis sie ihn endgültig durchschaut haben. Hört man sie so reden, meint man, sie wüssten Bescheid. Sie haben Strategien und Angriffstechniken, wissen dieses oder jenes zu belegen und sie reden sogar über ihre Gefühle. Nimmt man sich dann zwischendurch die Zeit und hält ihre Hand, so merkt man das Zittern, die Unsicherheit ihres Gefühls, was so schön hinter Worten versteckt ist. Dies nun wissend, lässt man sie reden, gibt ihr Antworten und hört ihre Antworten und man erzählt von der eigenen Dramaturgie bis ihre Augen glänzen. Wenn man dann noch zu schreien oder zu weinen anfängt, wäre die Show für die Psychologin perfekt, und sie wäre vollends zufrieden.

Zum letzteren konnte ich mich leider nicht durchringen, aber ihr Glänzen in den Augen genügte mir. Was wichtig zu beachten ist, wäre am Schluss die herzliche Umarmung. Auch sie, unsere Psychologinnen brauchen Gefühle. Und die sollte man ihnen geben, aber dann sollte man möglichst alles vergessen, was von ihnen gesagt worden ist, ob es nun die Bewertung der Bilder ist oder die Interpretation des letzten Liebesdramas. Aber eines dürfen wir nicht vergessen, dass unsere Psychologinnen viel Gefühl brauchen. Und das sollten wir ihnen immer versuchen zu geben.

Dass die Menschen uns keine Ruhe lassen, ist wohl nur ein Zeichen ihrer Schwäche. Ob es die Leute am Arbeitsamt sind oder unsere Psychologinnen, irgendwas muss bei ihnen nicht in Ordnung sein. Da ich dies bei mir schon festgestellt habe und damit leben kann, lasse ich sie und andere in der Hoffnung, sie werden eines Tages auch zu ihrer Erkenntnis kommen.

Kein Platz 6. Dez.

Der Tag des Nikolaus, falls das etwas zu sagen hat. Ich denke an autoritäre Erziehung. Passt doch oder nicht?

Mein Bruder hat keine Zeit. Er muss für die Prüfung lernen. Besser, er schreibt Berichte. Die eigentlich nur zur Präsentation dienen. Wie er sagt, lernt er dabei nichts. Der Mensch leistet, ob jung oder alt, auf Deubel komm raus. Christine, unsere Psychologin, leistet Gefühlsarbeit. Immer redet sie von der Anstrengung ihres Tuns. Wie man sieht, haben sie alle keine Ruhe und keine Zeit. Da fällt mir das Buch "Momo" von Michael Ende ein. Da weiß man, was gemeint ist. Die Zeit wird immer schneller und sie lässt uns keine Zeit. Das ist nicht alles, sie nimmt uns auch das Gefühl zur Ruhe. Christines unruhige Hände fallen mir ein. Ich habe wirre Träume. Barbara fehlt mir. Eine Barbara, die öfters einmal da war. Die Bärin ist tot. Der Bär ist müde. Auf der Insel wusste er, dass er die Kraft dort schneller zurückbekam, als sie ging. Was ich schon oft sagte. Und hier verliert man sich im Nichts. Auch hätte man alles an Geld, hier würde man leer werden. Die Stadt macht leer und macht mich zum Leeren in dieser. Die Ventile sollten alle zu sein. Nichts rein, nichts raus, so könnte man verfaulen.

Da höre ich: "Streben nach Besitz". Das ist es, was ich nicht beherrsche. Wem gehört das Wissen und die Wissenschaft. Schnell würde man sagen, der Wirtschaft. Der Mensch versteht neben dem, was er tut, immer weniger. Je intelligenter er ist, umso schmaler wird sein Wissensstreifen. So jagt er auf ewig entfernte Wissenspunkte hin. Eine Intelligenz, die sich entscheidet, unten oder draußen zu bleiben, wird dumm an der Zeit, die so sinnlos nach vorne treibt. Der Philosoph auf der Straße ist tot. Vielleicht wäre er ja einer von diesen besoffenen Köpfen, die am Bahnhof liegen. Der Verstand wäre dahingehend aufgelöst, als der Alkohol ihn gefressen hat. So ist er als Ausgestoßener nicht zum Philosophen fähig. Von denen, die in Universitäten stecken, kann man nicht viel halten, da sie das Leben nicht verstehen, die Straße und den Bahnhof nicht kennen. Haben sie sich in unsere Enge einmal eingeordnet, sind sie zu nicht mehr allzu viel zu gebrauchen.

Ich habe bei meinem Bruder angefangen, der keine Zeit mehr hat. Habe von Gefühlen geredet, die in unserer Zeit keine Zeit mehr haben, zu fühlen, und ich rede von Punktintelligenz, die im letzten Sinn dumm ist. Ich bin von jedem etwas, und ich will in unserer Zeit nicht arbeiten, damit habe ich keinen Platz in dieser Zeit.

Es geht weiter. Die Überlegungen zu unserer Zeit, tragen etwas Richtiges. Wenn ich jedoch fliehen wollte, was ich immer im Auge habe, und was sich aus meinem Kopfe nicht vertreiben lässt, hätte ich keine Chance zu zeigen, was ich zu sagen habe. Ich könnte auch nicht weitermachen, an dem, was ich tun möchte. Finde ich mich in diesen Räumen erdrückt wieder, zweifelnd an dem, was das Ganze noch soll, so hilft einerseits die Trauer und die ruhige Musik eines Bachkonzertes in Gottes Gnaden, dummer Weise, aber es beruhigt. Schmerz ist durchlebbbar. Fragt mich einer, was die Trauer soll, woher sie kommt, ist es wirklich die Einsamkeit? die persönliche Not? oder steckt nicht auch ein Stück Schrecken vor dem Weltgeschehen dahinter, was durch das Radio plätschert an mein Ohr gerät? Reihen sich nicht auch die vielen Erfahrungen aneinander, die unsere Zeit zu solch einer Armseligkeit gemacht haben? Die Erfahrungen aus allen Bereichen meines Lebens, schwingen sie nicht unterbewusst mit, und bestimmen sie nicht der Welten Trauer? Ich bin es, der traurig ist, doch ist man nicht selbst schon Geschichte geworden? Schwingt nicht alles mit? Auch, wenn man erst dreiunddreißig Jahre ist. Was ist dreiunddreißig Jahre? Früher war es ein hohes Alter. Heute ist man mit seinem Beruf noch nicht fertig und hat in diesem Leistungsprozess nichts behalten, geschweige denn Erfahrungen gemacht, die man greifen kann und die nicht vergessen werden sollten. Wenn ich meinen in Berlin verschimmelten Tisch sehe, das zerrissene Furnier, die aus dem Leim fallenden Kanten, so ist das mein ältestes Stück Geschichte. Mit seinen Merkmalen begleitet er mich und führt die Unwirklichkeit der Verformungen einer Zeit vor. Es zeigen sich kreuz- und querliegende Schnitte im Furnier, die, einer Hand gleich, Gegnerschaft zur Geradlinigkeit unserer Zeit ausdrücken. Schaut er dreckig und unschön aus, so brachte er doch die schönsten Drucke meiner Bilder. Der Dreck und die Schönheit sind Bedingungen, die nicht voneinander zu trennen sind. Sie gehören einfach zusammen. Halte ich mich also im Dreck, so ist das der Weg zum Schönsten und Leichtesten.

Wenn unsere Zeit vermeiden will, nehmen wir als Beispiel den Tod, so wird sie das Leben nicht finden. Wenn sie festhalten will, so wird sie verlieren. Wenn sie etwas bekämpft, so wird der Kampf nur noch schlimmer. Wenn sie etwas bekämpft, was sie aus sich selbst hervorgebracht hat, hat sie sich nicht begriffen, und wird wohlweislich in ihrem Aktionismus untergehen. Die Treibenden werden verlieren, weil sie die Resultate ihres Treibens bekämpfen und dazu geneigt sind, an etwas festzuhalten, was zum Beispiel das Wissen der Wissenschaft ist. Diese ist ad absurdum geführt. Sie hat den Philosophen in der Tonne nicht erkannt. Anstatt dem Kaiser zu sagen, er möge an die Seite gehen, ist sie bestrebt, die Sonne an sich zu reißen.

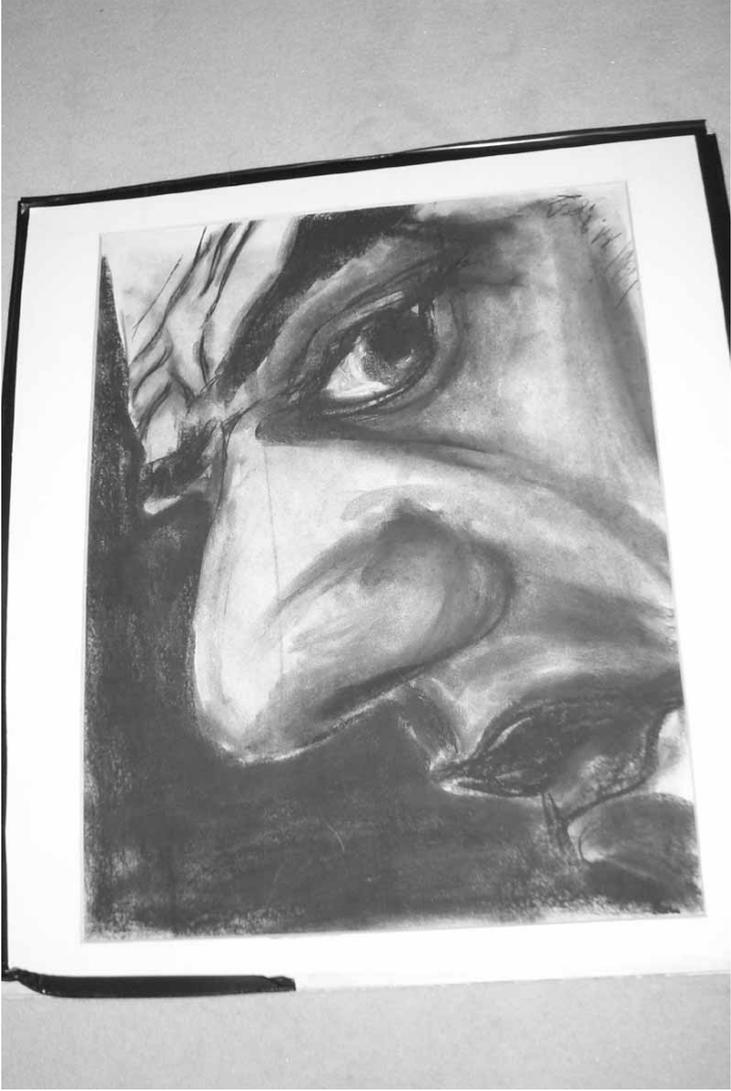
Wenn ich mein Denken und Fühlen noch nicht verloren habe, möchte ich den Rest meines Daseins in einer Tonne verbringen und an geschichtsträchtigen Tischen sitzen und ein kleines bisschen Weisheit erleben dürfen, ohne zu besitzen oder etwas festhalten zu wollen, geschweige denn zu können. Vergessen wir nicht, auch mit dem Sein werden wir eines Tages lenken, denn das treibende Wollen verliert sich im Nichts, da es seine Kraft zum Lenken einbüßt. Es gibt Zeitlenker und es gibt Zeitdenker. Ich für meinen Teil halte mich an die letzteren.

Schreck vor der Ausstellung 10. Dez.

Sonntag. Ein kalter Nebel zieht durch die Stadt. Gestern Abend war wieder ein sehr glücklicher und menschenfreundlicher Abend in der Kneipe. Er zog sich bis in den Morgen und ich war zufrieden, hatte viel über das Leben gesprochen und hörte anderen zu, die über das Leben sprachen.

Heute Abend war ich auf einer Ausstellung, die die Kunst verkauft und mir leeren und nichts sagenden Worten eisige Atmosphäre vermittelte. Mir versetzte sie einen schrecken. Ich brachte auch nichts Besseres zu Stande als ein Sektglas umzukippen, was dann am Boden zerbrach. Ansonsten fror ich, was der gesamten Situation entsprach.

In eine Kneipe flüchtend, hörte ich wieder einfach Worte. Ein älterer und langbärtiger Mann saß in der Ecke und leuchtete mit seinen Augen. Er beobachtete eine junge Frau, die etwas erzählte und so natürlich wirkte. Sie war wie ein Kind. Er schwieg, und schaute, und seine Augen freuten sich um diesen Menschen. Das zu sehen, beruhigte mich, und es machte mich auf irgendeine Weise froh.



Lebenslauf des Autors

Name: Radtke

Vorname: Volkhard

Geburtsdatum: 16.07.1956

Geburtsort: Bochum

*Schule: Grundschule 1963 bis 1967, Hauptschule bis 1973,
Abschluss: Mittlere Reife*

*Ausbildung und Beruf: Physiklaborant bei Fa. Krupp, Bochum bis
01.1977*

Zivildienst: Altenheim Dortmund bis 05.1978

*Schule: Gewerbliche Schule Essen West bis 07.1979 Abschluss:
Fachhochschulreife*

Ehe: mit C. Dill ab 05.04.1979

*Studium: Physikalische Technik an der Fachhochschule Ravensburg,
1979/80 Abbruch,*

Arbeit: Sägewerksarbeiter in Durlesbach bis 07.1980

*Dauernachtwache in einem Altenheim bei Wolfeggs von 9.1980 bis
03.1988*

während dieser Zeit:

Mitwirken beim Aufbau des Kinderschutzbundes von Bad Waldsee

*Pflegekinder vom Jugendamt in Ravensburg und Bad Waldsee 1980 und
1981*

Geburt von Sohn Samuel Radtke am 20.03. 1981

Trennung von Frau und Kind im 10.09.1981

Kleine Schneiderei ab 1981

Scheidung 1983. Der Sohn wird vom Ehemann der Exehfrau adoptiert.

Umbau eines alten Bauernhauses 1982 bis 1984

Studium: Sozialpädagogik an der Ev. Fachhochschule in Reutlingen, Abbruch nach vier Semestern bis 1985

Arbeit: Familienhelfer am Jugendamt Ravensburg von 1985/86.

Aufbau einer kleinen Schreinerwerkstatt von 1985 bis 1986

Reise durch die Sahara; Tunesien, Algerien, Niger, Benin und Togo von Januar bis März 1986

Beginn mit der Malerei ab Oktober 1986

Erste Ausstellungen in Berlin und Süddeutschland ab Dez Dezember 1987.

April.1988: Rückzug auf eine kleine Insel bei Sizilien. Tagebücher, Reflexionen

Ab September. 1988: Ein Jahr Wanderschaft

Ruhrgebiet: Umbau eines alten Segelbootes

Berlin: Mithilfe beim Bau von Musikboxen

Bochum: Vatergespräch

Zweiter Inselaufenthalt

Ruhrgebiet: Arbeit beim Erfahrungsfeld der Sinne, Kückelhaus

Eifel: Aufenthalt bei Rudolf Bahro, Umbauarbeiten an einer alten Scheune

Süddeutschland: Dachrenovierung, Bau eines Schafstalls, Mithilfe bei der Demontage eines Radioturms in Waldburg, dazu Erstellung einer Fotoserie.

Wohnwagen, Tagebuchbearbeitung.

Ruhrgebiet: Mitwirken beim "Spektralienmarkt" auf einer Zeche, dort Bau eines Grottenlabyrinths mit Kindern und Jugendlichen.

Oktober 1989: Aufbau einer verfallenen Hinterhofwohnung, die ich bis heute bewohne. Ab hier nehme ich die Malerei wieder auf und beginne wieder mit Ausstellungen. Das Tagebuch wird weiterhin sehr umfangreich geführt.

1990 im Frühling, Umbrien in der Aussteigerszene, Süddeutschland, Frankreich Spanien

1992 im Sommer, Polenreisen

1994 Bau von zwei Bühnen für Theaterstücke.

Von 1994 bis 1997, große Wandobjekte

Doppelausstellung Wandobjekte 1996. Bekomme Empfehlung die Tagebücher abzuschreiben.

1997/98 Abschrift der handschriftlichen Tagebücher.

Ab 1999 beginnt das Thema der Planetenentstehung im Tagebuch.

1999 im Sommer, 4 Monate Arbeit auf einem Campingplatz in der Toskana.

Winter 1999/2000, Planetenentstehung im Tagebuch. Gemeinschaftsausstellung in Polen. Beitrag in der polnischen Kunstzeitschrift „dlatego“.

Im Sommer 2000, 2 Monate Arbeit auf dem gleichen Campingplatz.

Im Winter 2000/01 entsteht die erste Abhandlung über die Entstehung der Planeten und die Auswirkungen auf die Sterne in Tagebuchform.

Juni, Juli 2001, Kanada und USA, Bundesstaat Montana.

Herbst und Winter 2001/02, neue Abhandlung über das Thema der Planetenentstehung.

Ab Mai 2002, Radreisen am Rhein, Bau eines eigenen Schornsteins.

Herbst und Winter 2002, Ausstellung, Rentenbeginn, Astronomietagebuch.

Frühjahr 2003, Das Astronomietagebuch wird in Themenbereiche aufgeteilt. Bau einer Dachterrasse.

August 2003, Arbeit auf einem Campingplatz in Südfrankreich, Rückreise mit dem Fahrrad.

Winter 2003/04, Kürzungen in der Themenbereichen, neue Abhandlung zur Entstehung der Planeten und die Auswirkungen auf die Sterne. Abschluss April

Sommer 2004, Radreisen, - Weiterbau an der Dachterrasse, - Vaters Tod, kurzer Italienaufenthalt, Psychose, Psychiatrie in Italien.

Herbst 2004 Überarbeitung der Abhandlung zur Planetenentstehung.

Frühjahr 2005: Digitalisierung der fotografierten Kunstwerkes, Überarbeitung der Planetengeschichte zum Buch.

Sommer 2005: Italienreise an den Ort des Psychosebeginns.

September 2005 Gründung eines eigenen Verlages und Veröffentlichung des ersten Buches zur Planetenentstehung. „Die Planetenentstehung und ihre Auswirkungen auf die Sternentwicklung“

Frühjahr 2006 Überarbeitung des Planetenbuches, Auswertungen zu Planeten um andere Sterne und Italienreise

Juni 2006, Italienreise mit dem Rad.

Sommer 2006, Arbeit am „Tagebuch eines Sonderlings“.

August 2006 bis März 2007, Gemeinschaftsausstellung in der Bochumer Psychiatrie

September 2006, Vollberentung

Januar 2007, Veröffentlichung „Tagebuch eines Sonderlings“.

Februar, März 2007, Englische Kurzversion der Planetenentstehung und Sternentwicklung geht nach Cambridge und London zu Nature Science in England.

April und Mai 2007, Entwicklung eines neuen Modells zur Zusammensetzung des Atomkern.